# Reisen

nach der

nordwestlichen Küste

von Amerika

von

den Kapitainen Meares, Dixon, Portlak u. a.

---

Ein Auszug

aus der

größeren Sammlung dieser Reisen

für

Liebhaber und Lesekabinete.

---

Nürnberg,

bei Ernst Christoph Grattenauer, 1795.

NW
970P
R375

# Vorbericht.

Die wichtigen Entdeckungen der Engländer auf den Inseln der Südsee sind sehr oft beschrieben, übersezt, ausgezogen, und in mehr als einer Gestalt dem deutschen Publikum vorgelegt, und von demselbigen mit Beyfall aufgenommen worden. Nicht minder wichtig und interessant sind die gefahrvollen Reisen, welche eben dieselbigen in dem entlegensten Winkel der Erde, auf der noch vor wenigen Jahren ganz unbekannten nordwestlichen Küste von Amerika gemacht haben. Aber nur einem geringen



148909

# Vorbericht.

Theil der deutschen Lesewelt ist es vergönnt, die größeren und kostbaren Werke, worinn diese Reisen beschrieben sind, zu genießen. Um diesen Theil des Publikums mit diesen interessanten Reisen und Entdeckungen nicht unbekannt zu lassen, hat man diese Auszüge gemacht, die gewiß jeden Leser unterhalten und belehren werden.

---

Im

# I.

# Reise
## des Kapitain Meares.

Im Jenner 1786 rüstete eine Gesellschaft zu Kalkutta in Bengalen zwey Schiffe zu einer Reise nach der nordwestlichen Küste von Amerika aus. Das eine von 200 Tonnen Last, über welches ich das Commando erhielt, bekam den Namen Nutka, und das andere von 100 Tonnen, das Lieut. Tipping commandirte, hieß die Seeotter. Dieses leztere seegelte vorher mit einer Ladung von Opium nach Malakka, und jenes sollte Herrn Burke, den Oberkriegszahlmeister der kön. Truppen in Indien, nach Madras bringen. Am 12 März seegelten wir ab, und giengen am 27sten dieses auf der Rhede von Madras vor Anker. Eine ausserordentlich schnelle Ueberfahrt bey dieser Jahrszeit. Nachdem wir noch allerley Vorräthe und Lebensmittel an Bord genommen hatten, giengen wir am 7 April in die See. Wir hofften mit dem eingenommenen Vorrath achtzehn Monate auszukommen, ob wir gleich eine starke Bemannung hatten; denn wir bestunden aus vierzig Europäern und zehn Laskars oder indischen Matrosen.

Am 23 May erreichten wir nach einer langsamen Fahrt Malakka. Schon zeigte sich der Schaarbock, und wir verlohren unsern vortreflichen Bootsmann. Tipping war mit der Seeotter schon von Malakka abgesegelt. Auch hier versorgten wir uns mit Holz, Wasser und Erfrischungen, und giengen am 29 May in die See. — Am 22 Jun. erblickten wir die Baschi-Inseln; aber erst am 26sten konnten wir bey der Grafton-Insel in einer kleinen anmuthigen Bey Anker werfen. Die Pflanzungen, welche allenthalben durch nette Verzäunungen umschlossen sind, bilden eine anmuthige Aussicht. Auf einer sanften Anhöhe lag ein Dorf; Gruppen von schönen Bäumen schmückten romantisch den Abhang der Berge, wobey ein schneller Bach durch das Thal rauschte. Die ganze Gegend war von ausserordentlicher Schönheit. Ungefähr vier Jahre vorher hatten die Spanier diese Inseln in Besitz genommen, weil sie hofften im Innern der Gebirge edles Metall zu finden. Der Gouverneur begegnete uns sehr höflich, und störten unsern kleinen Tauschhandel mit den Einwohnern, den harmlosesten Menschen, nicht im geringsten. Während unsers viertägigen Aufenthaltes bekamen wir gegen rohes Eisen viele Schweine, Ziegen, Enten, Yams und Batatten. Am 1sten Julius verliessen wir diese Inseln, und richteten unsern Lauf nordostwärts. Sobald wir über den 25 Grad nördlicher Breite hinausgekommen waren, hatten wir unaufhörliche Nebel. Am 1 Aug. erblickten wir durch die Nebelbänke die Inseln Amluk

luk und Atscha, zwey der sogenannten Fuchsinseln zwischen Kamtschatka und Amerika. Wir legten uns bey jener zwey Tage lang vor Anker, und wurden von den Russen und Eingebornen besucht.

Auf der Fahrt von hier nach Unalaschka geriethen wir zwischen fünf unbewohnten und aus ungeheuren Felsenmassen bestehenden Inseln in große Verlegenheit, kamen aber doch glücklich durch. Am 5 Aug. sahen wir viele Kanots, die sich mit dem Wallfischfange beschäftigten. Sie gafften unser Schiff an, gaben eine große Verwunderung zu erkennen, ruderten aber weiter nordwärts. Der Nebel blieb noch immer sehr dick. Die vielen Kanots, bey denen wir vorübergeschifft waren, machten es wahrscheinlich, daß Land, vermuthlich die Insel Amuchta, in der Nähe wäre.

In der folgenden Nacht schreckte uns plötzlich das Geräusche der sich an den Küsten brechenden Wogen. Wir legten das Schiff sogleich um. Bey Anbruch des Tages erblickten wir vom Mastkorb das Land auf einen Augenblick, das mit Schnee bedeckt zu seyn schien. Bald verdickte sich aber wieder der Nebel, und machte unsre ängstliche Lage noch schrecklicher. Vier Tage lang suchten wir unaufhörlich, aber umsonst, nach einem Ausweg. Das Rauschen des Wassers an dem Felsenstrande schreckte uns bald von dieser, bald von der andern Seite. Wir vermutheten, daß wir durch einen engen Eingang in einen von gefahrvollen Ufern

umgebenen Meerbusen gerathen wären. Am 5ten endlich verschwand der Nebel, und wir hatten den grausenvollen, feierlichen Anblick der glücklich vermiedenen Gefahren. Von allen Seiten umgab uns ein fürchterlich hohes Land, dessen Abhänge bis auf zwey Drittel der Höhe hinabwärts mit Schnee bedeckt waren. Die Küste bestand aus einer hohen, senkrechten Felsenmauer, an deren Hölungen das Steigen und Fallen der gewaltigen Wogen jenes warnende Geräusch verursachte. Nun entdeckten wir zwey Durchfahrten, eine südwärts, durch welche wir hineingekommen waren; und die andere nordostlich. Die Strömung war gegenwärtig so stark, daß wir nicht wieder durch den südlichen Kanal auslaufen konnten; wir schifften daher nordwärts, und dann östlich bis Unalaschka, wo wir durch die Enge zwischen Unimak und Unalaschka durchseegelten. Auf der Südseite der Insel kam ein Russe als Lootse zu uns, und führte uns in einen Hafen.

Die hier befindlichen Russen waren von Ochotsk und Kamtschatka gekommen. Sie müssen acht Jahre lang hier bleiben, dann kommen andere und lösen sie ab, um Meerotter und andere mit Pelz bekleidete Thiere zu fangen. Die Eingebohrnen müssen eben dieses thun, und die Früchte ihrer Arbeit als einen Tribut an die Kaiserin erlegen, der dieser Handel ausschliessungsweise gehört. Dafür erhalten sie einen geringen Vorrath an Schnupftoback, den sie unmäßig lieben, und wenn sie nur

diesen

diesen haben, so sind sie mit ihrer elenden Lage zufrieden. Eisen und andere europäische Handelsartikel sieht man bey ihnen so selten, als bey ihren Nachbarn auf dem festen Lande. Auch die Wohnungen der Russen sind in die Erde gegrabene Gruben, die äusserlich so wenig einer Wohnung gleich sehen, daß ein Fremder hineinfallen kann, ehe er sichs träumen läßt, daß er sich an einem von Menschen bewohnten Orte befindet. Der einzige Zugang ist ein oben offen gelassenes Loch, durch das man auf einem eingekerbten Pfosten hinuntersteigt. An den Seiten sind diese Wohnungen durch Verschlage in Schlafstellen abgetheilt, in denen Thierfelle als Betten liegen, und in der Mitte ist der Feuerheerd. Bey sehr kalten Wetter brauchen sie Lampen statt des Brennholzes, welches auf diesen von Bäumen ganz entblößten Inseln äusserst selten ist, und nur zufällig vom festen Lande hergeschwemmt wird. Fische mit einer Brühe von Fischöl sind ihre einzige Nahrung, und selbst die Russen nähren sich so, ausser daß sie ihre Speisen kochen, da hingegen die Eingebohrnen sie roh verzehren. Wilde Sellery ist die einzige Pflanze, die auf diesen Inseln wächst, und die Einwohner verzehren sie roh. Die Russen wohnen zwar schon lange auf diesen Inseln, aber sie haben noch keinen Anbau versucht, haben auch kein zahmes Thier, als Hunde. In Absicht der Nahrung verlassen sie sich blos auf den Fischfang, und sie haben auch die vortreflichsten Fische, die ihnen auch Kräfte und Gesundheit geben, wie aus dem star-

ken und gesunden Aussehen sowohl der Eingebohrnen, als der Russen zu schließen ist.

Die Eingebohrnen dieser Inseln, die man unter dem Namen der Fuchsinseln kennt, sind stark und untersezt, mit runden rothwangigten Gesichtern, auf denen man keine Spur von Wildheit sieht. Sie zerkratzen ihr Gesicht nicht so, wie die Bewohner des festen Landes, und sind dem Anscheine nach von einer harmlosen Gemüthsart. Eifersucht gehört wenigstens nicht zu ihren gewöhnlichen Leidenschaften. Die einzigen vierfüßigen Thiere dieser Inseln sind Füchse, unter denen es einige mit schwarzem Pelze giebt, der sehr theuer ist. Wir konnten mit den Russen nicht handeln, weil sie ihr Pelzwerk zu theuer hielten, besonders deswegen, weil sie im folgenden Jahr abgelöset zu werden hofften.

Am 20 August verliessen wir Unalaschka, um längst dem festen Lande bis jenseits der Schumagins-Inseln hinzuschiffen. Am 27 Aug. erblickten wir dieselben. Es kamen viele Kanots zu uns, von eben der Bauart, wie auf den Fuchsinseln. Auch die Leute gliechen den Eingebohrnen dieser Inseln an Kleidung und Sprache völlig. Die Eingebohrnen dürfen, nach einem Verbote der Russen, keine größere Kanots haben, als solche, die einen einzigen Mann fassen. Sie sind gemeiniglich zwölf Fuß lang, zwanzig Zoll breit und an beiden Enden scharf zugespizt. In der Mitte,

wo der Ruderer sitzt, sind sie ungefähr zwanzig Zoll tief. Ihr Gerippe besteht aus sehr dünnen Brettchen oder Latten von Tannenholz, die mit Wallfischsehnen zusammen verbunden, und mit einer Robben- oder Wallroßhaut überzogen sind. Der untere Rand des Hemdes von Leder, die gewöhnliche Kleidung dieser Insulaner, verhindert, wenn es über das Loch im Kanot gebunden wird, daß kein Tröpfchen Wasser eindringen kann. Diese Kähne werden übrigens durch Rudern sehr schnell fortbewegt, und die Eingebohrnen pflegen damit bey jeder Witterung in die See zu gehen.

Wir wollten nun, in der Meinung, daß wir alle russische Handlungsstationen hinter uns zurückgelassen hätten, noch vor dem Eintritt des nahen Winters Gelegenheit zu einem vortheilhaften Tauschhandel bekommen, und beschlossen daher, westwärts am Cookfluß einen Hafen zu besuchen. Indem wir längst der Küste hinfuhren und eine weite Oefnung erblickten, so steuerten wir darauf zu, und konnten nicht begreifen, wie eine so große Meerenge der Aufmerksamkeit eines Cooks entgangen seyn könnte. Zwanzig Seemeilen weit waren wir in derselbigen gefahren, als sich ein Kanot mit drey Mann von der inländischen Seite uns näherte. Es war ein russischer Matrose dabey, der zu uns an Bord stieg und uns sagte, daß dieß die Insel Kadjak wäre, auf welcher die Mannschaft dreyer Galiotten ihre Posten hätten. Es war uns nicht angenehm,

denn

denn es vernichtete unsere Hofnung, diesseits des Cooksflusses etwas einhandeln zu können. Wir setzten also unsere Fahrt durch die Meerenge fort, welche wir Petries-Meerenge nannten, und kamen endlich bey dem Kap Douglas in den Cooksfluß, welche Meerenge ein großes Stück vom festen Lande abschneidet, das die vorigen Karten noch als zusammenhängend mit demselben vorstellten.

Es kamen bald Indianer in ein Paar Kanots zu uns, und verkauften einige Meerotterfelle, für deren jedes sie etwa ein Pfund rohes Eisen erhielten. Sie bezeigten eine große Freude über unsere Ankunft, und boten uns alles, was sie in ihren Kähnen hatten, zum Geschenk an. Toback mochten sie nicht; ein Beweis, daß sie noch kein Verkehr mit den Russen hatten. Da sie wiederholt: englisch, englisch! riefen, so mußten sie schon vorher Engländer gesehen haben. Am folgenden Tag kamen Russen von einer kaufmännischen Reise den Fluß heruntergeschifft. Jedes Boot war mit einem metallenen Feldstück, und jeder Mann mit einem kurzen Gewehr bewafnet.

Da der 20ste September und mit ihm sehr stürmisches Wetter herankam, so beschlossen wir, uns nach Prinz Wilhelms Sund zu begeben, und daselbst, wo möglich, zu überwintern. Es stürmte gewaltig, als wir daselbst ankamen, und in drey Tagen ließ sich kein Eingebohrner sehen, daher wir glaubten, daß sie diese Küste schon verlassen

und

und sich südwärts begeben hätten. Bey einer Streiferey am Lande sahen wir ein mit einem Beil abgehauenes Holz, und schlossen daraus, daß die Seeotter, unser Gefährte, schon da gewesen, und wieder nach China gesegelt sey. Wir schienen also nichts als Ungemach zu erwarten zu haben. Die Küste schien von Einwohnern leer zu seyn, und die Witterung war furchtbar geworden. Verliessen wir diesen Ort, so war es sehr ungewiß, ob wir irgend einen andern Zufluchtsort finden würden, zumal da unsere Leute schon sehr unzufrieden geworden waren. Wir beschlossen daher, den unwirthbaren Winter in Prinz Wilhelms Sund zuzubringen, da der Zweck der Reise und das Interesse der Eigenthümer diese Aufopferung erforderten.

Am vierten Tage besuchten uns einige Kanots, und die Einwohner betrugen sich friedfertig gegen uns. Sie nannten uns verschiedene englische Namen, die wir für Namen der Leute am Bord der Seeotter erkannten. Sie gaben uns auch zu verstehen, daß ein Fahrzeug mit zwey Masten vor wenigen Tagen mit vielen Fellen von hier abgegangen sey, und um die Menge derselben anzudeuten, zeigten sie uns die Haare auf ihren Köpfen. Auch versprachen sie uns durch Zeichen, daß wir den Winter über viele Seeottern tödten würden. Da wir einen bequemen Hafen zum überwintern fanden, so tackelten wir unser Schiff ab, und fiengen an auf dem Lande ein hölzernes Haus zu errichten. Die Eingebohrnen besuchten uns täglich, und zeig-

ten

ten dabey ihre Talente zum Stehlen. Die Kunstgriffe, womit sie sich eiserner Geräthschaften zu bemächtigen suchen, sind oft fast unbegreiflich. Oft zogen sie den Kopf eines Nagels, wenn er nur ein wenig aus dem Holze hervorragte, mit den Zähnen heraus.

In der Mitte des Octobers hatten wir noch wenig Felle erhandelt; aber die Einwohner kamen in größerer Anzahl, so daß sie uns lästig fielen. Klugheit und Menschlichkeit geboten uns, wo möglich, alle gewaltthätigen Züchtigungen zu vermeiden. Und doch mußten oft unsre Leute, wenn sie am Lande beschäftiget waren, an den Bord des Schiffes zurückkehren, weil die Einwohner ihnen ihr Geräthe wegzunehmen suchten. Am 25 Oct. bemerkten wir, daß eine große Menge Indianer in unsere Bucht kamen. Wir riefen daher unsern Leuten zu, daß sie an Bord kommen sollten. Da dieses nicht augenblicklich geschah, so gewannen die Indianer Zeit, dem Schiffe gegen über zu kommen, und an dem Arbeitsplatze zu landen. Zu gleicher Zeit stieß ein anderer Haufen aus dem Walde zu ihnen. Vergebens wollten wir durch allerley Zeichen ihnen das Landen untersagen; sie thaten es zum Trotze dennoch. Hierauf richteten wir zwey Kanonen auf sie, und dieß that zur rechten Zeit seine Wirkung, indem sie schon unsern Leuten die Aexte aus den Händen reissen wollten. Sobald sie dieses sahen, riefen sie: Lali, Lali! d. i. Freund, Freund! und breiteten ihre Arme zum

Zeichen

Zeichen der Freundschaft weit auseinander. Als unsere Leute an Bord gekommen waren, hielten wir es für gut, den Eingebohrnen einen Beweis von der Wirkung unserer Kanonen zu geben. Es wurde eine zwölfpfündige Karonade mit Kartätschen geladen abgeschossen. Die Wirkung des Schusses im Wasser sezte sie in Erstaunen; sie standen erschrocken da, und schienen in keiner geringen Verlegenheit zu seyn. Nun gaben wir ihnen zu verstehen, daß wir nicht im Sinne hätten, ihnen etwas zu Leide zu thun, so lange sie sich friedlich und ehrlich gegen uns betrügen, und daß wir gegen unsere Waaren Felle von ihnen eintauschen wollten. Nun zogen sich, nach einem wiederholten Freudengeschrey, diejenigen unter ihnen, die in Pelze gekleidet waren, augenblicklich aus, und verkauften uns gegen eine mäßige Anzahl großer eiserner Nägel 60 schöne Seeotterfelle. Ihr Versuch, uns zu überfallen, war vorher überlegt, weil sie einander sonst nie in Kähnen zu bekriegen pflegen, sondern sich ihrer nur gewöhnlich bedienen, um Weiber und Kinder bey Annäherung des Feindes wegzuführen, daher sie diese Art der Fahrzeuge Weiberkähne nennen.

In unsern gegenwärtigen Umständen hielten wir es für rathsam, unsere fernern Operationen am Lande einzustellen. Wir bedeckten das Schiff mit Sparren, und faßten es von allen Seiten ein. Zum Unglück fiel sehr viel Schnee, und lag auf dem Lande so tief, daß wir diese Arbeit nicht vollenden

enden konnten. So weit die Bedeckung fertig war, diente sie dazu, eine Stelle zum Auf- und Abgehen trocken zu erhalten, und schützte das Verdeck gegen die Kälte. Zugleich war sie im Nothfall eine hinlängliche Befriedigung gegen jeden Angriff der Eingebohrnen, da von einer andern Seite das Eis, welches sich überall um uns her zu bilden anfieng, ihnen einen sehr beträchtlichen Vortheil gab.

Am 31 October fiel das Thermometer bis zum Gefrierpunkt. Bisher hatten wir viele Lachse gefangen; jezt zogen aber diese Fische aus den kleinen Flüssen weg. In einem Teiche zwischen den benachbarten Bergen fiengen wir mit dem großen Netze so viele Fische, als wir für den Winter einsalzen konnten. Die Art, wie wir hier die Fische fiengen, ist etwas lächerlich. Man stellte sich an den Abfluß des vorhin erwähnten Teiches, wo er sich in das Meer ergießt, und kaum über einen Fuß tief ist. So wie nun die Fische hinauf oder herab schwammen, schlug man sie mit einer Keule vor den Kopf. Dieß thaten unsre Matrosen mit Vergnügen, und verschaffte unserm Tisch üppige Mahlzeiten. Doch nun neigten sich die Tage des Ueberflusses zu Ende. Die Gänse und Enten versammelten sich in große Züge und wanderten in die südlichen Gegenden. Die Eingebohrnen hatten uns bisweilen wilde Schafe gebracht, die einzigen Landthiere, die wir bey ihnen wahrnahmen, und daher hofften wir, daß sie uns auch im Winter

ter mit einigen Lebensmitteln aushelfen würden. Allein am 5 November war kein Vogel mehr zu sehen, und in den Wäldern lag der Schnee fünf Fuß hoch, so daß nicht fortzukommen war. Die Fische hatten alle Buchten verlassen, und wir waren auf allen Seiten vom Eis eingeschlossen. Den Eingebohrnen blieben keine andere Lebensmittel übrig, als Wallfischfleisch und Speck, den sie für den Winter bereitet hatten. Vom 2 Nov. an hielt das Eis um das Schiff sehr gut, und unsere Leute liefen daher Schlittschuh, welches zur Erhaltung ihrer Gesundheit nicht wenig beytrug, bis endlich der Schnee auf dem Eise eben so hoch lag, wie auf dem Lande. Den November und December hindurch waren wir sehr gesund. Die Einwohner betrugen sich freundschaftlich, das Stehlen ausgenommen, das ihnen nicht abzugewöhnen war. Im December blieb das Thermometer fast beständig auf 20° stehen. Wir hatten nur einen schwachen Schimmer von Licht; denn die Mittagssonne stand nur 6 Grade über den Horizont, und die hohen im Süden liegende Gebirge, die sich bis zu einer Höhe von 20 Graden erstrekten, raubten uns den Anblick derselben. Hier, wo wir gleichsam eingekerkert, und von dem erheiternden Lichte und der belebenden Wärme der Sonnenstralen abgeschieden waren, hatten wir überdieß auch keine andere Art von Genuß, die der Einöde um uns her hätte zum Ersatz dienen können. Die furchtbar hohen Gebirge raubten uns beynahe den Anblick des Himmels, und warfen ihre nächtlichen

Schatten mitten am Tage über uns her; aber auch das Land war wegen des tiefen Schnees unzugänglich, und wir hatten also gar keine Hofnung während des Winters ausserhalb des Schiffes und unserer eigenen Gesellschaft, Erholung, Hülfe oder Erleichterung zu finden. — Doch dieß war nur der Anfang unserer Mühseligkeiten.

Am neuen Jahr 1787 nahm die Kälte zu, und darauf fiel bis in die Mitte des Jenners viel Schnee. Die untere Seite unserer Verdecke war jezt zolldick mit einem schneeähnlichen Reife bedeckt, ungeachtet täglich zwanzig Stunden lang drey Feuer brannten, die, wenn sie angezündet wurden, durch das Aufthauen eine kleine Ueberschwemmung verursachten. Nach dem großen Schnee legten sich zwölf Mann, die am Scharbocke litten; zu Ende des Monats starben vier von ihnen, und die Anzahl der Kranken stieg auf drey und zwanzig. Unser erster Officier empfand einen leichten Schmerz auf der Brust (ein gefährliches Anzeigen); er vertrieb ihn aber durch unaufhörliches Käuen der Tannenzweige, und durch Niederschluckung ihres Saftes. Wegen des widrigen Geschmacks aber liessen sich die wenigsten bereden, damit fortzufahren. Gegen Ende des Februars waren dreyßig von unsern Leuten so entkräftet, daß sie sich nicht mehr aus ihren Hängematten heben konnten; viere von ihnen starben während dieses Monats. Unsere Vorräthe waren schon so erschöpft, daß wir durch keine schicklichen Speisen die Kur der Genesenden

voll-

vollenden konnten. Ueberdieß wurden unsere Leute traurig und niedergeschlagen.

Im Januar und Februar stand das Thermometer gröstentheils auf 15°, bisweilen auf 14°. Ungeachtet dieser großen Kälte besuchten uns die Eingebohrnen, blos in ihre Jacken von Seeotter- oder Robbenfellen, und meistens den Pelz auswärts gekehrt, gekleidet. Die Füße waren blos; sie schienen es aber nicht zu fühlen. Einige Tonnen Wallfischfett brauchten wir als Oel; aber auf diese Leckerey pflegten sie sich, wenn sie an Bord kamen, bey uns zu Gaste zu bitten. Nach ihrer Meinung würkte der Scharbock unter uns, weil wir uns nicht von dieser schmackhaften und gesunden Speise nähren wollten. Nach ihren täglichen Besuchen hätte man glauben sollen, daß ihre Wohnungen, ob wir gleich nie eine entdeckt hatten, nahe seyn müßten. Nun erfuhren wir aber, daß sie ein herumziehendes Volk ohne feste Wohnplätze wären, und schliefen, wo sie könnten oder wollten. Des Nachts zündeten sie nie ein Feuer an, aus Furcht von feindlichen Stämmen überfallen zu werden.

Der März, eben so kalt, als die beyden vorhergehenden Monate, erleichterte unsere Leiden nicht. Zu Anfang desselben fiel noch Schnee, und die Anzahl der Kranken vergrößerte sich wieder. Der Verlust unsers Wundarztes, dessen Hülfe uns so nöthig war, schmerzte uns sehr. Unser erster

Officier spürte wieder eine Anwandlung von seiner Krankheit; er machte sich aber Bewegung; verfertigte sich einen Absud von Tannensprossen, der zwar sehr ekelhaft schmeckte, und auch als ein Brechmittel wirkte, aber die heilsamsten Wirkungen hervorbrachte. Der zweyte Officier und einige Matrosen bedienten sich ebenfalls dieses Mittels, und erholten sich aus einem sehr entkräfteten Zustande. — Mit Schmerz mußten wir sehen, daß die schreckliche Krankheit allmählich einen nach den andern von unsrer Mannschaft verzehrte. Nur zu oft wurde ich zu der schauerlichen Arbeit gerufen, die Leichname über das Eis zu schleppen. Der Schlitten, auf welchem wir unser Holz holten, war ihre Wahre, und die Spalten im Eise ihre Gruft. Die einzige Erleichterung in unsrem Elende bestand darinn, daß wir uns zuweilen von dem Schiff entfernten, um in der Einsamkeit das Gedhze der leidenden nicht zu hören. Alle herzstärkenden Mittel waren längst aufgezehrt, und zur Speise für die Kranken blieb uns nichts übrig, als Zwieback, Reis, und ein geringer Vorrath von Meel. Wein und Zucker hatten wir nicht mehr. Rind- und Schweinenfleisch fehlte uns zwar nicht; allein wenn es auch jezt eine schickliche Kost für uns gewesen wäre, so hätte doch der Abscheu, den unsere Leute vor dem bloßen Anblick desselbigen bezeugten, alle heilsame Wirkungen vereitelt. Fische und Geflügel waren im Winter nicht zu bekommen. Seltene Leckerbissen waren bisweilen eine Krähe oder eine Möve, und ein wahrer Schmaus

ein

ein paar erlegte Adler. Endlich mußten wir wider unsern Willen unsere Ziege nebst dem Ziegenbock, die uns auf der ganzen Reise begleitet hatten, abschlachten, um die Kranken damit zu erquicken.

In den ersten Tagen des Aprils hatten wir noch starken Frost und heftige Stürme; in der Mitte stürmte es noch heftig aus Süden. Da aber diese Winde hier den Sommer mitbringen, so änderte sich die Temperatur der Luft merklich. Bald trat der Nordwind an seine Stelle, und mit ihm stellte sich wieder eine strenge Kälte ein. Bis gegen das Ende dieses Monats kämpften diese entgegengesetzten Winde unaufhörlich mit einander. Gegen das Ende dieses Monats stieg das Thermometer bis zum Gefrierpunkt in der Mittagssonne, und die Eingebohrnen brachten uns einige Heringe und Seevögel. Die Fische vertheilte ich selbst unter die Kranken, und eine unbeschreibliche Freude starrte bey dem Anblick dieser wohlthätigen und erquickenden Speise aus ihren hagern Gesichtern hervor. Ich ermunterte die Eingebohrnen auf alle Art, mehr dergleichen zu bringen. Sie trösteten uns auch mit der Versicherung, daß der Winter bald ein Ende haben werde. Durch das Herrechnen der Anzahl der Monde gaben sie uns zu verstehen, daß der Sommer in der Mitte des Mays anfienge. Die Sonne beschrieb schon einen grossen Kreis über die Berge, und am Mittage war sie sehr erquickend. Wir erhielten auch öfters Fische, und dabey lebte die Hofnung in uns auf,

daß wir Uebriggebliebene würden diesem fürchterlichen Aufenthalte entrinnen können. Dadurch wurden auch die Kranken so belebt, daß sie sich auf das Verdeck bringen ließen, um die Sonnenstralen zu empfinden; viele wurden aber ohnmächtig, sobald sie an die frische Luft kamen. Auch dieß war sonderbar, daß viele, die dem Anschein nach eine große Lebhaftigkeit des Geistes behalten hatten, und so lange sie im Bette lagen von allem sprechen und alles vernehmen konnten, bey der geringsten Bewegung die heftigsten Schmerzen bekamen, und in eine Ohnmacht über die andere fielen.

Bis zum 6ten May gieng eine erstaunende Veränderung vor. Die nicht gar zu sehr entkräfteten Matrosen erholten sich nach dem Gebrauch des Absudes mit einer wunderähnlichen Geschwindigkeit. Wir hatten nun Fische im Ueberfluß, und die Eingebohrnen versorgten uns mit allerley Seevögeln. — Am 17 May kamen Eingebohrne mit dem Könige dieses Sundes, Namens Schönowäh, an ihrer Spitze, mit großer Feyerlichkeit zu uns an Bord, um uns zur Rückkehr des Sommers Glück zu wünschen. Sie sagten zugleich, daß sie zwey Schiffe in der See erblicket hätten. Wir wagten es kaum, diese Nachricht zu glauben; bis am 19ten die Ankunft zweyer Kanots, welche ein Boot geleiteten, sie bestättigte. In diesem Boote besuchte uns Kapitain Dixon, Befehlshaber des Schiffes Königin Charlotte, welches zugleich mit dem Schiffe König Georg unter Kapitain

tain Portlack von London zu Montague-Eiland angekommen war, wo Herr Dixon auf die von den Wilden erhaltene Nachricht die Schiffe verlassen hatte, um uns aufzusuchen.

Dieses Zusammentreffen war ein ausserordentliches Glück. Bedenkt man die schauderhafte Lage unserer Mannschaft, ihre Krankheit, ihre Betrübniß, ihre lange Abgeschiedenheit und die tödende Furcht, daß selbst, wenn nun eine günstigere Jahrszeit käme, ihre Entkräftung und der Zustand des Schiffes dennoch die Abreise unmöglich machen würde, so wird man sich nicht wundern, daß Kapitain Dixon als ein Schutzengel bewillkommt worden ist. — Gegen den 12ten wirkte die Mittagssonne bereits sehr kräftig, und der anhaltende Südwind machte die Luft mild und angenehm. Die große Eismasse, die uns umgab, fieng nun an, sich vom Ufer zu trennen. Bald nachher thaute um das Schiff alles auf, und wir sahen mit Vergnügen, daß es sich wieder an seinem Anker bewegte. Unsere Kranken näherten sich jezt mit schnellen Schritten ihrer Genesung, doch vermehrten noch zwey die Anzahl der Opfer, welchen das Schicksal ihren letzten Schlaf an diesen grausenvollen Ufern bestimmt hatte. Schnee bedeckte noch immer das Land, und ausser Tannensprossen fanden wir noch keine Spur vom Pflanzenwachsthum. — Am 17 May löste sich in der Bucht alles auf, und da wir uns wieder auf offenem Wasser sahen, so erquickte uns die Hofnung, bald diesen

fürchterlichen und leidensvollen Aufenthalt zu verlassen, ungemein.

Wir haben hier nicht über 5 bis 600 Eingebohrne gesehen. Sie sind stark, grobknochigt, und übertreffen etwas die gewöhnliche Statur der Europäer. Ohne Städte und Dörfer zu haben, wandern sie im Sunde beständig herum, wie Laune oder Noth sie treibet. Sie halten diese ganze Gegend für ihr Eigenthum, und dulden keinen andern schwächern Stamm darinnen, wenn er ihnen nicht Tribut bezahlt. Dringt bisweilen ein stärkeres Volk hinein, so begeben sie sich auf gewisse Felsengipfel, die nur durch eine Leiter zugänglich sind. Der jetzige König war ein sehr alter Mann. Bey dem ersten Besuch brachte er drey Weiber mit, die er seine Frauen nannte. Wir beschenkten sie daher mit allerley Sachen; sie erlaubten uns aber nicht die geringste Vertraulichkeit. Ausser diesen haben wir nur noch drey oder vier andere eingebohrne Weiber gesehen. Der König traute sich nicht zu uns an Bord zu kommen, wenn nicht während des Besuchs einer von unsern Matrosen in seinem Boote blieb.

Im Oktober des vorigen Jahrs erhandelten wir von dem König eine junge Frauensperson für eine kleine Axt, und wenige Glaskorallen. Sie gab uns darauf zu verstehen, daß sie eine Kriegsgefangene sey; ihre andern gefangenen Landsmänninnen wären getödet und gefressen worden, welches das

allge-

allgemeine Loos der Kriegsgefangenen sey. Sie wäre zum Dienste der Weiber des Königs bestimmt worden, die aber ihrer Dienste überdrüßig, oder vielleicht gar eifersüchtig auf sie geworden wären. Sie blieb fast vier Monate bey uns, und da sie zu einem weiter südwärts wohnenden Stamme gehörte, so wollten wir im künftigen Sommer längst der Küste hinschiffen, und sie ihren Verwandten wieder geben, wenn nicht die uns treffenden Unglücksfälle dieses verhindert hätten. Im Jenner besuchten uns einige Stämme aus der Nachbarschaft ihres Volkes, denen sie eine Einladung an die Ihrigen mitgab. Diese erschienen auch bald darauf in drey Kanots und brachten einen geringen Vorrath von Pelzwerk; und mit diesen entwischte sie ohne unsere Erlaubniß.

Die Bewohner des Sundes von beyderley Geschlecht haben ein kurzes Haar, welches ihnen gewöhnlich so ins Gesicht hängt, daß sie es beständig zurückstreichen müssen. Die Männer haben alle einen Einschnitt in die Unterlippe, zwischen dem Kinn und der hervorstehenden Lippe, in einerley Richtung mit dem Munde, so daß der Einschnitt einem zweiten Munde ähnlich sieht. Die Knaben haben an derselben Stelle mehrere Löcher; vielleicht ist also die Spalte ein Zeichen der Mannbarkeit. Die Weiber haben eben solche kleine Oefnungen wie die Knaben, und stecken kleine Stückchen von Muscheln hinein, welche wie Zähne aussehen. Männer und Weiber durchbohren die Nasenknorpel,

und stecken einen Federkiel, oder eine Baumrinde durch. Bärte haben gemeiniglich nur bejahrte Personen auf der Oberlippe und an der Spitze des Kinns. Jüngere Personen raufen sich wahrscheinlich die Barthaare aus. Die Backenknochen sind hoch hervorstehend, die Gesichter rund und platt, die Augen schwarz und klein und das Haar pechschwarz. Ihr ganzer Anblick ist wild und gräßlich. Die Ohren haben viele Löcher, in welchen Gehenke von Knochen oder Muscheln befestiget sind. Den Hals und das Gesicht beschmieren sie sich mit rother Farbe; stirbt aber ein Verwandter, so bedienen sie sich der schwarzen. Das Haar ist fast ganz mit Vogelfedern bedeckt. Ihr Kleid ist ein einfacher Fuhrmannsrock von Seeotterfell, der ihnen bis auf das Knie herabhängt und die Füsse nicht bedecket. In den Kanots bedienen sie sich einer andern aus Wallfischhäuten verfertigten Kleidung, mit welcher sie den Kopf bedecken und die Schösse derselben um das Loch fest binden, in welchem sie sitzen; und auf diese Art kann kein Wasser in das Kanot dringen, sie selbst aber sitzen trocken und warm.

In den Wäldern findet man alle Arten der Tannen, die an der jenseitigen Küste von Amerika wachsen, auch Schlangenwurz und Giesenz, welche die Einwohner immer als Arzney bey sich führen. Die Wälder sind dick und bedecken zwey Drittel der Höhe der Gebirge, die sich oben in nackte Felsenmassen endigen. Bey unserer Ankunft im Sunde

bemerk-

bemerkten wir einige schwarze Johannisbeersträuche, aber sonst keine andere Art von Früchten oder Gemüsekräutern. Die einzigen Thiere, die wir sahen, waren Bären, Füchse, Marder, wilde oder Bergschafe und Hermeline. Zur Zeit des Zuges sahen wir sehr viele Gänse, auch allerley andere Wasservögel; aber ausser Krähen und Adlern erblickten wir in den Wäldern keine andere einheimische Vögel.

Das Eisen hatte bey den Eingebohrnen vor allen Waaren den größten Werth, und sie wählten besonders solche Stücke, die die Gestalt einer Lanze hatten. Auch gemeine Glasperlen wurden sehr gesucht, manchmal auch blaue und rothe. Nach unsern wollenen Jacken und den alten Kleidern der Matrosen schienen sie sehr lüstern zu seyn. — Ihre Nahrung besteht gänzlich in Fischen, und den Wallfisch essen sie am liebsten. Der Thran ist ihr Nektar. Die Fische essen sie meistens roh, selten zubereitet. Feuer erhalten sie, wenn sie einige dürre Stücken Tannenholz aneinander reiben. Um das Wasser siedend zu machen, legen sie glühende Steine in wasserdichte Körbe.

Diese Leute sind roh, wild und ganz gefühllos gegen körperlichen Schmerz. Dieß lehrte uns folgendes Beyspiel. Ein Eingebohrner schnitt sich unversehens mit einer Glasscherbe tief in den Fuß. Wir wollten ihn daher verbinden, aber da machte er mit seinen Gefährten unsere Sorgfalt lächerlich, indem

indem sie sogleich mit einigen Glasscherben Arme und Beine auf eine fürchterliche Art zerschnitten, und uns zu verstehen gaben, daß dieses ihnen nichts schade.

Mit unbeschreiblicher Freude seegelten wir am 21 Jun. aus der Bucht ab, wo wir den traurigsten Winter durchlebt hatten. Wir waren noch 24 Mann stark; 23 Mann hatten in dem Sund ihren Tod gefunden. Die Uebriggebliebenen waren munter, ob gleich einige aus Kraftlosigkeit noch nicht die Seitenwände hinauf steigen konnten. Zehn Tage waren wir in der See, ohne weiter südlich, als bis zum 57sten Grade zu kommen. Wegen eines dichten Nebels wurden die Leute auf dem Verdecke durchnäßt, und bekamen geschwollene Beine, so daß einige das Bette hüten mußten. Da wir von der Küste nur vierzig Seemeilen entfernt waren, so steuerten wir landwärts, und sahen bald einen hohen, sonderbar gestalteten Berg, und fanden auch Einwohner in dessen Nachbarschaft, die eben so sonderbar an Gestalt und Sitten waren. Kaum hatten wir uns dem Lande genähert, so kamen uns viele Kanots entgegen, die aus einem einzigen Baumstamme gezimmert waren; viele darunter waren 50 bis 30 Fuß lang, aber nicht breiter als der Baum. Die Weiber sahen seltsam und gräßlich aus. Sie hatten alle einen Einschnitt in der Unterlippe, aber viel breiter, als die Männer im Prinz Wilhelms Sund; denn er gieng auf beyden Seiten um einen Zoll

tiefer

tiefer in die Wange hinein. In dem Einschnitte stack ein ovales Stück Holz, und vermittelst desselben ziehen sie die Lippe von den Zähnen abwärts, wodurch ihr Gesicht auf die ekelhafteste Art entstellt wird. Diese Leute hatte vor uns noch kein Seefahrer besucht.

Nun fuhren wir mit einem Nordwind und bey heiterer Witterung bis zur Insel Owaihi. Und diese kurze Ueberfahrt von dem festen Land bis hieher gereichte zu unserm Glücke, indem wir sonst vielleicht die Sandwichinseln gar nicht erreicht hätten. Die fürchterliche Krankheit, die uns so viele Leute hingerafft hatte, war noch nicht aus unsrem Schiffe verbannt, und wir verlohren einen Mann, ehe wir noch das wohlthätige Klima der Sandwichinseln erreichten. Zehn Tage nach unsrer Ankunft auf denselben war alles gesund.

Wir haben uns hier vier Wochen aufgehalten, und während dieser Zeit erwiesen uns die Einwohner die gefälligste Gastfreundschaft. Wir wurden von ihnen mit Freude empfangen, und bey unsrer Abfahrt weinten sie. Viele wollten mit uns nach England fahren; und da wir nur den Tianna, einen Fürsten von Atuai, den Bruder des Königes dieser Insel mitnahmen, so wurde er deswegen von allen seinen Landsleuten beneidet. Künftig werden wir von diesem liebenswürdigen Manne viel Interessantes zu erzählen haben. Am 2ten Sept. seegelten wir ab, nicht ohne Gefühle der

Dank-

Dankbarkeit gegen diese Insulaner, wenn wir uns an ihre edelmüthige Freundschaft und sorgsame Dienstgefliſſenheit erinnerten. Wir hatten eine sehr glückliche Fahrt, und liefen am 20 Oct. in dem chinesischen Hafen Typa bey Macao ein. Hier machten uns zwey französische Schiffe, die nicht weit von uns vor Anker lagen, besorgt; das eine davon war die Fregatte Kalypso von 36 Kanonen, und das andere ein Proviantschiff unter den Befehlen des Grafen Kergarieu. Das Schicksal wollte es, daß uns das Unglück bis auf den letzten Augenblick verfolgen sollte. Es entstand ein so fürchterlicher Sturm, daß die Kalypso sich kaum durch fünf ausgelegte Anker erhalten konnte. Unser Schiff hatte nur einen einzigen übrig; daher sahen wir uns genöthiget, das Schiff auf den Sand laufen zu lassen, welches das einzige Rettungsmittel war, das uns übrig blieb. — Noch weit beklagenswürdiger war das Schicksal unserer Gefährten in der Seevetter, unter Kommando des Kapitain Tipping; denn von der Zeit an, da dieses Fahrzeug den Prinz Wilhelms Sund verließ, hat man keine Nachricht mehr von demselben erhalten, so daß es wahrscheinlich mit der ganzen Mannschaft untergegangen seyn wird.

# Reise

des Kapitains John Meares und des Kapitains William Douglas von China nach der nordwestlichen Küste von Amerika in den Jahren 1788 und 1789 auf den Schiffen Felice und Iphigenia.

Im Januar 1788 kaufte ich mit verschiedenen englischen Kaufleuten die Schiffe Felice und Iphigenia, jenes von 230 und dieses von 200 Tonnen Last. Sie waren gute Seegler, mit Kupfer beschlagen und stark gezimmert, und also zu der Reise nach der nordwestlichen Küste von Amerika tauglich. Am 20 Jan. waren die Schiffe segelfertig. Das eine davon sollte zu Ende des Herbstes die amerikanische Küste verlassen, und auf den Sandwichs-Inseln überwintern, von da aber nach Amerika zurücke kehren, zu dem andern Schiffe stossen, und von diesem aus China alle Bedürfnisse erhalten, um Faktoreyen an der amerikanischen Küste anlegen, und den Handel erweitern zu können. Die Mannschaft bestund aus Europäern und Chinesern, mit welchen letztern wir eine Probe machen wollten, da man sie als thätige und geschickte Leute kennt, deren Nahrung blos aus Fischen und Reis besteht, und mit einem geringen Lohn zufrieden sind. Wir waren auch auf der Reise mit ihnen sehr zufrieden. Eine Kolonie von Chinesern würde sehr vortheilhaft seyn, wenn

man

man an der nordwestlichen Küste von Amerika Faktoreyen anlegen wollte. — Herr Douglas, ein verdienstvoller Officier, wurde Befehlshaber auf dem Schiffe Iphigenia. Seine Mannschaft bestund aus vierzig Mann, worunter verschiedene Handwerker waren. Die Felice führte ich, sie war mit funfzig Mann besetzt. Da bey einer so langen Reise unter so verschiedenen Himmelsstrichen das grausame Uebel des Scharbocks zu befürchten war: so sorgten wir für alle nur mögliche Vorbauungs- und Heilungsmittel. Wir nahmen einen großen Vorrath von Thee, Syrup, Zucker und andern Hülfsmitteln mit, auch einen Wasservorrath auf fünf Monate, so daß der Mann täglich vier Quartiere erhalten konnte, indem das reichliche Wassertrinken dem Scharbock entgegen wirkt. Auch sorgte man für warme Kleidung, und that überhaupt alles, um einen glücklichen Erfolg der Reise zu bewirken.

Einer der uneigennützigsten Zwecke dieser Reise war dieser: Leute, die man aus Amerika und den Sandwichs-Inseln nach China gebracht hatte, wieder in ihr Vaterland zurück zu bringen. Es wurde auch Hornvieh nebst andern nützlichen Hausthieren an Bord genommen, um die Lage der Eingebohrnen erträglicher zu machen, und den europäischen Seefahrern künftig Erfrischungsmittel zu verschaffen. Unter jenen Naturmenschen, die aus Neugierde, oder Arglosigkeit ihr Vaterland verlassen hatten, befand sich Tianna, ein Prinz von der

Insel

Insel Atuai, den ich 1787 mit nach China genommen hatte. Sein Geist hatte sich durch die vielen neuen Gegenstände, die er gesehen, entwickelt, und er besaß verschiedene nützliche und im Vergleich auch kostbare Güter, die ihn zum reichsten Bewohner seiner Insel machten. — Ich wendete viele Zeit auf diesen liebenswürdigen Insulaner. Nur mit Mühe konnte ich es ihm begreiflich machen, daß er nun bald sein Vaterland, an welchem er mit ganzem Herzen hieng, wieder sehen würde. Der Gedanke an sein Vaterland und an seine Verwandte machte ihn oft traurig, und die dem Menschen so natürliche Vaterlandsliebe regte sich stark in ihm. Er gerieth daher in Entzücken, als er die Nachricht von der nahen und gewissen Rückkehr zu seinem Weib und Kind hörte. Er hatte vortrefliche Anlagen des Geistes, und vorzüglich ein feines Gefühl. Da er in Wampo zum erstenmal die Schiffe sah, gerieth er in ein lebhaftes Erstaunen, und nannte sie die Inseln Britanni. Als man ihm aber ihre innere Einrichtung zeigte, wurde er niedergeschlagen, weil er, wie es schien, fühlte, daß er auf einer niedrigeren Stufe der Kultur stehe. Aber es erwachte bald in ihm eine thätige Lernbegierde. Man bemerkte an ihm eine ausserordentliche Anstrengung des Geistes, und er wußte bald den Unterschied zwischen Leuten von verschiedenen Nationen und den Engländern, die er Männer von Britanni nannte, zu bemerken. Vor den Chinesen hatte er einen Abscheu, und konnte ihre geschornen Köpfe,

ihre weiten Nasenlöcher und unbedeutenden Gesichtszüge gar nicht leiden. Er war ungefähr zwey und dreyßig Jahre alt, 6 Fuß 5 Zoll lang, und mit herkulischen Muskeln ausgerüstet. Sein Anstand war edel, auch dann, wenn er europäische Sitten annahm. Unsere Kleider trug er so ungezwungen, als wenn er in Europa wäre gebohren worden, und dabey war er ausserordentlich reinlich. Freilich schimmerten Gewohnheiten, die ihm zur andern Natur geworden waren, bisweilen durch. Den Werth unserer Münzen konnte er nicht begreifen, und wenn er sich etwas kaufen wollte, so verlangte er etwas Eisen, weil er es für das schätzbarste Metall, und daher auch für das allgemeine Tauschmittel aller Nationen hielt.

Anfangs wollte er nach England gehen, und der Kapitain des ostindischen Schiffes Walpole wollte ihn auch mitnehmen. Aber seine Freunde konnten es nicht über das Herz bringen, ihn in ein so entferntes Land zu schicken, aus welchem seine Rückkehr vielleicht so große Schwierigkeiten gefunden hätte. Von allen den Gütern, die sein Eigenthum waren, bezauberte ihn sein Bildniß, das der berühmte chinesische Mahler Spoilum verfertiget hatte, am meisten. Unter dem Malen stieg sein Erstaunen von Grad zu Grad, und als man ihm endlich das vollendete Portrait übergab, so nahm er es mit einer auffallenden Feyerlichkeit an, und nun erzählte er uns mit einer ungewöhnlichen Unruhe die traurige Begebenheit von Cooks

Tode.

Tode. Nun sagte er uns zum erstenmal, daß ein fürchterlicher Krieg auf allen Sandwichs-Inseln wegen eines Gemäldes, das er ein Portrait jenes großen Mannes nannte, ausgebrochen sey, und daß seine Landsleute dieses Gemälde für ein Heiligthum, und die Verehrung, welche sie ihm bezeigten, für ein Mittel, Cooks Ermordung abzubüssen, hielten.

Ueberhaupt sind wir bey unserm vorigen Aufenthalt auf diesen Inseln überzeugt worden, daß die Insulaner aufrichtig Cooks Tod bedauerten. In großer Anzahl kamen sie an unser Schiff und wünschten, die Freunde Cooks sehen zu können. Die Vornehmeren überhäuften uns mit Geschenken, und alles rief unaufhörlich: Britanni! Britanni! Taheo, der König dieser Insel, besuchte uns in Begleitung seiner Vornehmen vor unserer Abreise, und beklagte sehr rührend jenen traurigen Vorfall, in der Meinung, daß die Befehlshaber aller europäischen Schiffe, die seit Cooks Tod an ihren Inseln gelandet sind, Söhne dieses berühmten Weltumseeglers wären. Die andern Eingebohrnen von Amerika und den Sandwichs-Inseln hatte man blos als Gegenstände der Neubegierde mitgenommen. Sie waren ein Weib von Owaihi, ein Mann und ein Knabe von der Insel Mouwi, und ein Bewohner aus dem Nutkasund. Dieser letztere war so äusserst roh, daß man nichts zu seinem Besten thun konnte. Auf jedem Schiffe befanden sich sechs Kühe und drey Stiere, vier

Kälber, Ziegen, Truthühner, Kaninchen, einige Paar Tauben und anderes Geflügel. Wir nahmen auch Orange- und Limonienbäume mit, die nach Atuai verpflanzt werden sollten, wo sie König Taheo schützen konnte.

Am 22 Jan. seegelten beyde Schiffe aus dem Hafen von Makao ab. Um Mitternacht entstund ein solcher Nebel, daß wir einige Seegel einzogen, um auf die zurückgebliebene Iphigenia zu warten. Weil wir mit dem Winde längst der Küste von Lucon seegeln wollten, so hielten wir uns so viel als möglich gegen Osten. Die Iphigenia seegelte schwer; wir mußten daher immer die Seegel einziehen, und beschlossen, uns von ihr zu trennen, und, sobald wir die See von Sulu verlassen hatten, die Reise allein fortzusetzen. — Am 25sten zeigte uns Kapitain Douglas an, daß sein Schiff leck geworden sey, er hoffe aber, dem Schaden bald abhelfen zu können. Dieß erregte allerley Besorgnisse; denn auch der beherzteste Seemann sieht in den unbedeutendesten Zufällen böse Vorbedeutungen, und, wenn sich dergleichen beym Anfang der Reise ereignen, so hat es einen Einfluß auf die ganze Fortdauer derselben. Unsere Chineser litten sehr von der Seekrankheit; auch das Hornvieh wurde von dem Schwanken des Schiffes krank. Weil man nicht hoffte, diese Thiere alle erhalten zu können, und man auch Mangel an Futter befürchtete, so wurden sie, bis auf zwey Kühe und einem Stier, und zwey Kälber geschlachtet,

tet, deren frisches Fleisch der Mannschaft sehr wohl behagte.

Abends bey einem stürmischen Wind bekam der Fockmast der Iphigenia einen gefährlichen Sprung, so daß man ihn abtackeln mußte. Dieß war ein unangenehmer Zufall, da wir schlechter Witterung entgegen sahen. Wenn er einen neuen Schaden bekam, so mußten wir nach Batavia gehen, weil kein anderer freundschaftlicher Hafen in der Nähe war. Und hier drohten uns auf allen Seiten gefährliche Untiefen. Das Wetter wurde am 26sten gegen Mittag erträglicher, da wir uns im 16° 5′ nördlicher Breite und 118° östlicher Länge befanden. Das Wetter wurde wieder stürmischer, und das Schiff beständig von den Wellen hin und her geworfen. Zwey Ziegen wurden dadurch zu Tode gequetscht. Dieß dauerte bis zum 27sten, da der Wind nach Norden gieng. Da der Fockmast der Iphigenia immer schadhafter wurde, und wir es nicht wagen durften, mit ihr unter solchen Umständen einen so großen Ocean zu durchschiffen, so wollten wir auf die spanische Niederlassung Samboangan, auf der Südspitze nach Magindanao hinseegeln, um ihn daselbst auszubessern. Wir kannten den Ort zwar nur dem Namen nach, aber wir wollten doch lieber diesen Ort wählen, als nach Batavia schiffen, oder an die Küste von Neuholland gerathen. Am folgenden Morgen erblickten wir auf dem Mastkorbe die Küste von Luzon, als ein hohes Gebirge. Das

Wetter war heiter und die Wellen ruhig. Die vielen einander ganz entgegen laufenden Strömungen, die wir in so kurzer Zeit gehabt hatten, zeugen von der Gefahr, in dem chinesischen Meere zu schiffen. Wir fürchteten noch immer gegen Süden getrieben zu werden, als wir mit Vergnügen Land erblickten. Am 29sten früh waren wir noch sechs Seemeilen von der Küste entfernt, welche sehr gebirgicht und waldicht war. Von den innern Anhöhen sahen wir große Rauchsäulen aufsteigen, woraus wir schlossen, daß diese Gebirge bewohnt sind. Weil wir jezt ein günstiges Wetter hatten, so setzten wir die Schiffe in Vertheidigungsstand, pflanzten Kanonen auf, und füllten Patronen, denn diese See wird von Seeräubern sehr unsicher gemacht. Erst neulich hatten sie den May von zehn Kanonen, der von Bengalen nach Borneo handelte genommen, und es war von der ganzen Mannschaft keine Seele entkommen. Die kleinen Fahrzeuge oder Proas von Magindanao und Soloo schwärmen in großer Anzahl herum. In einem jeden befinden sich 100 bis 150 bewafnete Leute mit einigen sechs- und zwölfpfündigen Kanonen. Wenn sie ein Schiff erobern, so hauen sie alles nieder, und die zuweilen übrig bleibenden gerathen in eine ewige Sclaverey. Bey dieser Gelegenheit besserten wir auch den Mast der Iphigenia aus, und theilten ihr Lebensmittel und andere Bedürfnisse mit.

Abends

Abends sahen wir die Insel Mindoro südöstlich zehn Meilen von uns liegen. Gegen Mitternacht erreichten wir glücklich Mindoro. Unter der Mannschaft der Iphigenia zeigte sich nun der Scharbock. Man ließ also Sprossenbier brauen, und schickte ihnen aus unsrem Schiffe einige Körbe voll Pomeranzen, und gebrauchte alle antiscorbutische Mittel, um das Uebel in seinem Anfange zu ersticken. Nun empfanden wir das Steigen der Hitze sehr merklich. Dieser schnelle Wechsel und der früh und abends fallende Thau hatte einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit; doch wunderten wir uns, daß die Leute schon so bald am Scharbock litten, da sie erst seit kurzem vom Lande weg waren, und verschiedene Monate lang gar kein frisches Fleisch genossen hatten. Wir hatten überdieß alle nur mögliche Vorsicht gebraucht; das gesalzene Fleisch wurde allezeit gut gewaschen und mit Bohnen und Reis täglich abgewechselt. Die Mannschaft bekam Thee und Zucker zum Frühstück und Wasser im Ueberfluß; es durfte auch niemand auf dem Verdecke schlafen, oder Branntewein unvermischt trinken, welches für Seeleute sehr wichtig ist. — Am 3 Febr. verlohren wir Mindoro aus dem Gesichte. Diese Insel hat einen beträchtlichen Umfang und ist zum Theil sehr gebirgicht. Sie muß auch ziemlich bevölkert seyn, da wir bey Tage viele Rauchsäulen aufsteigen, und des Nachts viele Feuer sahen. Einige Gegenden, die wir in der Nähe betrachten konnten, schienen reizend zu seyn — Wiesen mit dem schönsten Grün ge-

schmückt, von Bächen durchströmt und mit Wäldchen bewachsen, die Landschaften bildeten, welche eine Zierde der schönsten Europäischen Gegenden seyn würden. — Die Insel Paney erreichten wir am folgenden Tage. Viele Dörfer lagen am Abhange der Hügel, und das ganze Land gab eine üppige Aussicht. Die Wohnungen schienen regelmäßig und gut gebaut zu seyn. Ueberall sah' man schöne Naturlandschaften, welche mit denen auf der Insel Mindoro wetteiferten. Wir waren bisweilen nicht drey englische Meilen vom Ufer, das hier einen sandigten, von Kokospalmen beschatteten Strand hat. Eine große Menge Insulaner hatten sich in dem Schatten dieser Bäume gelagert, und beschäftigte sich mit allerley Arbeiten. Wir bedauerten, daß uns die Zeit nicht erlaubte, anzulanden und uns mit den Einwohnern zu unterreden. An dieser ganzen Küste ist uns weder ein Kanot noch ein Fischerkahn begegnet.

Während der Fahrt durch die chinesische See hatten unsere Freunde aus Owaihi sehr gelitten. Tianna, welcher seine Landsmännin getreulich wartete, bekam ein Fieber, welches ihn nöthigte, einige Zeit das Bette zu hüten. Die arme Waini verschied endlich an einer gänzlichen Entkräftung am 5 Februar. Ihr Leichnam wurde der See übergeben, und zwar, wie ich glaube nicht unschicklich, mit den Gebräuchen einer Religion, welche dem ganzen Menschengeschlechte liebreich ihre Arme öfnet. Tianna betrübte sich über den Tod seiner

Lands-

Landsmännin so sehr, daß wir befürchteten, es möchte seiner Gesundheit nachtheilig werden. Waini hatte mehr Verstand besessen, als man bey einer rohen und ungebildeten Seele hätte erwarten sollen. Die Ursache, warum das Mädchen ihr Vaterland und ihre Freunde verlassen hatte, war folgende. — Kapitain Barclay hatte eine sehr einträgliche Reise nach den nordwestlichen Küsten von Amerika gemacht. Seine Frau begleitete ihn und ertrug alle Beschwerlichkeiten dieser weiten und gefährlichen Reise. Dieser Dame gefielen bey ihrem Aufenthalt auf Owajhi die liebenswürdigen Sitten der Waini, und sie wünschte, sie nach Europa mitzunehmen. Da es ihre Anverwandten bewilligten, so nahm sie dieselbige unter ihren Schutz. Bey der Abreise der Madame Barclay aber aus China nach Europa mußte die Waini wegen ihrer schon über Hand genommenen Auszehrung zurückbleiben, um sich mit ihren andern Landsleuten nach ihrem Vaterlande einzuschiffen. An ihrem Todestage schenkte sie dem Tianna aus Dankbarkeit für seine treue Wartung einen Spiegel, eine Schüssel und eine Flasche vom feinsten chinesischen Porcelain; wie auch für seine Frau ein Kleid, einen Unterrock, einen Reiserock und ein Kopfzeug. Ihre übrigen Sachen vermachte sie ihren Anverwandten. Lächle man doch nicht über diese Kleinigkeiten! Für Waini waren es Schätze, welche sie in ihrem Vaterlande zu einer wichtigen Person gemacht hätten. Und wer wird nicht der unglücklichen Waini eine Thräne weihen,

wenn er sich ihre Gefühle vorstellt bey dem Gedanken, daß sie ihr Vaterland nie wieder sehen werde, bey der vernichteten Hofnung eines unschuldigen Stolzes, und dann noch die Schmerzen einer unheilbaren Krankheit, die noch durch das Schwanken des Schiffes und die Wuth einer stürmischen See vermehret werden.

Von unsrem Vieh war nur noch ein Stier, eine Kuh und ein Kalb nebst zwey Ziegen übrig. Am 5ten Abends hatten wir Panay fast aus dem Gesichte verloren, und am folgenden Morgen sahen wir die gebirgichte Küste von Magindanao. Wir konnten jetzt entweder geradezu nach Sooloo, oder nach der spanischen Niederlassung auf Samboangan fahren. Wir wählten das letztere. Am 7ten erblickten wir die Insel Basilan, die wegen ihrer vielen kegelförmigen Berge, von denen der höchste wie ein chinesischer Mandarinshut aussieht, einen auffallenden Anblick gibt. Nachmittag hatten wir die Südspitze von Magindanao umschifft. Zwey Meilen davon liegt eine kleine von Steinen erbaute Festung, und weiter ostwärts ein großes Dorf. Nun zogen wir unsere Flagge auf, und bald darauf wehte auch die spanische Flagge von den Wällen. Wir zweifelten also nicht, daß dieses Samboangan wäre. Diese kleine Festung ist ein Viereck, und auf jeder Ecke steht ein mit Stroh gedecktes Schilderhäuschen. Die Wälle waren voller Malayen. Das Land schien mit undurchdringlichen Wäldern überwachsen zu seyn.

Nun

Nun wurden unsere Boote ausgehoben, und Zimmerleute an das Land geschickt. Gegen 5 Uhr kam ein Boot mit einer weissen Flagge an unser Schiff. Es befanden sich drey spanische Priester und vier malayische Ruderer darauf. Sie besorgten anfangs Feindseeligkeiten, als wir ihnen aber unsere friedfertigen Absichten versicherten, kamen sie an Bord, genossen Erfrischungen und kehrten darauf zurück. Die am Land gewesenen Zimmerleute berichteten, daß es hier alle Arten des nöthigen Holzes gebe. Am folgenden Morgen wurden Zimmerleute mit einer starken Bedeckung von beyden Schiffen an das Land geschickt. Sie richteten ihren Auftrag glücklich aus, verlohren dabey aber einen Chineser, der sich vielleicht in den Wald verlaufen hat, und den Malayen in die Hände gefallen ist. Wir hörten nie weiter ein Wort von ihm. Zu Mittag schickte der im Dorfe wohnende Gouverneur ein großes Boot, um uns zu unserer Ankunft Glück zu wünschen, und uns zu einem Feste einzuladen. Darauf legten wir die Schiffe dem Dorfe näher, und ließen die Anker wieder einem grosen, steinernen Forte gegen über fallen. Dieß heißt la Chaldera, und ist kaum hundert Schritte von der See entfernt. Wir begrüßten es mit neun Kanonenschüssen, und erhielten den Gegengruß zurück.

Der Gouverneur von Samboangan, Kapitain eines Infanterieregiments zu Manilla, empfieng uns sehr höflich, versprach uns Unterstützung und

gab

gab uns Erfrischungen. Wir wurden in das sehr verfallene Fort geführt, zuerst mit Eingemachten und Liqueurs nach spanischer Sitte, und hierauf mit einer sehr guten Mahlzeit bewirthet. Am 10ten erlaubte uns der Befehlshaber, daß die beyden Galeeren die Boote der Schiffe begleiten durften. Der Ort, wo man dießmal, um Holz zu fällen, landen wollte, war ungefähr eine Seemeile von dem Fort. Nachdem wir einen vortreflichen Baumstamm erhalten hatten, machten wir Vorkehrungen zur Fortsetzung unserer Reise. Hier beschlossen wir, uns zu trennen. Da mein Schiff mit allem Nöthigen bereits versorgt war, so machten wir uns fertig, Samboangan zu verlassen. Tianna wurde auf die Iphigenia gebracht, weil dieses Schiff seine vaterländischen Inseln zuerst berühren sollte. Wir nahmen vier Büffel, auch einen Vorrath von Gras und Pisangstämmen an Bord, versahen uns auch mit Reis, Gemüsen, Früchten und fetten Schweinen. Nun wurde der Gouverneur zu einer Mahlzeit an Bord eingeladen. Er kam und schied mit froher Zufriedenheit von uns. Bey günstiger Fluth und einem frischen Nordwind wollten wir den Anker lichten; aber er hatte einen Felsen gefaßt. Als wir daher das Tau stark anzogen, zerriß es, und der Anker war unwiederbringlich verlohren. Als unser Schiff bey der noch zurückbleibenden Iphigenia vorbeyfuhr, ertönte von der Mannschaft derselben das dreymalige Abschiedsgeschrey, das die unsrige erwiederte.

Von

Von dem so selten besuchten Samboangan haben wir von einem alten Pater, der dreyßig Jahre daselbst wohnte, folgende Nachricht erhalten — Die Insel Magindanao ist 24 deutsche Meilen breit und 32 lang. Das Erdreich ist sehr fruchtbar. In der Mitte liegen, von großen Gebirgen umgeben, weite Ebenen, die dem häufigen Hornvieh zur Weide dienen. Auf den Gebirgen entspringen viele Bäche, die sich in Flüsse sammeln und in das Meer ergiessen. Im Innern wohnen Stämme von eingebohrnen Wilden, welche die Küstenbewohner berauben, beständig Krieg mit den Muhamedanern führen, und Hillunas heissen. Der Beherrscher der Insel ist ein mächtiger Fürst; aber auch die Spanier massen sich die Oberherrschaft über die Insel an, ob sie gleich, ausser den Forts und Niederlassungen, auf der Insel weiter nichts zu befehlen haben. Die Stadt Magindanao auf der Südseite der Insel treibt einen starken Handel mit Manilla, Sooloo, Borneo und den Molukken. Taback, Reis, Wachs und Gewürz wird ausgeführt, und grobe Baumwollentücher von Koromandel, Chinesische Waaren und Opium werden eingeführt. Schon seit langer Zeit kommen keine europäische Fahrzeuge mehr dahin.

Die Einwohner sind Muhamedaner, die Hillunas ausgenommen, die ohne Religion und Gottesdienst in wilder Freyheit leben. Die Spanier nennen sie Bergneger, weil sie den afrikanischen

Negern

Negern ähnlich sind. Wahrscheinlich sind sie die ursprünglichen Eingebohrnen von Magindanao und von allen philippinischen Inseln, die vermuthlich bey den Angriffen der Muhamedaner, welche sich im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert gleich Heuschrecken im östlichen Inselmeer verbreiteten, sich in die Gebirge geflüchtet haben, um ihre Freyheit zu erhalten. Sie sind äusserst unwissend und barbarisch. Die christlichen Missionarien, welche ihnen Religion predigen wollten, sind von ihnen ermordet worden.

Die Insel hat viele, und an der Küste oft undurchdringliche Wälder. Der kostbarste unter den Bäumen der Insel ist der Zimmetbaum, den man überall, und von solcher Güte findet, daß er den ceylonischen nichts nachgiebt. Der Pater, unser Freund, verschaffte uns vierzig junge Pflanzen dieses ächten Zimmetbaums, die wir auf die Sandwichs-Inseln verpflanzen wollten. Die Luft, besonders an der See, wird für gesund gehalten; auch ist die Hitze nicht so drückend, wie man es von einer im heissen Erdgürtel liegenden Insel vermuthen sollte. Das Thermometer stund nicht höher, als 88°, sank aber bis auf 72°. Durch Ostwinde wird die Luft abgekühlt, und der Passatwind ist so stark, daß er über die ganze Insel hinstreicht. Im Innern der Insel ist es kälter, und es ruhen oft schwere Wolken in Gestalt dicker und feuchter Dünste auf den Gebirgen. — Der fruchtbare Boden taugt zum Anbau aller Arten

von

von Pflanzen. Reis wächst in großer Menge, so daß man 133 Pfund für einen spanischen Thaler kauft. Die Yamswurzeln und süssen Patatten wachsen hier in der größten Vollkommenheit; man findet auch Kokosnüsse, Pompelmuse, Mangos, Pisangs, Pomeranzen, Limonien, kurz alle Früchte des warmen Himmelsstrichs. — Die Insel hat auch Goldgruben, die sehr ergiebig seyn sollen, und dieß gab wahrscheinlich den Spaniern die erste Veranlassung, sich hier niederzulassen. Da aber die Eingebohrnen keinen Begriff vom Bergbau haben, so lassen sie ihre Minen unbenutzt, und es wird wenig oder gar kein Gold gewonnen, ausser was im Herbste die Bäche von den Bergen herabschwemmen. Die für goldreich gehaltene Gegend ist ein Eigenthum der Hillunas, und ihre Menge und Tapferkeit macht die Gebirge unzugänglich. — In allen Gegenden der Insel gibt es viele Büffel, Kühe, Schweine, Ziegen und andere vierfüssige Thiere, auch eine mannichfaltige Menge von Geflügel. Die Pferde sind klein, aber muthig. Zum Ackerbau bedient man sich vorzüglich der Büffel.

Die Insulaner kauen alle Betel und Areka, genießen aber weniger Opium, als die andern Insulaner der östlichen Meere. Die Menge ihrer Proas macht ihre Seemacht fürchterlich. Sie überfallen damit wehrlose Städte und Dörfer, deren Einwohner sie tödten oder zu Sklaven machen; und eben dieses Schicksal hat die Mannschaft der

Schiffe,

Schiffe, die ihnen in die Hände fallen. — Samboangan liegt an dem Ufer eines kleinen sich in das Meer ergießenden Flusses, unter dem Schatten schöner Kokoswälder. Es hat ungefähr tausend Einwohner. Die Häuser sind so einfach, wie man sie gewöhnlich in dem östlichen Inselmeere findet. Sie stehen auf Pfählen, sind von Bambusrohr gebaut und mit Matten gedeckt. Der untere Raum ist der Stall für das Vieh, der obere Stock aber der Aufenthalt der Familie. Wir bemerkten mit Verwunderung, daß die Spanier, anstatt den Eingebohrnen mehr Kultur zu geben, nach und nach zu den Sitten und Gebräuchen eines unwissenden Volkes herabgesunken sind. Ob aber gleich ihre Wohnhäuser keine Vorzüge haben, so hat doch ihre Frömmigkeit eine steinerne Kirche gebaut. — Das Fort ist ein schlechter Vertheidigungsort, und ganz in Verfall gerathen. Auf der Landseite ist blos eine mit etlichen Kanonen besetzte Verzäumung, und die Besatzung besteht aus 150 bis 200 Soldaten, gebohrne Manillaner. — Sambdangan ist die Botanybay der Philippinen, wo Missethäter hingeschickt werden. Ist gleich diese Niederlassung nicht beträchtlich, so soll doch der Gouverneur in drey Jahren 30000 Thaler gewinnen, weil er nicht nur die Besatzung mit Kleidern und Lebensmitteln versorgt, sondern auch mit Goldstaub, Zimmt, Gewürz und andern verbotenen Waaren handelt.

Der

Der oftgedachte Pater hat durch seinen gefälligen Charakter einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Einwohner gehabt. Es war uns eine angenehme Ueberraschung, hier eine erträgliche Gesellschaft von Tonkünstlern zu finden, die aus lauter Eingebohrnen bestand. Vier spielten die Violine, zwey den Baß und mehrere die Flöte und Mandoline. Sie waren mit einigen auserlesenen Stücken von Händel bekannt, und spielten auch englische Tänze und Volksmelodien. Die Malayen haben, wie andere wilde Völker, Gefühl für die Musik. Der gute alte Priester hatte auch die meisten Einwohner tanzen gelehrt, und so hatte man in dieser unbesuchten, entlegenen Gegend einen doppelten Zeitvertreib. Am Abend vor unserer Abreise gab uns der Gouverneur noch einen Ball. Die Damen waren nach Landesart gekleidet. Ein Schleyer fällt zierlich bis auf die Knöchel herunter, und gibt nicht nur den wirklichen Schönheiten neuen Reiz, sondern gibt auch der Einbildungskraft etwas zu schaffen. Die Arme sind unbedeckt. Die Falten des Kleides verrathen den Busen halb, indem sich die ganze Gestalt in ihrer natürlichen Einfalt dem Auge doch nicht entzieht. Goldene Spangen schmücken die Knöchel und Hände. Viele von diesen Damen waren sehr schön, und ein gewisser schalkhafter Blick war ihnen eigen. Der Fandango wurde von ihnen vortreflich getanzt, und selbst die englischen Tänze nicht schlecht. Der Ball währte bis Mitternacht,

und die Gesellschaft verließ ihn mit allgemeiner Zufriedenheit.

So höflich der Gouverneur auch war, so ließ er uns doch nicht unsre astronomischen Instrumente an das Land bringen, um Beobachtungen anzustellen; wir mußten daher, so gut als möglich, am Bord der Schiffe beobachten.

Am 12 Februar war uns Samboangan nicht mehr im Gesichte, und wir fuhren an der Küste von Magindanao hin. Zwischen dieser Insel und Basilan entdeckten wir zwey kleine Inseln, die noch in keiner Karte stehen, und nannten sie Felicens-Inseln. Vor unserer Trennung von der Iphigenia erhielt Kapitain Douglas seine Verhaltungsbefehle schriftlich, deren Inhalt der Mäßigkeit der englischen Kaufleute, auf deren Kosten die Schiffe waren ausgerüstet worden, wahre Ehre macht.

Am 13 Februar setzten wir mit einem leichten, veränderlichen Wind, und trüben, schwülen Wetter unsre Fahrt gegen die südöstliche Küste von Magindanao fort. Nun bemerkten wir eine besondere Veränderung an unsren eingenommenen Büffeln; denn da sie Anfangs so wütend waren, daß man sie nicht ohne Gefahr einschiffen konnte, so waren sie jezt so zahm, daß sie aus der Hand frassen. — Am 15ten führte uns ein starke Strömung südwärts von Magindanao weg, und wir glaub-

glaubten schon den nördlichen stillen Ocean erreicht zu haben, als ein ungünstiger Ostnordostwind unsere Hofnung vernichtete. Wir kamen zwischen einige Inseln in eine Meergegend, worüber uns keine Karte, die wir am Bord hatten, Auskunft gab, und mußten daher mit der größten Vorsicht dieses Inselmeer durchschiffen. In der Nacht hatten wir starken Wind, bey einer ungewöhnlichen ebenen See, ein gewisses Zeichen von der Nähe eines großen Landes. Um Mitternacht erblickten wir bey Mondlicht ganz in der Nähe eine Insel, die mit weissem Sande bedeckt, und beinahe der Wasserfläche gleich war. Wir waren zum Glück noch eine halbe englische Meile von ihr entfernt. Sie liegt im 4° 1′ nördlicher Breite, und 127° 10′ östlicher Länge und wurde von uns Insel der Vorsehung genannt. Am 16ten Morgens sahen wir Land, aber wir konnten unsre Lage nach keiner von unsern Karten bestimmen; vielleicht waren es die sogenannten Talonne-Eylande, oder die Insel Sangir. Am 17ten erblickten wir Land, und das Nordkap lag vierzehn Seemeilen weit von uns gegen Osten. Abends waren wir nur noch zwey englische Meilen von der Küste von Morotay entfernt. Der Wind und die Strömungen waren uns zuwider, und da wir unsern Zweck, das Nordkapp zu umschiffen, nicht erreichen konnten, so mußten wir unter mehrern Schwierigkeiten wählen. Gilolo war deutlich zu sehen, und da zwischen diesen Inseln und der Insel Rioug sich eine weite Oefnung zeigte, so blieb uns nichts übrig, als

durch dieselbige um die südliche Spitze von Morotay zu segeln. Den Kanal hatten wir durchschifft, aber Morotay erstreckt sich viel weiter gegen Süden, als alle Karten angeben. Der Mond schien hell; ohne diesen günstigen Umstand hätten wir es nicht gewagt, in der Nacht die Fahrt fortzusetzen. Auf beyden Seiten des Schiffes standen Leute mit dem Senkbley und andere saßen auf den Seegelstangen, die sich nach Brandungen und Gefahren aller Art umsehen mußten. Die Luft war, indem wir diesen Kanal durchschifften, mit würzhaften Gerüchen stark angefüllt, und wir glaubten sogar den besondern würzhaften Geruch des Muscatennußbaums unterscheiden zu können. Bey Tagesanbruch am 19ten waren wir nur drey Seemeilen von der Südspitze von Morotay entfernt, und am folgenden Tag waren wir so glücklich, uns bereits wieder in offener See zu befinden.

Bis zum 22 Februar ereignete sich nichts erhebliches. Jezt erblickten wir im Osten und Westen wieder Land. Dieses war ein Theil der Insel Wagiew, jenes blieb uns räthselhaft. Die sehr hohe Küste von Wagiew bestand aus getrennten Bergen, die unfruchtbar zu seyn scheinen. Mit jedem Augenblicke kamen wir dem Lande näher, und wurden doch für unser Ausharren nicht belohnt. Unsere mühsame und verwickelte Fahrt hatte schon einen ganzen Monat gedauert, und doch waren wir nicht weiter gekommen. Die große Hitze, denn wir befanden uns unter dem Aequator, hatte

einen

einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit unserer Leute, und der Gedanke an eine so langwierige Fahrt nach Amerika machte sie mißmuthig. Wir verdoppelten nun unsere Wachsamkeit gegen den fürchterlichen Scharbock, von dem sich schon einige Spuren zeigten. Aber vielleicht wäre auch diese Sorgfalt vergeblich gewesen, wenn sich nicht eine Veränderung ereignet hätte, die der Mannschaft frischen Muth eingeflößt hätte. Am 23sten Nachmittag bekamen wir plötzlich einen Nordwestwind, spannten sogleich alle Seegel auf und richteten das Schiff gegen Nordosten, und hatten bey Sonnenuntergang Wagiew schon weit im Rücken. Vor uns erblickten wir eine Inselgruppe, und am 25sten frühe sahen wir, daß es mehrere flache, mit Waldung ganz bedeckte, und mit Untiefen und Felsenriesen umgebene Inseln wären. Sie liegen in 0°, 20′ nördlicher Breite, und 132° 2′ östlicher Länge. Weil wir sie auf keiner Karte verzeichnet fanden, so nannten wir sie die Tati-Inseln, nach dem Worte, welches die Einwohner, die sich dem Schiffe näherten, beständig ausriefen.

Einige Kanots ruderten zwischen den Riesen; zwey von ihnen kamen unsrem Schiffe nahe, und schrien sehr heftig: Tati! Tati! Wir konnten sie aber nicht dahin bringen, dicht an das Schiff zu kommen, ob wir gleich allerley Dinge, um sie herbeyzulocken, in die Höhe hielten. Sie schienen das Schiff zu bewundern, und durch ihre possierlichen Grimassen verstehen zu geben, daß dieses

ihnen ein ganz neuer Anblick sey. Vermuthlich sind sie mit dem Volke von Papua von einerley Stamm; denn ihr Haar war wolligt, ihre Farbe ganz schwarz, die Gesichtszüge denen der afrikanischen Neger ähnlich, und ihr Bau stark und muskulös. In den Händen hatten sie mit Knochen zugespitzte Spieße, womit sie uns bisweilen drohten. Die Gestalt ihrer Kanots war ganz besonders, sehr lang und schmal, an der einen Seite durch einen Ausleger im Gleichgewicht gehalten, zwischen welchem und dem Kanot ein Netz von starken Schnüren befestiget war. Auf diesem Netz lagen ihre Waffen und ihr Fischergeräthe. Gern hätten wir unsere Boote an das Land geschickt, aber wir konnten wegen der Untiefen das Schiff nicht nahe genug bringen, um sie zu schützen. Gegen Mittag wurde der Nordwestwind stärker, und wir setzten unsre Fahrt mit Vergnügen gegen Nordosten weiter fort. Dieß dauerte bis zum 27 Februar. Das Wetter war schwül, es donnerte und blitzte stark, und das Thermometer stand auf 88°, oft auf 92°. Als wir uns in 56 Min. nördlicher Breite und 136° 351 östlicher Länge befanden, sahe man vom Mastkorb aus Land oder vielmehr Bäume. Es waren vier Inseln, deren größte nicht über fünf Seemeilen im Umfang hatte. Am Strande wurden wir ein großes Dorf in einem Wald von Kokosbäumen gewahr; das Uebrige der Insel schien ein ununterbrochener Wald zu seyn.

Es kamen viele Kanots, in welchen sich wenigstens fünfhundert Personen befanden heran. Die Kanots waren denen auf den Sandwichs-Inseln ähnlich; auch die Leute waren es, und sprachen zu unserer Verwunderung sogar ihre Mundart, so daß wir glauben mußten, daß sie zu einerley Race gehörten. Sie kamen unbewafnet an das Schiff, und brachten uns viele frische Kokosnüsse und Schnüre, die aus den äussern Fasern dieser Nüsse geflochten waren, wofür wir ihnen zolllange Stückchen von eisernen Reifen gaben. Da wir das erste Stückchen Eisen empor hielten, bezeigten sie alle eine unbeschreibliche Freude, und der Mann, welcher es erhielt, tanzte auf dem Verdecke herum, legte sich auf den Rücken, und wälzte sich so wunderlich herum, daß wir ihn für einen plötzlich wahnsinnig gewordenen hielten, bis er aufstand und das Stückchen Eisen freudig küßte. Seine Begleiter drängten sich mit ängstlicher Begierde es zu sehen um ihn her; aber er stürzte sich sogleich ins Meer, und schwamm, indem er den Kopf gegen uns zurückwandte, und das Eisen nochmals küßte, an das Ufer. Wir zerhieben hierauf einige eiserne Reife, und beschenkten einem jeden unserer Gäste mit einem Stückchen des kostbaren Metalls, worauf sie uns mit Bezeugung der innersten Dankbarkeit verließen. — Ob gleich diese Insulaner freundlich und zutraulich waren, so hatten sie doch große Matten bey sich, deren sie sich im Gefechte als Panzerhemden bedienen. Sie sind so fest geflochten, daß sie keine Pistolenkugel durchdringen

kann. Auch dieses liebenswürdige Völkchen kennt also die Schrecken des Kriegs, und der Kriegsgott weiß in den entferntesten Winkeln der Erde seine Schlachtopfer zu finden. Kapitain Carteret hat diese Inseln zuerst entdeckt, und sie, wegen des zutraulichen Betragens der Einwohner, Freewills-Inseln genannt.

Wir fuhren weiter nach Nordosten; am 28sten wurde das Wetter stürmisch. Da der Wind wechselte, so erblickten wir am 29sten früh wieder Land, und erblickten zu unserm Erstaunen die Freewills-Inseln wieder. Unsere kaum verlassenen Freunde kamen sogleich an das Schiff hergerudert und brachten uns Kokosnüsse zum Geschenk, für welche sie durchaus nichts annehmen wollten. Am 1 März verlohren wir diese Inseln wieder aus dem Gesichte. Da die Luft trübe, schwül und oft regnerisch war, so wurden unsere Leute wieder niedergeschlagen, wozu auch die Langsamkeit der Reise vieles beygetragen hat. — Wegen der Strömungen konnten wir selten einen andern Lauf als südöstlich machen, und es schien noch nicht, daß wir Neuguinea würden umschiffen können. Ueber das Nordkap waren wir freilich hinaus, aber noch lagen Neu-Ireland, Neu-Hannover und viele andere Inselgruppen nordwärts von der Linie und viele Grade ostwärts vor uns.

Die frischen Lebensmittel von Samboangan hatten bisher den doppelten Vortheil verschafft, unsere gesal-

gesalzenen Speisen zu sparen, und unsere Leute gesund zu erhalten. Wir theilten, zur Vorbauung gegen den Scharbock, noch immer Wasser reichlich aus. Am 3 März ward das Wetter sehr stürmisch, und in dieser Lage bemerkten wir, daß der Fockmast unter dem Mastkorbe einen gefährlichen Riß bekommen hatte. Es wurde alles gethan, diesen Unfall, so gut als möglich, zu verbessern. Zugleich aber waren wegen des Hin- und Herrollens einige Rinder umgekommen, auch viele Pflanzen und Zimmerbäume verdorben. Es blieb uns nur noch ein Stier, eine Kuh und ein Kalb am Leben, weil unsere Ziegen durch ein plötzliches Rollen des Schiffes alle an einem Tage umgekommen waren.

Erst am 5 März war unser Mast wieder in brauchbaren Stand gesetzt, doch mußten wir immer befürchten, daß er den Stürmen, die wir nordwärts vom Wendekreise zu erwarten hatten, nicht würde widerstehen können. So fuhren wir bis zum 10ten fort, unsern Lauf bald nördlich und westlich, bald nach Osten zu richten, ohne lange in einer Richtung bleiben zu können, weil es heftig stürmte und regnete. Eine so äusserst langweilige Fahrt und die ungesunde Witterung machte uns alle mehr oder weniger mißmuthig. Die Feuchtigkeit des Verdecks und die Durchnässung der Kleider erregten von neuem die Furcht vor dem Scharbock. Ausser dem reichlichen Wasser bekam jeder Mann täglich einen halben Schoppen Brann-

tewein, davon zwey Drittheile mit Wasser vermischt waren; das übrige aber blieb unvermischt, um die Leute zu stärken und aufzuheitern. Morgens und Abends bekamen die Leute Thee und Zucker; die Mahlzeiten bestanden abwechselnd aus Reis, Erbsen und Gersten, wozu noch Mehlspeisen und trocknes Obst kamen. Das Fleisch ward vor dem Kochen wohl gewässert, und mit vielem Weinessig genossen, damit seine Säure den schlimmen Folgen der gesalzenen Speisen entgegen wirken möchte.

Bis zum 30 März seegelten wir nach Nordwesten ungehindert fort. Die Witterung war jezt besser, und die Windstösse nebst den Regengüssen hatten aufgehört. Jezt befanden wir uns in 20° 2′ N. Br. und 139° 48′ O. L. Es zeigten sich täglich große Schwärme von Vögeln, darunter sich solche befanden, die sich nicht weit von dem Lande zu entfernen pflegen. Bey diesem guten Wetter untersuchten wir unsere Seegel, und bereiteten uns auf die stürmische Witterung vor, welche uns wahrscheinlich gegen Norden, besonders bey Japan, erwarteten. Die Böttticher, Büchsenmacher und andere Handwerker arbeiteten entweder unmittelbar für das Schiff, oder machten Geräthschaften für den Handel in Amerika. Die chinesischen Schlosser arbeiteten so geschickt, daß wir sie den europäischen vorzogen. Obgleich ihr Handwerksgeräth sehr einfach ist, so verfertigen sie doch in kurzer Zeit alles, was man ihnen vorlegt. Unser

ser erster Schiffszimmermann war ein talentvoller junger Mann, der seine Lehrjahre in London erstanden hatte. Die Chineser aber waren in unserer Schiffsbaukunst ganz unerfahren, weil die Fahrzeuge, deren sich ihre Landsleute bedienen, eine ganz eigene Bauart haben. Zu einem Schiffe von tausend Tonnen brauchen sie kein Stückchen Eisen, sogar ihre Anker sind von Holz, und ihre ungeheuern Seegeln von Matten verfertiget. Und doch widerstehen diese ganz hölzernen Maschinen den Stürmen, halten sich gut an den Wind, seegeln gut, und lassen sich so leicht regieren, daß man darüber erstaunt. Wir bestimmten auch schon einen Theil der Mannschaft, der zur Erbauung eines neuen Fahrzeuges mit den Handwerkern am Lande bleiben sollte. Unser Holz stand zwar noch in den Wäldern von Amerika, und das Eisen lag noch in rohen Stäben am Bord; aber der belebende Geist der Hofnung, der den Menschen die Lasten des Lebens tragen hilft, und dem Leben selbst neue Spannkraft mittheilt, ließ auch uns mit Zuversicht der Erfüllung unsers Plans entgegen sehen.

Am 1 April waren wir 22° 26, N. B. und 139° 38′ O. L. Wir hatten starken Donner und Blitz. Mit lautem Geschrey zogen viele Schwärme von Vögeln vorüber, als ob sie schlechtes Wetter ahndeten. Wir sahen auch Felsengras schwimmen, ein Zeichen von der Nähe des Landes. Am 2ten war die See sehr unruhig. Gegen Mittag bekamen wir öfters Windstösse aus allen Himmels-

melsgegenden, und da es immer finsterer wurde, so konnten wir die Annäherung eines heftigen Sturmes vermuthen. Wir bereiteten uns daher zu demselbigen vor. Nachmittag kam ein heftiger Windstoß aus Südost, den sogleich ein anderer aus Südwest folgte. Sie strömten wechselsweise mit vieler Wuth, bis der letztere die Oberhand erhielt. Unter dem Winde vor uns, wo diese beiden Winde eigentlich zusammenstießen, stieg die See so hoch, daß der Horizont beständig mit Schaum bedeckt war. Zum Glücke streifte dieser Tuffun oder Wirbelwind nur vor uns vorbey. Wir mußten unsre Vorderseegel ausspannen und vor dem Sturm hinseegeln, um das Schiff zu retten, das wie ein Pfeil die Wellen durchschnitt. Die Wellen thürmten sich wie Gebirge, und wir sahen unter dem Winde das Wasser mehrere Schuhe hoch in Kreisen über die Fläche des Meeres emporsteigen. Endlich legte sich dieser schreckliche Wirbelwind und verwandelte sich in e en starken Sturm aus Südwest, der uns wie fliegend forttrieb. Hätte uns dieser Tuffun in der Nacht überfallen, so wären wir wahrscheinlich verlohren gewesen.

Am 3 April war das Meer und die Luft ruhige; unsere N. B. war 24° 56′ und unsere O. L. 143° 39′. Am folgenden Tag mußten wir unsern Lauf gegen Nordwest nehmen. Hier sahen wir Land, das wir aber nicht näher untersuchen konnten. In dieser Gegend ist noch keines bekannt. Am 5ten konnten wir wieder nordöstlich fahren.

Nun

Nun erblickten wir wieder Land, und sahen, daß es eine kleine Insel war. Der heftige Regen und ein Nebel erlaubten uns keine nähere Beobachtungen. Ihre steilen, beständig von den Wellen bespülten Ufer schienen den Booten unzugänglich. Das Innere war hoch, und an den Abhängen standen hie und da einzelne Bäume. Gegen Abend bekamen wir eine andere Insel zu Gesichte. Wir gaben den Inseln den Namen Grampus-Inseln, weil wir einen großen Nordkaper (Grampus) dicht am Ufer Wasser in die Höhe spritzen sahen, welches in diesen Meeren ungewöhnlich ist.

Wegen unserer schnellen Fahrt gegen Norden empfanden wir sehr stark den plötzlichen Witterungswechsel. Wir verminderten daher die tägliche Wasserportion von acht Schoppen auf fünf Schoppen für den Mann, ohne daß es eine üble Folge hatte. Am 9ten bekamen wir eine Menge Felsentang auch viele Vögel zu sehen. Da wir uns weit nordwärts von den kleinen Inseln in der nördlichen Hälfte des stillen Meeres befanden, so konnten wir nicht begreifen, woher dieser Tang käme, und wohin die Vögel am Abend ihren Weg hinnehmen. Um neun Uhr früh erblickte man auf dem Mast ein seegelndes Fahrzeug und bald darauf vom Verdeck ein großes Schiff. Es schien eine ausserordentliche Menge Seegel zu führen und sah ganz sonderbar aus. Dieß war uns in dieser Gegend etwas so Unerwartetes, daß wir uns in Muthmassungen erschöpften. Endlich hielten wir

es für die Gallione von Neuspanien, die auf dem Wege nach China soweit gegen Norden verschlagen worden wäre, und schrieben schon Briefe an unsere Freunde in China. Aber es war eine seltsame Täuschung; denn das vermeinte Schiff war nichts, als ein ungeheurer Felsen, der einzeln aus dem Meer hervorragte. Indem wir uns dem Felsen näherten, stieg unser Erstaunen, und die Matrosen hätten gerne geglaubt, daß eine Zaubermacht ihm in diesen Augenblick seine jetzige Gestalt ertheilt hätte. Wir nannten diesen wunderbaren Gegenstand Loths Weib. Er erhebt sich fast senkrecht 350 Fuß über die Meeresfläche. Wir konnten uns diesen so einzeln im gränzenlosen Weltmeere dastehenden Felsen nur für eine übriggebliebene Spur von jenen Zerrüttungen erklären, welche die Gestalt der Erde verändern.

Am 12ten waren wir im 330° 18′ N. B. und 161° O. L., sahen wieder vielen Felsentang, Vögel und Abends ein Stück Bauholz, auch die Trümmer eines Kanots, denen ein frisch behauener Balken folgte. Diese Zeichen von einem nahen Lande in einer ganz unbekannten Gegend des Oceans verdoppelten unsere Aufmerksamkeit. Gegen Abend kündigte sich ein Sturm an. Bald darauf erschien er fürchterlich; wir flogen mit dem Vorderseegel vor ihm her, und die aufgethürmten Wogen jagten hinter uns her, bis ein verstärkter Windstoß die See so aufwühlte, daß sie über das Schiff zusammenschlug, und beinahe unsere Boote weg-

wegspülte. Der Sturm hielt noch am folgenden Tag an, und bald schwächer, bald stärker bis zum 17 April, da wir uns im 38° 51′ N. B. und 175° 10′ O. L. befanden. Wir wollten jezt unsere Fahrt hauptsächlich im 40° der N. B. machen, weil diese Gegend noch nicht beschifft worden war, und wir daselbst Land anzutreffen vermutheten, ehe wir die amerikanische Küste erreichten, da auch Cook in dieser Gegend sichere Anzeigen von demselben gesehen hatte.

Wir hatten jezt eine empfindliche Kälte, einen Sturm nach dem andern, auch Schnee und Hagel, welches unter unserm lebendigen Vieh große Verwüstungen anrichtete. Am 23 April schwamm ein großer Baumstamm bey uns vorbey, und jezt näherten wir uns mit großer Freude der Küste von Amerika. Am folgenden Tag dauerte der heftigste Sturm, den wir je erlebt hatten, bis Nachmittag. Regen und Kälte ließen nicht nach, das Tauwerk war sehr beschädigt, und das Schiff sehr erschüttert. Am 23sten sahen wir abermals einen Balken vorbeytreiben, der wegen einer frisch hineingehauenen Kerbe noch nicht gar lange im Wasser gewesen zu seyn schien. Nun hatten wir die Bahnen der Schiffe Resolution und Discovery in diesem Meere zweymal durchschnitten, sowohl die Linie ihres Laufes von Japan nach China, als die von Unalaschka nach den Sandwichs-Inseln. Cook hatte vermuthet, daß zwischen diesen Laufbahnen und Amerika noch Land wäre; da wir aber jezt

gerade

gerade diesen Theil des Meeres durchseegelten, so müßten wir es wahrscheinlich entdeckt haben, wenn es so nahe an der amerikanischen Küste läge.

Mit dem Anfang des Mays wurde die Witterung angenehm und stille. Wir befanden uns im 46° 5′ N. B. und 212° 5′ O. L. Am 9 May waren wir nur noch drey Grade der Länge von König Georgs Sund, und fuhren auch die ganze Nacht hindurch mit vollen Seegeln auf die Küste zu. Der ganze Luftkreis schien erleuchtet zu seyn, welches dem Widerschein der großen Schneegebirge des festen Landes zuzuschreiben ist. Endlich am 11 May früh sahen wir die längstgewünschte Küste von Amerika in Gestalt eines hohen Gebirgs, das seine Gipfel in die Wolken verbarg, deutlich vor uns. Wir erblickten auch ein Schiff unter dem Lande, das sich uns nähern wollte. Wir konnten uns aber wegen der Annäherung der Nacht nicht aufhalten; doch wußten wir, daß es das englische Schiff Princeß Royal war. Wir hatten noch eine fürchterliche Nacht; es brachen heftige Windstöße mit Schnee und Hagel über uns aus, und um Mitternacht war der Sturm am wütendsten. Beym Anbruch des Tages war kein Land mehr zu sehen, und das Schiff so beschädiget, daß das Wasser im Raume sechs Fuß hoch stand. Als es etwas ruhiger wurde, seegelten wir landwärts; da wir aber die Küste erblickten, bemerkten wir, daß uns der Sturm unterhalb des Sundes getrieben hatte, so daß wir bey der gefährlichen

chen Lage noch laviren mußten, um wieder an unsere vorige Stelle zu kommen. Erst am 13ten um 10 Uhr ankerten wir glücklich in Friendly Cove im König Georgs Sund, gerade dem Dorfe Nukka gegen über, nachdem wir von China bis hieher fünf Monate und drey und zwanzig Tage auf der See gewesen waren.

Am Ufer vor dem Dorfe war eine Menge von Einwohnern versammelt, um unser Schiff zu sehen. Komeleka, der mit uns die Reise gemacht hatte, erwartete ungeduldig den Augenblick, in dem er sein väterliches Ufer besteigen sollte. Doch, daß sein Bruder Maquilla, Oberhaupt vom König Georgs Sund, und sein Verwandter Kallikum, der nächste nach dem Könige, nicht zugegen waren, verminderte seine Freude. In ihrer Abwesenheit kam Hannapa zu uns an Bord, und gab uns zu verstehen, daß sie bey einem südlicher wohnenden Oberhaupt Besuch machten. Komeleka zog nun einen rothen Soldatenrock an, und setzte einen Hut mit einer Kokarde auf, bey dessen Anblick Hannapa in Bewegung gerieth, indem er ihn nicht nur aufmerksam, sondern auch mit offenbar neidischen Blicken betrachtete; denn der Neid ist unter diesen Wilden sehr gewöhnlich. Das Schiff wurde bald mit vielen Kanots umringt, welche uns Fische brachten, die uns nach einer so langen Reise willkommen waren. Komeleka begab sich nun an das Land. Er glänzte in seiner ganzen Pracht. Der rothe Rock war mit so viel

gelben Knöpfen und kupfernen Zierrathen aller Art überladen, daß er sich die Ehrfurcht aller seiner Landsleute erwerben, und die Herzen aller Schönen an sich ziehen mußte. Sein Brustschild bestand aus einer großen Kupferplatte; seine Ohren waren mit kupfernen Ohrengehenken beschwert und sein frisirtes Haar war mit so vielen Griffen von kupfernen Kasserollen geziert, daß durch ihre Schwere sein Kopf in eine steife gerade Richtung zurückgezogen wurde. Dieses Putzes wegen war Komeleka mit dem Schiffskoch in beständigem Streit, weil er diesem immer etwas entwendete. Den Hauptstreit aber verursachte ein großer Bratspieß, den Komeleka sich zur Lanze ersehen hatte, welchen wir ihm auch nicht abschlagen konnten. So ausgerüstet und freudetrunken stieg Komeleka ans Ufer, und wurde von einem brüllenden Freudenzuruf empfangen. An der Spitze der Heulenden war seine achtzigjährige Tante, welche von ihrer Geburt an in ewigem Schmutz und Koth gelebt zu haben schien. Sie umarmte ihn zärtlich und netzte seine Wangen mit einem Thränenstrom. Hierauf versammelten sich die Vornehmen in dem Hause des Königes zu einem Gastmahl von Wallfischfett und Thranöl. Sie genossen diese Leckergerichte mit großem Appetit, selbst die kleinen Kinder schlürften das Oel mit innigem Behagen. Komeleka schien weniger Appetit zu haben, weil sein Geschmack durch die europäische Küche schon etwas verdorben war. Der größte Theil der Nacht wurde mit Tanzen und Singen zugebracht.

Nutka

Nutka liegt auf einer kleinen Anhöhe am Meere, und ist von Waldungen umgeben. Die Häuser sind geräumig, und in jedem wohnen mehrere Familien, daher sie durch Verschläge, wie bey uns die Ställe, abgetheilt sind. Der Schmuz von Wallfischfleisch, Thran und faulen Fischen ist unerträglich. Am 14ten schickten wir Leute an das Land, um Zelte für die Holzhauer, Wasserfüller und Seegelmacher zu errichten. Der Platz dazu wurde nicht weit vom Dorfe nahe an einem Bach gewählt. Am 16ten kamen viele Kriegskanots, worauf sich Maquilla und Kallikum befanden, in den Hafen. Unter einem angenehmen, obgleich lauten Gesang ruderten sie um das Schiff. In jedem Kanot saßen ungefähr achtzehn Mann, alle in schöne Seeotterfelle vom Hals bis auf die Füsse gekleidet. Das Haar war mit weissen Vögeldunen gepudert, das Gesicht mit rothen Ocker, in Gestalt des Kinnladens eines Hayfisches und einer Schneckenlinie gemahlt, welches ihnen ein fürchterliches Ansehen gab. Ihren Gesang hörten wir mit Verwunderung und Vergnügen an; sie hielten Ton und Takt so gut, daß ihnen kein falscher Ton entfuhr. Sie fielen manchmal in einer so melancholischen Abänderung von einem hohen zu einen tiefen Ton über, daß wir nicht begreifen konnten, wie sie zu einer so kunstlosen Harmonie der Natur gekommen wären. Auch das Auge hatte dabey seinen Genuß, weil sie den Gesang mit Bewegungen begleiteten, die den feierlichen Eindruck desselbigen verstärkten. Ein jeder schlug den

Takt mit dem Ruder an den Rand des Boots, und beym Schluß einer jeden Stanze streckten sie ihre Arme nach Norden und Süden aus, und ließen die Stimme so feierlich sinken, daß es eine unbeschreibliche Wirkung auf uns machte. So ruderten sie zweymal um das Schiff herum, und wenn sie an das Steuer kamen, so standen sie auf, und riefen Wakusch! Wakusch! d. i. Freunde! Hierauf kam Maquilla und Kallikum an Bord. Jener, ungefähr dreyßig Jahre alt, war von mittlerer Größe, gut gebaut und von einer einnehmenden Bildung. Dieser schien zehn Jahre älter zu seyn, war athletisch groß, und flößte durch seine offenen Züge Vertrauen und Achtung ein.

Nun übergaben wir ihnen ein Geschenk, das aus Kupfer, Eisen und andern ihnen angenehmen Sachen bestand. Bey dem Empfange zogen sie ihre Seeotterkleidung ab, legten sie uns zu Füssen, und blieben ganz nakt vor uns stehen. Man gab hierauf jedem eine wollene Decke, womit sie sehr zufrieden in ihre Kanots stiegen und an das Ufer ruderten. Ihre Art, Geschenke zu geben und zu nehmen, ist ganz besonders; denn sie suchen den Begriff, als lege eine Gabe dem empfangenden irgend eine Verbindlichkeit auf, ganz zu entfernen.

Ob wir gleich von unserer Ankunft bis zum 25sten schlechtes Wetter hatten, so unternahmen wir doch verschiedene Arbeiten. Maquilla hatte uns nicht nur einen Platz zu einem Hause für die

Leute,

Leute, die wir hier lassen wollten, bewilligt, sondern unterstützte uns auch bey der Arbeit, und versprach den Zurückbleibenden seinen Schutz. Wir schenkten ihm daher ein Paar Pistolen, nach denen er seit unserer Ankunft lüstern war. Auch Kallikum, der unser warmer Freund zu seyn schien, wurde beschenkt, besonders da ihn Maquilla zu unsern Beschützer bestellt hatte, der alle Beleidigungen, die uns die Einwohner zufügen könnten, verhüten sollte. Wir hielten es aber doch für gut, diesen Befehlshabern, auf den Fall, daß sich ihre Gesinnung gegen uns ändern sollte, einen Begriff von unsern Kräften beyzubringen, und wollten in ihnen sowohl Furcht, als Dankbarkeit erregen. Schon am 28sten war das Haus fertig, indem die Einwohner Bauholz aus den Wäldern herbeygeschafft, und alle von ihnen verlangte Arbeiten bereitwillig gethan hatten. Täglich erhielten sie dafür ihren Lohn, der aus Glasperlen oder Eisen bestand. Dadurch schenkten sie uns ihre Achtung und ihr Zutrauen so sehr, daß wir ihnen nicht Arbeit genug geben konnten.

Das Haus war so groß, daß alle Leute, welche zurückbleiben sollten, darinnen Platz hatten, und auf der Erde waren große Zimmer, in welchen Böttcher, Seegelmacher und andere Handwerker bey schlechtem Wetter arbeiten konnten. Für die Lebensmittel und Vorräthe war auch ein großes Gemach bestimmt. Im obern Stocke war ein Speisezimmer und Kammern für die Leute. Mit

einem Wort, unser Haus war seiner Bestimmung ganz angemessen, und die Einwohner hielten es für einen königlichen Pallast. Um das Haus herum wurde eine starke Brustwehr aufgeführt, die einen großen Raum einschloß, und es wurden Kanonen darauf gestellt, die gegen die Bucht und das Dorf Nutka gerichtet waren. Dadurch waren unsere Leute gegen jeden Angriff hinlänglich gesichert. Ausserhalb der Brustwehr wurde der Kiel eines Fahrzeuges von vierzig bis funfzig Tonnen, das erbauet werden sollte, gelegt.

Am 5 Jun. war schon das Schiff kalfatert, das Tauwerk ausgebessert, die Seegel geflickt und Ballast an Bord gebracht. Auch Holz- und Wasservorrath wurde eingenommen, so daß das Schiff in die See gehen konnte. Durch die starken Regen war zwar die Erde vom Schnee entblößt, aber der Wachsthum der Pflanzen war noch weit zurück, und veränderte nur langsam seine traurige Gestalt. Ich schmeichle mir, man wird das gute Einverständniß zwischen uns und den Amerikanern als einen Beweis ansehen, daß wir uns nach den Grundsätzen einer menschenfreundlichen Klugheit betragen haben; aber auch die großmüthige und gastfreye Aufführung unserer Amerikaner muß ihren Charakter in ein vortheilhaftes Licht setzen. Die Erfahrung hat uns überzeugt, daß die Tugend der Dankbarkeit auf diesen fernen Küsten zu Hause ist. Kallikums Betragen und feines Gefühl hätte unserer hohen Kultur Ehre gemacht. Dieser liebens-

würs

würdige Mann lebt nicht mehr, und der einzige Lohn seiner Freundschaft ist sein Denkmal in unsrem Gedächtniß, und die Verabscheuung des grausamen Mordgriffes, der sein Vaterland dieser Zierde, und die künftigen Schifffahrer eines Beschützers beraubte. Kallikum wurde 1789 von einem Officier an Bord eines der spanischen Schiffe, die Don Joseph Estevan Martinez kommandirte, erschossen. Wir erfuhren davon von einem Augenzeugen folgende Umstände. Kallikum kam mit Weib und Kind in einem Kanot an das Commodore-Schiff, um Fische zum Geschenk zu bringen. Da man sie auf eine unfreundliche Art abnahm, ehe er sie dem Befehlshaber selbst überreichen konnte, beleidigte es ihn so, daß er Peschai! d. i. schlecht ausrief. Dieß hielt man für so beleidigend, daß er sogleich vom Officiersverdeck mit einer Kugel durch das Herz geschossen wurde. Der Leichnam fiel über Bord und sank unter. Weib und Kind brachte man in gänzlicher Sinnlosigkeit an das Ufer. Dennoch wagte sich Kallikums Vater an Bord des spanischen-Schiffes, und bat um Erlaubniß, den Leichnam seines Sohnes in der Tiefe suchen zu dürfen. Und dieß wurde ihm nicht eher erlaubt, bis der trostlose Wilde unter seinen Nachbarn eine hinreichende Anzahl Felle gesammelt hatte, um von Christen die Erlaubniß zu erkaufen, seinen von ihnen gemordeten Sohn zu begraben.

Bis zum 5 Jun. hatten wir schon gegen 140 Seeotterfelle eingehandelt. Wir bestimmten zwar

anfänglich für jede Art Pelzwerk einen billigen Preiß, aber die Einwohner wußten sich dabey doch Vortheile zu verschaffen, und unsere festgesetzten Preise zu erhöhen. In kurzer Zeit hatte der Handel eine ganz andere Gestalt gewonnen. Statt des Waarentausches mußte er den Schein gegenseitiger Geschenke annehmen, wobey sich die Amerikaner mit ihrer Gastfreiheit groß machten. So oft uns Maquilla und Kallikum ein Geschenk machen wollten, schickten sie einen Bedienten an Bord, um sich des Kapitains Gesellschaft am Lande auszubitten, der sich dann mit Geschenken einstellte. Viele Leute standen an der Wohnung des Oberhauptes, um die Ceremonie mit anzusehen. Man legte die Seeotterfelle mit großem Geschrey und Geberden der Bewunderung zu unsern Füssen; dann war Stille der Erwartung, und mit gespannter Aufmerksamkeit lauerten sie auf die Gegengeschenke.

Seitdem Cook diesen Sund entdeckte, sind verschiedene Schiffe wegen des Pelzhandels hier gewesen, und dadurch hatten die Einwohner mehr Ausbildung erhalten, als wir erwarteten. Doch trafen wir von allen europäischen Waaren, die sie eingetauscht hatten, bey ihnen nichts an, als Eisen, Kupfer, Glasperlen u. s. w. Im Handel zeigten sie eine uns oft lästige Veränderlichkeit, bald wollten sie nichts, als Kupfer, bald blos Eisen, und ein andermal nichts als Glasperlen. Komeleka unterstützte uns anfänglich eifrig bey unserm Handel;

del; da er aber seine Muttersprache vergessen hatte, und einen Mischmasch von chinesischer, englischer und Nutkaer Mundart sprach, so war er ein schlechter Dollmetscher. Er kehrte auch allmählig zu den Sitten seiner Landsleute zurück, und vergaß nach und nach bey dem Genusse seines Wallfischfleisches und Thrans die Proben unserer Freundschaft. Maquilla hatte ihn zum Aufseher seiner kostbarsten Schätze gemacht, worunter ein vom Kapitain Cook zurückgelassener messingener Mörser war; denn dieses Küchengeräth hatte sich zu einem Zeichen der königlichen Würde erhoben, und wurde, glänzend gescheuert, bey allen Feierlichkeiten vor dem Maquilla hergetragen. Um Komeleka's Eifer für unsern Vortheil wieder zu erwärmen, brachten wir es dahin, daß er durch die Heurath mit einem vornehmen Frauenzimmer zu der Würde eines Oberhauptes erhoben wurde. Seine Hochzeit wurde mit aller Pracht gefeiert; denn ein halber Wallfisch, andere Fische, und eine Menge Thran, der köstlichste Theil des Mahles, wurden reichlich unter fast 300 Menschen ausgespendet.

Am 6 Jun. ließ uns Maquilla zum Empfang eines Geschenkes an das Ufer einladen. Wir fanden ihn europäisch gekleidet, mit einem Manschettenhemde, mit aufgeknüpftem und gepudertem Haar. Dieser Putz war ein Theil der Geschenke, die wir dem Komeleka gegeben hatten. Der König war von verschiedenen Oberhäuptern umgeben, die alle mit einem Stück von europäischer Kleidung ge-

schmückt waren. Ihr Gesicht war von dem Oel und der rothen Farbe, womit es gewöhnlich beschmiert ist, gesäubert, so daß wir sie bey dem ersten Anblick kaum mehr erkannten. Sie suchten uns nun auch nach unserer Art zu begrüßen. Wir belustigten uns sehr über ihre Art, den Hut abzunehmen, die sonderbaren Bewegungen, womit sie ausscharrten und sich gegen einander verbeugten, über die wenigen englischen Wörter, die sie erlernt hatten, und nun ohne Sinn und Verbindung wiederholten. Hierauf ließ Maquilla einige sehr schöne Seeotterfelle bringen, nebst einem vortreflichen Dammhirsch, den seine Leute in den Wäldern erlegt hatten. Wir blieben ihm unsere Gegengeschenke nicht schuldig. Komeleka's Zurückkunft hatte die europäische Kleidung sehr beliebt gemacht. Ein Hut, Schuhe oder Strümpfe lenkte gewöhnlich den Handel zu unserm Vortheil, und wir begünstigten auch diesen Geschmack, damit dadurch der Gebrauch der wollenen Zeuge bey ihnen eingeführt werden möchte.

Am 7ten wurde uns ein Schleifstein gestohlen. Die Einwohner schienen demselben eine Zauberkraft zuzutrauen, weil er mit so geringer Mühe das Eisen scharf machte. Wir konnten ihn nicht mehr erhalten, da unsere Vorstellungen selbst bey dem Maquilla nicht den gewöhnlichen Eingang fanden. Wir gaben daher den strengen Befehl, keinen Einwohner, die Oberhäupter ausgenommen, mehr in die Brustwehr hineinzulassen. Am 8ten kam

ein

ein fremdes Kanot, und verkaufte uns einige Seeotterfelle. Diese Leute boten uns auch eine gedörrte Menschenhand zum Kauf an. Es überfiel uns ein Abscheu, da wir sahen, daß einer von diesen Männern ein Siegel in den Ohren hängen hatte; denn wir erkannten es für das Siegel des unglücklichen Herrn Miller vom Kaiserlichen Adler. Die Matrosen bemerkten eben dieses auf der Stelle, und hielten die Besitzer für die Mörder dieses Schiffsofficiers. Sie würden auch sicher diesen Mord mit dem Tode gerochen haben, wenn wir ihnen nicht vorgestellt hätten, daß das Siegel durch einen fortgesetzten Tausch an seinen gegenwärtigen Besitzer gekommen seyn könnte. Aber diese Vorstellung wollte doch keine rechte Wirkung thun, weil diese Leute auch zugleich die Hand des Ermordeten besassen, und daher haben die Matrosen sie mit allen Zeichen der Beschimpfung und des Abscheus vom Schiffe vertrieben. Und doch waren sie unschuldig; denn Maquilla versicherte uns darauf, daß sie die Hand von den Einwohnern von Queenhythe erhandelt hätten. Aus seiner Verlegenheit bey der Unterhandlung über diesen Gegenstand schlossen wir, daß Maquilla selbst ein Menschenfresser sey. Es ist überhaupt sehr wahrscheinlich, daß an dieser ganzen Küste der Handel mit Menschenfleisch mehr oder weniger getrieben werde. Selbst Kallikum legte in der Nacht seinen Kopf auf einen Sack von Menschenschedeln, die er als Siegeszeichen seiner Tapferkeit aufbewahrte, und vermuthlich hat er mit seinen Kriegsgefähr-

ten

ten die Körper der Schlachtopfer zum Siegesmahle verzehrt.

Wikananisch, ein mächtiges Oberhaupt aus Süden, kam heute mit zwey Kanots bey Maquilla zum Gegenbesuch. Seine meisten Leute waren in prächtige Pelze gekleidet, und sie sahen überhaupt wohlhabender aus, als die Bewohner am Nutkasunde; vermuthlich deswegen, weil es bey ihnen mehr Wallfische giebt, die im Nutkasund anfangen seltener zu werden. Wikananisch besuchte auch uns am Bord der Felice, und lud uns zu sich ein; jezt aber konnten wir weder ihn noch seine Begleiter bewegen, ihre schönen Pelze zu verhandeln.

Am 10ten verschwand plötzlich ein großer Theil der Häuser des Dorfes. Man sagte uns, daß die Einwohner im Begriff wären, sich nach einer eine Stunde weiter befindlichen Bucht zu begeben, wo es mehr Fische gebe. Die Bauart der Häuser macht das Aufbauen und Niederreissen derselben zu einer leichten Arbeit, und ganze Dörfer können daher so leicht, wie jeder andere Transport, zu Wasser von einem Orte zum andern geschafft werden. — Man brachte uns eine lebendige junge Seeotter an Bord, deren Mutter Maquilla getödet hatte. Sie schrie wie ein kleines Kind und war das lebhafteste Thier. Nachdem wir sie ein paar Tage gefüttert hatten, warfen wir sie wieder in die See; weil sie aber nicht schwimmen konnte,

zogen

zogen wir das Thier wieder heraus, worauf es bald an Quetschungen, die es bekommen hatte, starb. Seine Ungeschicklichkeit im Schwimmen kam daher, weil die Mutter die Jungen so lange auf dem Rücken trägt, bis sie sich selbst versorgen können.

Am 11 Jul. ließen wir die Anker lichten, um in die See zu gehen. Es begegnete uns vorher der widrige Zufall, daß wir unsere Pinasse verlohren. Anfangs glaubten wir, sie sey in der Nacht durch einen Windstoß vom Schiffe losgerissen worden. Wir versprachen große Belohnungen; aber vergebens. So lange wir noch Hofnung hatten, dieses Fahrzeug wieder zu bekommen, stellten wir uns aufgebracht, allein da wir sahen, daß wir es nicht mehr bekommen würden, ließen wir die Sache in Vergessenheit gerathen. Denn wenn der Streit wirklich ausgebrochen wäre, so hätte er nicht nur unsern Handel Nachtheil gebracht, sondern hätte auch diejenigen in Gefahr gesetzt, welche wir hier zurücke lassen wollten.

Unter unserer Mannschaft zeigten sich noch immer Spuren des Empörungsgeistes. Der Bootsmann hatte gegen die Officiere die schuldige Achtung aus den Augen gesetzt, doch der erforderliche Ernst that seinem drohenden Betragen Einhalt; er wurde seines Dienstes entsetzt, mußte die Arbeiten eines gemeinen Matrosen verrichten, und der ganze Vorfall im Tagebuche des Schiffes aufgezeichnet. Am Tage vor unserer Abreise brachten wir die Officiere

ficiere und andere Leute an das Land, welche mit den Zimmerleuten, die das neue Fahrzeug bauten, im Nutkasund zurückbleiben sollten. Auf dem Fall, daß die Felice, oder die zu Ende des Herbstes erwartete Iphigenia nicht ankommen würde, ließen wir den Zurückebleibenden alle erforderlichen Bedürfnisse zur Ausrüstung ihres Fahrzeuges und hinlängliche Lebensmittel zurück, um bis an die Sandwichs-Inseln zu kommen, wo sie leicht Lebensmittel genug einnehmen konnten, um bis nach China zu kommen. Die Mannschaft schien nichts Böses zu ahnden, und wir verließen sie mit der frohesten Hofnung, sie bey unserer Zurückkunft in einer erwünschten Lage zu finden. Wir versprachen uns von diesem Aufenthalte unserer Landsleute im Nutkasunde große Vortheile, und erwarteten, daß sie die sämtlichen Felle sammeln würden, welche die einträgliche Sommerjagd den Bewohnern des König-Georg-Sundes in die Hände spielen würde. Uebrigens hielten wir sie auch für gesichert, da die Brustwehr mit einer Kanone und auch mit vielen Waffen und Kriegsbedürfnissen versehen war.

Der Bau des Fahrzeuges war beträchtlich fortgerückt, und wir hatten alle unsern Aufenthalt in Nutka durch eine unermüdete Thätigkeit ausgezeichnet. Bey unserer Ankunft war noch alles öde, obgleich nur wenig Schnee lag, den aber der starke Regen bald wegschwemmte. Hierauf wurde die Luft milder, und der Genuß frischer Kräuter und Zwiebeln stärkte unsere Kranken so, daß sie sich bald

bald wieder völlig erholten. Fische hatten wir im Ueberflusse.

Am Abend vor unserer Abreise machten wir bey dem Maquilla unsern Abschiedsbesuch, gaben ihm zu verstehen, daß wir in drey bis vier Monaten wieder zurückkehren würden, und wie lange es noch währen möchte, bis das neuerbaute Fahrzeug vom Stapel laufen könnte. Wir baten ihn, den Zurückbleibenden alle Freundschaft zu erweisen, und versprachen, ihm bey unserer gänzlichen Abreise das Haus mit allen Zugehörungen zu schenken. Für jezt schenkten wir ihm einen vollständigen Anzug mit metallenen Knöpfen, der in seinen Augen einen unschätzbaren Werth hatte. Auch seinen Anverwandtinnen wurden Geschenke ausgetheilt, und Komeleka's Tante bat auf das dringendeste um ein Paar Schuhschnallen, die sie mit eben dem Stolz an ihre Ohren hieng, womit eine europäische Dame ihre Reize durch Diamanten zu erhöhen sucht. Maquilla war über unsere Güte entzückt, und betheuerte seine Treue und Freundschaft auf das heiligste. Wir gaben ihm auch Nachricht, daß wahrscheinlich, während unserer Abwesenheit, ein Schiff ankommen würde, dessen Befehlshaber unser Freund wäre. Als er uns hierauf sagte, daß wir bey ihm einen Brief an unsern Freund zurücklassen könnten, so erstaunten wir sehr, weil wir nicht vermutheten, daß diese Leute einen Begriff von unserer Kunst, einander Gedanken durch Hülfe des Papiers mitzutheilen, hätten. Da wir begie-

rig

rig waren, zu wissen, wie sie zu dieser Kenntniß gelanget wären: so hörten wir, daß sie dieselbe einem gewissen Herrn Maccay verdankten, der sich vierzehn Monate unter ihnen aufhielt. Mit dem Aufenthalte dieses Europäers gieng es so zu:

Im Jahre 1786 kamen die Schiffe Cook und Experiment von Bombay an diese Küste, und ließen Herrn Maccay, den Gehülfen des Wundarztes, mit seiner Bewilligung unter Maquilla's Schutze zurück, weil sie glaubten, daß es für den Handel vortheilhaft seyn würde, wenn er sich mit der Sprache und den Sitten der Einwohner bekannt machte. Hier blieb Herr Maccay bis 1787 und reiste dann mit dem Kaiserlichen Adler nach China zurück. Man hatte ihn zwar mit Kleidern und Lebensmitteln versehen; er sahe sich aber doch genöthiget, die rohe Lebensart der Wilden mitzumachen. Es ist unbegreiflich, wie es ihm möglich geworden ist, in Koth zu leben, und seinen Hunger mit Thran und Wallfischfett zu stillen. Ueberdieß verursachte der damalige lange Winter in Nutka eine Hungersnoth. In dieser Lage brachten die Oberhäupter dem Herrn Maccay täglich sieben trockene Heringsköpfe, welches seine zugemessene Portion war.

Maquilla erhielt also einen Brief, und wir bemerkten, daß die Furcht vor der Ankunft der Iphigenia für unsere zurückbleibenden Landsleute der beste Schutz war. Kallikum kam noch vor unserer

Abreise

Abreise von der Seeotterjagd zurück. Unter den Gegengeschenken, die er uns zurückgab, erblickten wir zu unsrem Erstaunen drey Stücken Messing, auf denen wir den Namen und das Wappen des Sir Joseph Banks mit der Jahrzahl 1775 erkannten. Wir gaben dem Kallikum diese Beweise seiner Achtung wieder zurück, damit sie ein Denkmal desjenigen Mannes bleiben, dessen unternehmenden Geiste man den größten Theil der Entdeckungen an dieser Küste zuzuschreiben hat.

Am 11 Junius fuhren wir südostwärts an der Küste hin. Am folgenden Mittag befanden wir uns im 49° 22′ N. B. und konnten Breakers Point noch sehen. Da wir hierauf einen Südostwind bekamen, so mußten wir das Schiff umlegen und in die See stechen. Das Wetter wurde stürmischer. Am 13ten näherten wir uns dem Lande wieder, da sich der Himmel ein wenig erheiterte, und wir sahen den Berg über Wikananisch wie einen Zuckerhut hervorragen. Von einer Inselgruppe kamen verschiedene Kanots zurück, jeder mit ungefähr zwanzig Mann besetzt. Sie waren stark und wohlgebildet, und ihre Kleider waren von den schönsten Seeotterfellen. Sie kamen gerne zu uns an Bord. Unter ihnen befanden sich zwey Oberhäupter Hanna und Detutsch, die schönsten Männer, die wir gesehen hatten. Sie waren in unserer Gesellschaft zwanglos und unbefangen, schüttelten jedem freundschaftlich die Hand, und luden uns ein, ihre Inseln zu besuchen. Wir

fanden diese Inseln niedrig und ganz mit Walde bedeckt, ohne daß eine Durchfahrt zwischen ihnen zu sehen war.

Gegen Mittag liefen wir mit einem Nordostwind zwischen diese Inselgruppe und dem festen Lande ein. Nun erschien eine andere Flotille, an deren Spitze Wikananisch war. Er stieg an unsern Bord und erbot sich als Lootse das Schiff in seinen fünf englische Meilen von uns liegenden Hafen zu führen, und er hat sich auch wirklich als einen vortreflichen Lootsen gezeigt. Gegen ein Ufer warfen wir den Anker zwischen den Inseln und dem festen Lande an einem ziemlich sichern Platze. Hier ist eine der wildesten Aussichten. Mehrere Inseln und Riefe schützen sie gegen die See. Auf einer der Inseln sahen wir ein Dorf, dreymal so groß als Nutka. Nun eilten von allen Seiten Kanots herbey, die mit Fischen, wilden Zwiebeln und Beeren beladen waren, um ihre Waaren an die Matrosen gegen Stückchen Eisen und andere in ihren Augen schätzbare Dinge zu vertauschen. — Am 14ten nahmen wir die Gegend etwas in Augenschein, wir sahen aber von allen Seiten nichts, als einen undurchdringlichen Wald. Das Dorf Wikananisch lag an einem sich sanft erhebenden Ufer, und hatte Wald im Rücken. Mittags machten wir bey Wikananisch einen Besuch. Wir erstaunten über die Größe seines Hauses. Es war ein großes Viereck, ringsum mit breiten und hohen Dielen abgeschlagen, die eine zwanzig Fuß hohe

hohe Wand bildeten. Drey ungeheure, grob geschnitzte und bemahlte Bäume waren die Balken, und ihre Enden und ihre Mitte ruhte auf kolossalischen Bildsäulen. Auch die Decke bestand aus breiten Dielen, die man abheben konnte, um Luft und Licht herein, oder Rauch hinauszulassen. In der Mitte brannten mehrere Feuer, und an denselben stunden große hölzerne Gefäße mit Fischsuppe. Große Stücken Wallfischfleisch lagen in Bereitschaft, um gekocht zu werden. Die Weiber legten glühende Steine in die Gefäße, um das Wasser siedend zu machen. Ringsherum lagen Fische in Haufen aufgethürmt, und in der Mitte standen große Seehundsfelle mit Oel gefüllt. Die Bäume, die das Dach stützten, waren so groß, daß die Masten eines Linienschiffes vom ersten Rang dagegen klein schienen, und wir konnten nicht begreifen, wie diese Wilden, die keine mechanische Hülfe kennen, im Stande wären, diese ungeheuren Balken aufzurichten. Die Thüre, durch welche wir in das Gebäude traten, war der Mund von einer dieser kolossalischen Bildsäulen. Wir stiegen von aussen einige Stufen zu diesem ungewöhnlichen Portale hinan, und inwendig wieder bis an das Kinn der Figur in das Haus hinunter. Hier erstaunten wir wieder über die Menge der Männer, Weiber und Kinder, die zur Hofhaltung unsers Wirths gehörten; es waren wenigstens achthundert. Rund um das Haus gieng inwendig eine Bank, auf der die Einwohner essen, sitzen und schlafen. Der Befehlshaber saß auf einem kleinen erhöhetem

Gerüste, über welchem Blasen voll Oel, große Schnitten von Wallfischfleisch und Klumpen Fett hiengen. Menschenschedel hiengen, in Festons an einander gereiht, als die schönste Zierde des Pallasts überall herum.

Schon vor unserer Ankunft ließen sich die Gäste das Essen schmecken. Die Bedienten füllten fleissig die geleerten Schüsseln, und die Weiber löseten die Rinde von einem Baum ab, um dieselbe statt der Handtücher zu gebrauchen. Wikananisch kam uns mit gastfreundschaftlichen Anstand auf dem halben Wege vom Eingang entgegen, und führte uns zu einem Sitze neben dem seinigen. Nach der Mahlzeit wurden unsere mitgebrachten Geschenke zur Schau ausgestellt; sie bestunden aus wollenen Decken und ein Paar kupfernen Theekesseln. Man sahe sie mit großer Aufmerksamkeit an, und für die Theekessel bestellte sogleich Wikananisch einen Aufseher, welcher sie in die königlichen Schatzkammern, d. i. in grobgehauene Kisten welche phantastisch mit Menschenzähnen geziert waren, brachte.

Hierauf traten ungefähr funfzig Mann herein, von denen jeder ein Seeotterfell, das gegen sechs Schuh lang und von glänzender Schwärze war, empor hielt. Indessen sie in dieser Stellung blieben, hielt der Befehlshaber eine Rede, reichte uns die Hand, und gab uns zu verstehen, daß diese Felle zum Gegengeschenk für uns bestimmt wären.

wären. Jezt zeigten ſich uns die Frauenzimmer ſeiner Familie. Es waren ein Paar jüngere darunter, deren Geſichtszüge, ohngeachtet ſie mit Oel und rothen Ocker tüchtig beſchmiert waren, angenehm hervorſchienen. Die eine hatte einen ſo holden Ausdruck von Beſcheidenheit und Schamhaftigkeit, daß auch ein Mann von feinem Gefühl, trotz ihrer eckelhaften Schminke, Theilnehmungen für ſie empfinden konnte.

Am 17ten ward unſer Handel eifrig fortgeſetzt. Die Einwohner brachten uns vielerley Gattungen von Fiſchen. Der Lachs und die Lachsforelle waren von dem herrlichſten Geſchmack. Kabliau und Seebraſſen erhielten wir friſch aus der See. Krebſe, wilde Zwiebeln, Beeren und eßbare Kräuter brachten uns die Weiber, und zuweilen hatten wir auch ein Stück Wildpret. Am 17ten machten wir wieder einen Beſuch bey Wikananiſch und kauften Pelzwerk ein. Wir bemerkten, daß dieſe Leute im Handel ſo verſchlagen ſind, als die Nutkaer. Als wir im Begriffe waren, uns einzuſchiffen, entſtand plötzlich eine allgemeine Unruhe im Dorf; viele Kanots mit bewafneten Leuten fuhren auf das Schiff zu, und wir beſorgten zuerſt, es möchte ein Streit zwiſchen der Mannſchft und den Eingebohrnen entſtanden ſeyn; allein die Urſache war Eiferſucht gegen ihre Nachbarn. Es waren einige derſelben auf das Schiff gekommen, welche Wikananiſch fortjagen ließ. Man machte einen davon zum Gefangenen und ſchleppte ihn ſo-

gleich in den Wald, wo er wahrscheinlich getödet wurde. Weder unsere Fürbitten, noch unsere Drohungen konnten diesen Unglücklichen retten. Wir wurden auch dadurch überzeugt, daß diese Amerikaner, so freundschaftlich auch ihr Betragen gegen uns war, dennoch mit wilder Grausamkeit einander behandelten. Da bis zum 20sten das Wetter schlecht war, so giengen wir mit dem Schiffe in den innern Hafen, den wir Port Cox nannten.

Da wir bemerkt hatten, daß die Unterthanen des Wikananisch weit weniger gebildet waren, als unsere Nutkaer Freunde, so waren wir immer auf guter Hut. Die Einwohner waren zahlreich und kühn, auch an Urtheilskraft und Thätigkeit den Einwohnern des König Georgs Sund weit überlegen. Das allerschlimmste Wetter hielt sie nicht ab, in die See zu gehen, oder Seeottern zu fangen. Die ausgebreiteten Besitzungen des Wikananisch und die zahlreichen Stämme, die seine Oberherrschaft erkannten, machten ihn zu einen mächtigen Fürsten. Aber unsere Wachsamkeit sah' er als ein Mißtrauen in seine Freundschaft an. Als er am 21sten bey einem Besuch merkte, daß verschiedene Flinten und Musketons auf das Verdeck gestellt wurden, so verließ er das Schiff sehr zornig, und wollte nicht nur nicht länger mit uns handeln, sondern verbot auch seinen Unterthanen, uns Fische und Kräuter zu verkaufen. Da uns dieß nicht vortheilhaft war, so machten wir ihm am andern Tag einen Versöhnungsbesuch, beschenkten ihn mit einem

einem Degen und einer kupfernen Schüssel, und erneuerten dadurch das Freundschaftsbündniß. Dafür gab er uns fünf schöne Seeotterfelle, eine fette Hirschkuh und Fische. Unsere dadurch herausgeforderte Freygebigkeit beglückte ihn hierauf mit einer Pistole und etlichen Ladungen Pulver, darum er schon lange gebeten hatte.

Am 28sten wurde das Dorf, eben so geschwind, wie Nutka, von dem Ufer der See in den innern Hafen versetzt. Zu gleicher Zeit gab uns Wikananisch Nachricht, daß zwischen ihm und den Oberhäuptern Hanna und Detutsch ein Friedensbündniß im Werk sey, in das auch wir eingeschlossen werden sollten. Nach demselben sollten sie alles Pelzwerk, das sie besassen, an Wikananisch verkaufen, dasjenige aber, das sie nach dem Abschluß des Bündnisses bekommen würden, frey verkaufen dürfen. Bey diesen Unterhandlungen gieng man sehr fein zu Werke. Wikananisch Forderungen fanden kein Gehör, ohne daß man hochgespannte Gegenforderungen machte. Diese betrafen die kupfernen Theekesseln, auf welche er einen so großen Werth setzte; und am Ende mußte er sie wider seinen Willen ausliefern, und bekam dafür alle Seeotterfelle, die Hanna und Detutsch besaßen. Er wurde aber von uns wegen seines Verlusts entschädigt; denn wir schickten ihm sechs Degen, ein Paar Pistolen, eine Flinte und Pulver zu mehrern Ladungen, und hatten mit dem Gegengeschenke, das wir jezt erhielten, bereits 150 schöne Seeotterfelle gesammelt.

Wir schickten uns also zur Fortsetzung unserer Reise gegen die südliche Küste an, brachten das Schiff am 28 Jun. aus dem innern Hafen über die Untiefe heraus, und verließen noch am Abend auch die äussere Rhede. Von König Georgs Sund bis hieher und noch weiter nach Süden scheint eine Reihe von Inseln zu liegen, die ganz mit Wäldern bedeckt sind. Das gute Erdreich trägt Beeren und andere Früchte im Ueberfluß. Die Wälder geben mancherley Bauholz von vorzüglicher Größe, und in manchem Gehölze taugt fast jeder Baum zum größten Mast. Unter andern Gattungen sahen wir die rothe Eiche, den Lerchenbaum, die Ceder, die schwarze und weisse Sprossentanne.

Im Handel zeigten sich die Einwohner sehr schlau, und überlisteten uns oft bey aller Vorsicht; besonders wußten die Weiber ihren entdeckten Betrügereyen den Schein einer listigen Scherzhaftigkeit zu geben, wodurch sie unsere Vorwürfe entwafneten. Sie waren schöner, als die Weiber in Nutka, und hatten auch eine Art von Sittsamkeit, die man unter wilden Völkern selten antrifft. Weder Bitten, noch Versprechungen konnten sie bewegen, an Bord zu kommen. Wir beobachteten unter andern folgendes Beyspiel ihres feinen Gefühls. Einst näherte sich zu unserm Erstaunen dem Schiff ein Kanot, das von Weibern gerudert wurde, und in dem ungefähr zwanzig Personen dieses Geschlechts saßen. Da wir noch kein auf

diese

dieſe Art beſetztes Fahrzeug geſehen hatten, ſo wurden wir ſehr aufmerkſam, und indem wir dieſe Weibergeſellſchaft betrachteten, ſprang unerwartet ein junger Mann aus einem andern Kanot mitten unter ſie, wodurch ſie ſo in Schrecken geriethen, daß ſie alle, obgleich in ihrem beſten Putz, ſich ins Meer ſtürzten, und an das Ufer ſchwammen.

Die Einwohner von Wikananiſch waren auch thätiger, als die vom König Georgs Sund. Das Dorf war bey Anbruch des Tages immer leer; die Männer jagten Wallfiſche und Seeottern, die Weiber aber ſammelten in den Wäldern Beere, oder am Strande Krebſe und Schaalthiere.

Am 29ſten befanden wir uns einem großen Sunde gegen über, aus welchem viele Kanots auf uns zugerudert kamen. Es kamen viele Leute an Bord, um uns zu bewegen, an ihrer Küſte zu landen; da wir dieſes aber nicht thaten, ſo verlieſſen ſie uns mit ſichtbaren Zeichen des Verdruſſes und fehlgeſchlagener Hofnung. Zu Mittag befanden wir uns im 49° 39′ N. B. Wir ſahen eine andere Einfahrt vor uns, deren Eingang ſehr breit zu ſeyn ſchien, und da Cook dieſen Theil der Küſte nicht geſehen hat, ſo hielten wir uns ſo nahe als möglich an das Ufer, um das Land genau in Augenſchein nehmen zu können. Indem wir an dem Ufer hinſchifften, bemerkten wir viele Dörfer, deren Einwohner uns in großer Menge beſuchten, und die in Bildung und Sitten den Einwohnern

von Port Cox sehr ähnlich waren. Wir kauften ihnen einige Seeotterfelle ab, und setzten unsere Reise weiter fort. Nachmittags waren wir am Eingange der gedachten großen Einfahrt, die zwölf bis vierzehn Seemeilen weit zu seyn schien. Um fünf Uhr legten wir das Schiff bey, und zwar in der Nähe einer kleinen Insel, in deren Nachbarschaft wir einen auffallenden, einzeln im Meer stehenden Felsen in Gestalt eines Obelisk sahen. Wir waren bald mit Kanots umringt, in welchen sich ein wilderes Volk, als wir jemals gesehen hatten, befand. Sie waren in Seeotterfelle gekleidet, und ihre Gesichter waren gräßlich mit Oel, schwarzer und rother Farbe beschmiert. Ihre Waffen waren Bogen, mit Knochen zugespitzte und am Ende gezackte Pfeile, auch Lanzen, die mit Stücken von Miesmuscheln zugespitzt waren. Die Insel schien ein unfruchtbarer Felsen von geringem Umfange zu seyn, aber ihre Oberfläche war ganz mit Menschen bedeckt, die das Schiff anstarrten. Die große Volksmenge und die unangebaute Gegend machten einen räthselhaften Kontrast. Das Oberhaupt hieß Tatusch; er besuchte uns; aber wir haben nie einen so mürrischen Menschen gesehen. Er unterschied sich von den andern dadurch, daß er im Gesichte über und über schwarz angetüncht, und mit einem glänzenden Sande bestreut war, welches seine wilde Kühnheit noch erhöhte. Er gab uns zu verstehen, daß wir auf seinem Gebiete wären, und daß sich dieses noch weit gegen Süden erstrecke. Ob wir ihm gleich ein kleines

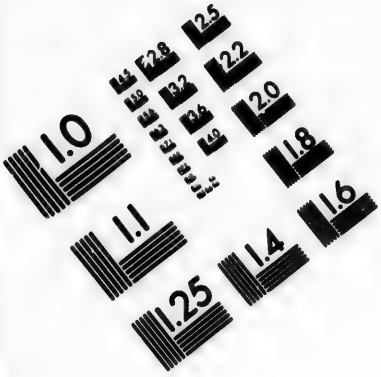
Geschenk

Geschenk machten, so erwiederte er es weder, noch erlaubte er seinen Leuten, mit uns zu handeln.

Weil wir hier, wo möglich, vor Anker gehen wollten, so besetzten wir das große Boot mit wohlbewafneten Leuten, um einen Ankerplatz zwischen der Insel und dem festen Lande zu suchen. Wir befohlen der Mannschaft ernstlich, sich in keinen Streit einzulassen, und gaben ihr auf den Fall, wenn die Einwohner handeln wollten, einige Waaren mit. Das Boot kam Abends mit wenigem Pelzwerke zurück, ohne einen Ankerplatz gefunden zu haben. Der Officier berichtete: die Insel wäre eine nur oben mit etwas Grün bedeckte Felsenmasse, und ringsum mit Brandungen umgeben. Die Wilden hätten sich bewafnet in vielen Kanots um das Boot versammelt, und sich zum Theil auf das zügelloseste betragen; viele wären in das Boot gesprungen, hätten manches mit Gewalt geraubt, und dann über den Raub gefrolockt. Aufgebracht über dieses Betragen, hätten unsere Leute sich rächen wollen, allein die Klugheit des Officiers habe sie zurückgehalten.

Da wir nun keinen Ankerplatz fanden, so schifften wir weiter gegen Süden längst der Küste hin. Wir hatten große Lust, in die Meerenge einzulaufen, welche wir von jezt an, von ihrem ersten Entdecker, Juan de Fuca, nennen wollen. Von ihrem Daseyn waren wir jezt augenscheinlich überzeugt, und wenn sie Cook gesehen hätte, so würde

er



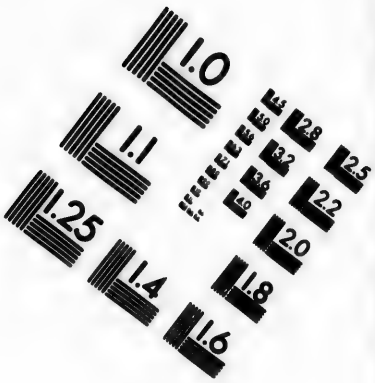
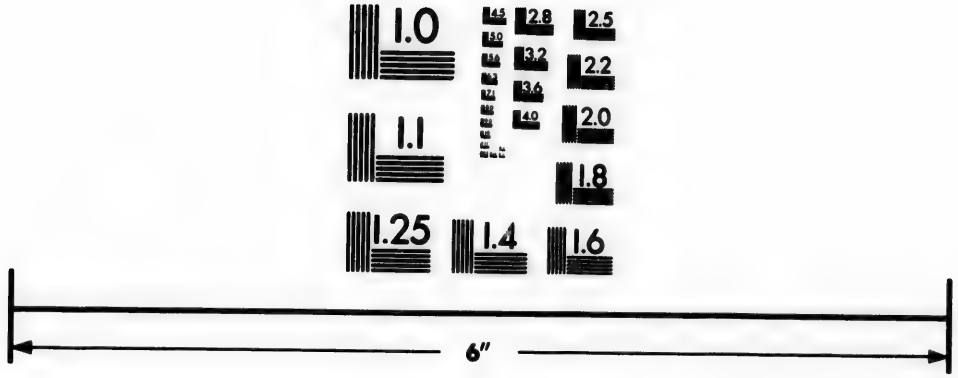
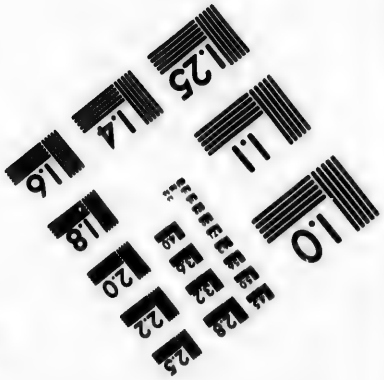




**IMAGE EVALUATION**
**TEST TARGET (MT-3)**






Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

er sie gewiß einer genauern Untersuchung werth gehalten haben. Am 30 Junius früh waren wir noch in der Nähe des Landes, weil wir die Nacht durch Windstille gehabt hatten. Um 10 Uhr kamen von der Insel Tatusch viele Kanots, die wenigstens mit vierhundert Mann bewafnet waren, unter welchen sich das Oberhaupt befand. Sie ruderten um unser Schiff herum, und betrachteten alle Theile, besonders das Steuerruder mit der größten Bewunderung; denn die meisten von ihnen konnten noch kein Schiff gesehen haben. Nun stimmten sie einen Gesang an, der von dem, welchen wir in König Georgs Sund gehört hatten, wenig verschieden war. So unzufrieden wir mit diesen Leuten waren, so waren wir doch gegen ihre Musik nicht unempfindlich. An einer wilden unbesuchten Küste, in diesem entfernten Winkel der Erde, getrennt von Freunden und von allem, was dem Leben Genuß und Trost giebt, auf der Reise durch ein ödes Weltmeer — mußte dieser einfache Naturgesang, den harmonisch und taktfest vierhundert Stimmen anstimmten, auf unsre Herzen Eindruck machen.

Gegen Mittag setzten wir unsern Weg nach Süden mit einem sanften Winde fort. So wie wir an der Küste hinfuhren, sahen wir von den am Ufer liegenden Dörfern Kanots in die See stechen, deren Mannschaft uns dringend einlud, ihre Wohnorte zu besuchen; aber wir konnten keinen bewegen, an Bord unsers Schiffes zu kommen.

Der

Der Anblick der Gegend war sehr wild, und in der weitesten Entfernung bis an den steilen, zackichten Felsenrand des Meeres, an dem sich die Wellen fürchterlich brachen, sahe man nichts, als unermeßliche Wälder. Auf dieser Fahrt bemerkten wir recht deutlich Spuren von der Heftigkeit, mit welcher hier die Stürme aus Süden wüten. Ganze Wälder lagen niedergestreckt, und bildeten mit ihren Zweigen einen langen Strich nach Nordwesten. Sie waren mit den Wurzeln unzähliger, aus dem Boden gerissener Bäume verflochten, und bezeichneten den Gang des wütenden Orkans. Man begreift seinen Ungestümm, wenn man die Weite des Meeres bedenkt, über dessen Fläche er hinwegstreicht, ohne den geringsten Widerstand zu finden.

Abends um 7 Uhr sahen wir in der Entfernung das vom Cook zuerst gesehene Kap Flattery, welches in 48° 15′ und 235° 3′ O. L. liegt. In der Nähe fiel uns das Dorf Classet in die Augen, das ein großer Ort zu seyn scheinet, obgleich nur ein einziges Kanot aus demselbigen an unser Schiff kam. Am 1sten Jul. fuhren wir weiter. Das Wetter schien ungünstig zu werden, und um sieben Uhr öfnete sich uns die Bay Queenhythe, in welcher wir mit allen den unangenehmen Empfindungen einliefen, welche mit der Erinnerung verknüpft waren, daß wir uns dem Schauplatze näherten, wo die Eingebohrnen die Mannschaft eines zum Kaiserlichen Adler gehörigen Bootes ermordet hatten.

hatten. Wir wurden die Insel und den kleinen Fluß Queenhythe gewahr, aber plötzlich wurde die Luft so trübe, daß wir das Land kaum mehr unterscheiden konnten. Es herrschte überall eine feyerliche Stille, indem wir weder Kanots noch Einwohner erblickten. Ob wir gleich das Dorf Queenhythe nicht erblickten, so erkannten wir doch deutlich genug die sieben oder acht englische Meilen davon auf einem hohen Felsen liegende Stadt Queenuittet. Durch Hülfe unserer Fernngläser bemerkten wir viele auf dem Felsen zerstreute Häuser. Auch wurden wir die Insel Destruktion gewahr, die in der Mitte der Bay liegt, flach und von Bäumen ganz entblößt ist, aber den seltenen Anblick einer großen mit reitzendem Grün bedeckten Fläche gab. An den herumliegenden Klippen brachen sich die Wogen in einer ausserordentlichen Höhe. Gegen Mittag wurde der Wind westlich mit trüber Luft. Wir sahen uns nun von allen Seiten in der Bay eingeschlossen, wo die sich thürmenden Wogen uns drohten, uns nicht vor Anker gehen zu lassen, wenn der Wind von Südwesten ungestümm werden sollte. Unter solchen Umständen blieb uns nichts übrig, als den Anker zu werfen, wozu wir an diesem unsichern Platze bereits Anstalten machten, ob wir gleich schon im voraus überzeugt waren, daß unsere Anker wegen der Wut der Wellen nicht halten würden. Unsere Lage wurde durch den Gedanken noch schrecklicher, daß an dieser unwirthbaren Küste unsere Landsleute das grausamste Schicksal erfahren hätten — wenige

Minu-

Minuten konnten jezt das unsrige entscheiden. Aber die Vorsehung wachte über uns; denn auf einmal gieng der Wind nach Südsüdosten um, wodurch es uns möglich wurde, mit vollen Seegeln die Küste zu verlassen, und vielleicht noch vor Nacht die volle See zu gewinnen. Allen Leuten am Bord war das schreckliche Bild der Möglichkeit, ein Opfer der wilden Menschenfresser von Queenhythe zu werden, vor Augen geschwebt. Das unglückliche Schicksal der Mannschaft des Kayserlichen Adlers war der gewöhnliche Gegenstand ihrer Gespräche, und machte einen so schädlichen Eindruck auf ihre Besinnungskraft, daß sie darüber bey einer spätern Veranlassung das Schiff in eine augenscheinliche Gefahr brachten.

Am 1 Jul. steuerten wir in die offene See, und da wir ausser aller Gefahr zu seyn schienen, so suchten wir das Land wieder, welches wir am 2ten Morgens erblickten. Wegen der sonderbaren Gestalt, in welcher wir es sahen, bekam es den Namen Saddlehill (Sattelberg). Als wir ganz nahe kamen, so fanden wir, daß es die südlichste Landspitze wäre, die wir am vorigen Tage von Destruktions Eiland gesehen hatten. Regengüsse und Nebel nöthigten uns bald wieder, in die See zu schiffen. Das Meer gieng ungestümm und hoch aus Westen her, so daß wir besorgten, sie würde unserm großen Boot, das wir seit einiger Zeit hinter uns her gezogen hatten, gefährlich werden. Am 3 Jul. hatten wir wieder etwas Sonnenschein,

und

und weil der Wind wieder südwestlich wurde, so benutzten wir ihn, der Küste näher zu kommen. Am 4ten erst um sechs Uhr Abends erblickten wir sie, da sich ein Theil derselben sehr hoch und mit Schnee bedeckt zeigte. Wir nennten dieses ausserordentlich hohe Gebirg den Olympus, und nach unserer Berechnung liegt es im 47° 10′ N. B. und 235° O. L.

Wir sahen dieses Gebirg noch am folgenden Tag, da wir längst dem Ufer hinseegelten, das niedrig, flach, und, wie gewöhnlich ein ununterbrochener Wald ohne eine Spur von Wohnungen war. Als wir auf eine flache Spitze zusteuerten, welche von der einen Seite den Eingang in die Bay bildet, fanden wir einen seichten Grund und Klippenreihen, daher wir uns sogleich vom Land entfernten, die flache Spitze Low Point, und die Bay Shoalwater-Bay nannten. Ein hohes und steiles Vorgebirg, das die andere Seite der Bay bildet, nannten wir das Kap Shoalwater. Von dem Maste sahen wir, daß diese Bay sich sehr tief in das Land hinein zieht, und sich gegen Osten und Norden in mehrere Arme theilt. Im Hintergrunde sahen wir sie von einem entfernten, gebirgichten Land begränzt.

Wir hatten anfänglich diese öde Küste für unbewohnt gehalten, aber nun fuhr von der niedrigen Spitze ein Kanot auf uns zu, worinn ein Mann und ein Knabe saßen, die zwey Seeotterfelle in die

die Höhe hielten. Wir legten also das Schiff bey, bis sie herangerudert kamen, und ein Seil ergriesen. Doch konnte man sie nicht bereden, an Bord zu steigen. Wir ließen ihnen an einem Strick einige Kleinigkeiten hinunter, welche der Knabe eifrig ergrief, und sie dem Manne reichte. Dieser band sogleich die Seeotterfelle an den Strick und winkte, daß man sie heraufziehen sollte, worauf wir ihnen noch ein Gegengeschenk zurückschickten. Dieser unerwartete Reichthum versetzte sie in eine solche Freude, daß sie Anfangs im Beschauen der erhaltenen Stücke verlohren zu seyn schienen. Hierauf aber richteten sie ihre Aufmerksamkeit auf das Schiff, welches sie nach allen seinen Theilen betrachten, und durch ihre Geberden Erstaunen und Bewunderung ausdrückten. Sie haben also wahrscheinlich zum erstenmal ein Schiff gesehen. Wir wollten uns ihnen in der Sprache von König Georgs Sund verständlich machen, aber sie verstanden uns kein Wort, antworteten in einer Mundart, die nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit irgend einer uns längst der amerikanischen Küste bekannt gewordenen Sprache hatte. Auch die Gestalt ihres Kanots war ganz verschieden von der bey ihren nördlichen Nachbarn üblichen; doch war der Bau ihres Körpers und ihre Kleidung wie bey den Einwohnern von Nutka, ausser daß wir keine Zierrathen an ihnen bemerkten, aus welchen wir hätten schließen können, daß sie schon einen Umgang mit Europäern gehabt hätten. Vom Handel mußten sie aber doch einen Begriff haben, weil

sie ihre Felle in die Höhe hielten, und so bereitwillig tauschten. Die Nation ist aber von den nördlicher wohnenden Nationen ganz verschieden, und vielleicht befanden wir uns gerade an der nördlichen Gränze ihres Landes. Um so vielmehr wünschten wir, einen sichern Ankerplatz für unser Schiff zu finden, um mit den Booten diese Küste näher untersuchen zu können.

Bey einem umwölkten Himmel blieb uns nichts übrig, als an der Küste hinzuschiffen, bis wir einen sichern Hafen fänden. Gegen sieben Uhr waren wir nicht weit von Kap Shoalwater, und entfernten uns vom Lande, um den Anbruch des Tages zu erwarten, der aber unsern Entdeckungsversuchen nicht günstig war. Wir hatten bey einem starken Nordwind eine unruhige See. Südostwärts vom Kap Shoalwater sahen wir noch Land, und hofften, daß es das Kap Rok der Spanier sey, wo sie einen guten Hafen gefunden haben wollen. Um Mittag hatten wir es hinter uns, und erkannten die Küste ganz deutlich, ohne eine lebendige Seele, oder eine Spur von einer Niederlassung zu bemerken. Jenseits des Vorgebirges schien sich eine große Bay zu eröfnen, auf welche wir zusegelten. Indem wir aber in sie hineinsteuerten, sahen wir Brandungen, die sich queer über die Bay erstreckten, daher wir wieder auslaufen mußten. Wir nannten dieses Vorgebirg Kap Disappointement, (der betrogenen Erwartung), und die Bay Deceptions- oder Täuschungs-Bay. So

viel

viel ist sicher, daß da kein Fluß St. Rok existirt, wo ihn die spanischen Karten hinsetzen.

Da wir hier keinen Schutzort für unser Schiff fanden, so schifften wir auf ein anderes in der Ferne wahrgenommenes Vorgebirge zu. Der Anblick des Landes war gegen die nördliche Küste schöner. Das Aug wurde durch viele mit einem heitern Grün bedeckte Stellen ergötzt; das Land erhob sich an sanften Anhöhen bis zu dem entfernten Gebirge, und längst dem Meere war es von einem weissen, sandigen Ufer umgeben. Da wir weiter schifften, erblickten wir große Wiesen, und schattigte Wälder an den sanften Abhängen, aber kein Mensch schien in dieser fruchtbaren Gegend von Neualbion nicht zu wohnen. Nun zeigte sich auch eine große Oefnung, die uns neue Hofnungen machte — aber vergeblich. Um sieben Uhr erreichten wir die Höhe dieser Einfahrt, welche leider! durch einen flachen, sandigen und mit der See fast gleich hohem Strande verschlossen war. Es schienen die Wellen darüber hinzugehen. Jenseits dieses Beckens lag eine offene und ebene Landschaft bis an die entfernten hohen Gebirge. Wir nannten diesen Ort Quicksand- (Triebsand) Bay, und ein daran stossendes Vorgebirg Kap Grenville. Ein paar englische Meilen weit davon erhoben sich drey große sonderbar gebildete Felsen aus dem Meer, die einander sehr ähnlich waren. Der mittlere hatte eine bogenförmige Oefnung, wodurch wir die ferne See deutlich sehen konnten. Wir nannten sie die drey Brüder.

Da wir uns bisher in unserer Hofnung, eine Oefnung oder Durchfahrt zu finden, getäuscht sahen, so kehrten wir wieder nach Norden zurück, und beschlossen, nach dem großen Sunde zu seegeln, aus welchem uns, am Tage nach unserer Abreise von Port Cox, im Vorüberseegeln so viele Einwohner entgegen gekommen waren. Durch unsere bisherige Fahrt sind wir mit der Küste zwischen König Georgs Sund und Kap Lookut, d. i. vom 49° 37′ bis 45° 37′ N. B. ziemlich bekannt worden, und wenn es die Jahreszeit erlaubt hätte, würden wir wenigstens bis zum 44° N. L. gegangen seyn. Auch waren wir für unsere in Nutka zurückgelassenen Leute besorgt, welchen wir nicht zu lange ausbleiben durften. Unsere Rückfahrt war um so nöthiger, da wir verabredet hatten, daß eines von unsern Schiffen vor dem 21 Sept. nach China zurückkehren, zuvor aber das neue Fahrzeug vom Stapel gelassen, in seegelfertigen Stand gesetzt, und dazu gegen dreytausend Klafter Seile gemacht seyn sollten.

Am 10 Jul. erblickten wir wieder Land, und zwar das hohe Land, welches das östliche Ufer der Strasse Juan de Fuca bildet. Am folgenden Tage waren wir auf der Höhe dieses Sundes, der uns sehr breit, aber nicht tief zu seyn schien. Fast in seiner Mitte lagen verschiedene hohe, waldichte Inseln. Gegen 11 Uhr kehrte das abgeschickte Boot zurück, und führte uns in einen schönen, geräumigen Hafen, der durch Inseln gebildet wird,

wo

wo wir, gegen See und Wind gedeckt, uns vor Anker legten. Bald kamen viele Einwohner in ihren Kanots zu uns, und brachten uns viele Fische, besonders Lachse und Forellen, auch Krebse, Austern, Zwiebeln und wilde Beere. Sie wohnen in einem großen Dorfe auf dem Gipfel eines hohen Berges. Wir gaben dem Hafen den Namen Port Effingham. Am 12ten schickten wir Leute an das Land, um Wasser zu füllen. Kapitain Barclay, der Befehlshaber des Kaiserlichen Adlers hatte diesen Sund schon 1787 besucht, und ihn Barclay-Sund genannt. Er ist sehr groß, hat viele zerstreute waldichte Inseln, und am festen Lande liegen große, volkreiche Dörfer. Lachse fangen die Einwohner in Menge, bereiten sie zum Aufbewahren, und heben sie als einen Hauptartickel ihres Wintervorraths auf. Der Hafen kann hundert Schiffe fassen, und sie alle gegen Stürme sichern. Auf unserer Fahrt hieher sahen wir viele Seeottern, welche mit ihren Jungen im Wasser spielten, bey der Annäherung des Schiffes aber verschwanden. Einigemal kamen wir verschiedenen sehr nahe, die auf dem Rücken im Meere lagen und schliefen. Wir sahen auch viele Kaschelotte oder Wallrathsfische, unzählige Seehunde und andere große Seethier.

Nachdem wir mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten im Namen des Königs von Großbritannien von Juan de Fuca's Strasse Besitz genommen hatten, so bekamen wir am 13 Jul. von sehr vielen

Einwohnern Besuche, denen wir allerley Pelzwerk abkauften. Sie wurden aber von keinem Oberhaupte begleitet. Die vielen Lachse, die sie uns brachten, übertrafen an Feinheit des Geschmacks die vom Nutkasunde weit. Wir waren jezt in der Mitte des Sommers, das Wetter war warm und angenehm, und wir empfanden froh den wohlthätigen Einfluß der schönen Jahrszeit. Der Schnee war von den hohen Gebirgen ganz verschwunden. Während wir hier ausruhten, schickten wir das große Boot in die Meerenge Juan de Fuca, um uns genauere Kenntniß von den Bewohnern der Gegend zu verschaffen. Das Boot wurde mit dreyzehn Mann besetzt, welche Lebensmittel auf einen Monat mitnahm. Das Kommando erhielt Herr Duffin, unser erster Officier. Diese abermalige Verminderung unserer Schiffsgesellschaft machte es nöthig, uns auf den Fall eines möglichen Angriffs in einen guten Vertheidigungsstand zu setzen, da unsere jetzigen Nachbarn ein zahlreiches und kühnes Volk waren. Es wurden daher alle Kanonen aufgepflanzt, die übrigen Waffen in Bereitschaft gehalten, und der gemessenste Befehl ertheilt, daß kein Eingebohrner an Bord kommen sollte. Bald nach der Abfahrt des Bootes näherten sich viele Kanots dem Schiffe, von denen jeder wenigstens mit dreyßig Mann besetzt war. Viele unter diesen Leuten hatten wir schon in Port Cox gesehen; die übrigen waren an dem westlichen Ufer zu Hause, welches einen Theil von Wikananisch weitläuftigen Besitzungen ausmacht.

Bis

Bis zum 20 Jul. trug sich nichts Merkwürdiges zu. Das Wetter war vortreflich, und mit den Eingebohrnen standen wir auf ein.m guten Fuß. Sie brachten uns täglich Fische, Kräuter und Pelzwerk, auch manchmal ein Geschenk von dem schönsten Rothwildpret, so daß Leckerey und Ueberfluß zugleich an unserer Tafel herrschte. Indessen waren wir aber doch wegen unsers Bootes besorgt. Der Gedanke an die Wildheit dieses Volkes machte uns ängstlich, und die Gefahren, die wir dunkel ahndeten, sind ihnen auch wirklich nahe gewesen. Am 20sten Abends erblickten wir in der Entfernung unser Boot. Als es sich genähert hatte, fielen uns sogleich einige Verwundete in die Augen, und wir erfuhren, daß ein blutiges Gefecht mit den Bewohnern der an der Meerenge liegenden Küste sie genöthiget hätte, so bald wieder zurückzukehren. Die Verwundeten waren zwar übel zugerichtet, aber doch keiner tödlich verletzt. Der Officier war von einem Pfeile mit Wiederhacken an dem Kopf verwundet, ein Matrose hatte eine Wunde in der Brust, einem andern steckte ein Pfeil in der Wade, und ein dritter war von einem Pfeil nahe ans Herz getroffen. Die andern hatten Quetschungen von Keulenschlägen und Steinen, auch das Boot war an vielen Orten von Pfeilen durchlöchert. Viele steckten in dem über das Hintertheil ausgespannten Seegeltuch, welches überhaupt zur Rettung unserer Leute das meiste beygetragen hat. Die Eingebohrnen hatten sehr entschlossen gefochten, und waren über den Donner

unserer Feuergewehre nicht erschrocken. Es wurde ganz in der Nähe gefochten, und zwar auf Leben und Tod. Ein Wilder hatte einen unsrer Leute zum Todesopfer bestimmt und dieß verursachte einen wütenden Kampf; der Wilde hatte eine Keule und der Matros einen kurzen Säbel. Sie fochten beyde gleich muthig und gleich geschickt; wenn aber ein Schlag durch ein Ruder nicht wäre aufgefangen worden, so hätte es unsern Matrosen das Leben gekostet. Diesen mißlungenen Streich aber benutzte er, dem Wilden einen Arm vom Leibe zu hauen. Der Letztere entfernte sich dieses Verlustes ungeachtet dennoch durch das Schwimmen vom Boot.

Wir hofften, daß die Eingebohrnen dieser Küste durch ihre Nachbarn von unsrem friedlichen Betragen würden Nachricht erhalten haben; allein sie bezeigten gegen uns nur eine wilde und blutgierige Feindschaft. Die Wilden waren in dem Gefechte der angreifende Theil gewesen, und sie enterten das Boot, um es zu erobern. Das ganze Ufer war mit Leuten angefüllt, welche auf die unsrigen einen unaufhörlichen Pfeil- und Steinregen fallen ließen. Der Anführer des einen Kanots wurde in dem Augenblick, da er mit einem ungeheuer langen Wurfspieß den Steuermann tödten wollte, mit einer Kugel durch den Kopf geschossen. Wenn man bedenkt, daß sich auf unsrem Boot nur dreyzehn Mann befanden, die von einer ungeheuern Menge wütend angefallen wurden, so muß

man

man ihre Rettung unter die glücklichen Begebenheiten zählen, welche Gefühle der Dankbarkeit und der Bewunderung erregten. Das Boot war schon weit in der Meerenge hinaufgefahren, und wollte eben in einer Bay landen, als der Angriff geschah. Von hier aus schien die Meerenge sich gegen Ostnordosten hin eher zu erweitern als zu verengern und erstreckte sich noch weit hinein. Auf der Rückfahrt begegnete dem Boot ein Kanot mit zwey Menschen, die ihnen Fische verkauften. Unsere Leute aber überfiel Entsetzen, als sie ihnen zwey frisch abgeschnittene, blutige Menschenköpfe zum Verkauf anboten, und diese schrecklichen Gegenstände triumphirend bey den Haaren in die Höhe hielten. Hierauf erzählten die Wilden mit großer Freude: daß dieses Köpfe von Unterthanen des Tatusch wären, dem ihr Oberhaupt Wikananisch kürzlich den Krieg erklärt hatte. Diese Begebenheit machte unsere Leute auf der ganzen Reise niedergeschlagen.

Wir hatten also unsere Hauptabsicht, in der wir das Boot ausgeschickt hatten, nicht erreicht; wir erhielten aber doch einige Nachrichten. Unsere Leute waren in der Meerenge gegen dreyßig Seemeilen weit hinaufgefahren, hatten sie daselbst gegen funfzehn Seemeilen breit gefunden, auch östlich den Horizont auf funfzehn Stunden unbegränzt vor sich gesehen. Diese ausserordentliche Entdeckung brachte uns auf die Vermuthung, daß die äusserste Vertiefung dieser Strasse nicht allzuweit von der Hudsonsbay entfernt seyn könne.

Wegen der Jahrszeit machten wir also Anstalten zur Rückreise nach König Georgs Sund, und verließen am 21 Jul. den Hafen Effingham. Wir hatten während unsers Aufenthaltes daselbst viele Besuche von den Einwohnern zwischen Port Cox und der Insel Tatusch bekommen; von denen aber, die in der Meerenge wohnen, hatte sich keiner zu nähern gewagt. Unterdessen erhandelten wir hier viele schöne Seeotterfelle und einen großen Vorrath von Fischen, Lachse, Heringe, Kabeliau, Forellen und Seebrassen. Man brachte uns auch viele Gemüsekräuter und viele Früchte der Wälder, besonders eine Art von Johannisbeeren, die auf ziemlich hohen Bäumen wachsen. Der Barclayssund ist nicht so weitläuftig, wie der Nutkasund, hat aber doch viele sichere Ankerplätze. Die Küste ist überall mit Schiffbauholz reichlich bewachsen, und könnte die schönsten Mastbäume und Seegelstangen liefern.

Am 26sten Morgens giengen wir wieder in Friendly Cove, im König Georgs Sund, vor Anker, und freuten uns ausserordentlich, unsere zurückgebliebenen Gefährten gesund und sicher anzutreffen. Der Bau des kleinen Fahrzeuges war rasch fortgesetzt worden, und man hatte auch vieles Pelzwerk erhandelt, theils von den Nutkaern, theils von verschiedenen Gesellschaften von Fremden, welche die Neugierde, das Fahrzeug bauen zu sehen, nach Nutka gelockt hatte. Maquilla hatte sein Versprechen auf das heiligste gehalten,

und

und Kallikum für die Unsrigen mit Treue und Wachsamkeit gesorgt. Die Bewohner seines Dorfes hatten unsern Leuten nicht allein Fische und andere Lebensmittel zugeführt, sondern auch auf seinen Befehl den Unsrigen hülfreiche Hand geleistet.

So wie wir auf unserer Reise gegen Süden für unsere am Lande zurückgelassenen Leute sehr besorgt gewesen waren, so waren sie es auch für uns. Ihre Feierstunden wurden damit zugebracht, die Länge unserer Abwesenheit zu berechnen, für uns gute Wünsche zum Himmel zu schicken und sich nach unserer baldigen Wiederkehr zu sehnen. Ihre Sorge wurde in eine ängstliche Bangigkeit verwandelt, da sie von einigen Unterthanen des Wikananisch hörten, daß die Einwohner von Tatusch uns angegriffen, und einen Theil der Mannschaft nebst den vornehmsten Officieren umgebracht hätten. Da man dieses für keine blosse Erdichtung halten konnte, so machte es unsere Leute so bestürzt, daß sie einen großen Einfluß auf ihre Arbeiten und Beschäftigungen hatte. Und doch war das ganze Gerücht eine blosse Erdichtung, weil es älter als das Gefecht in der Strasse, folglich auch nicht einmal aus diesem Vorfall entstanden war. Wir konnten den Grund dieser Erdichtung nie ergründen. Nachher aber erfuhr man im Nutkasund eine wahre und umständliche Nachricht von unserm Verkehr im Hafen Effingham und eine genaue Beschreibung unserer verwundeten Matrosen; denn ein Einwohner vom Effinghams Hafen war nach dem

dem Nutkasunde gekommen, der eine Ladung Pelzwerk an den Maquilla verkaufte und die Nachricht mitbrachte. Jenes Gerücht aber hatte die unangenehme Folge, daß auf einige Zeit der Umgang zwischen den Einwohnern des König Georgs Sund und unsrem Hause abgebrochen wurde, weil unsere Leute, in der Voraussetzung, daß sie uns nie wieder sehen würden, ihre Wachsamkeit bis zur Ankunft der Iphigenia verdoppeln wollten.

Der gute Zustand, in welchem wir unsere kleine Kolonie fanden, überzeugte uns von ihrem Fleiß, und von ihrem Gehorsam. Das Haus war gegen einem jeden Angriff gesichert. Pallisaden von starken Pfählen mit einer dichten lebendigen Hecke hatten es fast unüberwindlich gemacht. Es wurden auch allerley Verbesserungen und Anlagen zur Bequemlichkeit gemacht, wodurch der Bezirk um unser Haus das Ansehen eines kleinen Schiffswerftes bekommen hatte. Wir waren nur einen Monat und fünf und zwanzig Tage abwesend gewesen; aber man hatte sehr fleißig an dem neuen Fahrzeug gearbeitet, welches die Eingebohrnen mit der größten Neubegierde anstaunten, indem sie es nicht für möglich hielten, daß es eine Kraft geben könne, durch welche dieses Gebäude von dem Gerüst, auf welchem es lag, weggebracht werden könnte. Mit noch größerer Aufmerksamkeit betrachteten sie die Werkstätte unserer Schmiede, und sie sahen die mechanischen Kunstgriffe unserer Handwerker mit kindischem Entzücken an. Aber

nicht

nicht nur ihre Neugierde, sondern auch ihr Interesse fand dabey seine Nahrung; denn, indem sie unsere Geräthschaften verfertigen sahen, brachte einer nach dem andern ein Stückchen Eisen, aus welchem er bald dieses bald jenes verfertiget haben wollte. Dabey waren sie aber so wankelmüthig, daß man ihre Wünsche kaum befriedigen konnte. Dieß benutzten wir dazu, daß wir einen höhern Werth auf die Erfüllung ihrer Wünsche setzten, wodurch der tägliche Vorrath unserer Lebensmittel sehr vergrößert wurde.

Am 27 Julius, einem Sonntag, ergötzte sich die Mannschaft mit einem Spatziergang am Land. Da das Wetter vortreflich und die Luft rein war, so überließ sich alles der Zufriedenheit und Freude. Wir pflegten jederzeit den Sonntag mit aller Ehrfurcht zu begehen, und ihn nach der Absicht seiner Einsetzung, wenn es möglich war, zu einem Ruhetag zu machen. Die Einwohner konnten dieß Anfangs nicht begreifen, warum wir an diesem Tage nicht arbeiteten, warum die Mannschaft die Kleider verändere, und besonders die Schmiede reine Gesichter hätten. Daher fragten sie nach der Ursache davon, und dieß gab uns Gelegenheit, etwas von ihren Religionsbegriffen zu erfahren, wie wir weiter unten melden werden. — Am 28sten schickten wir ein starkes Kommando in die Wälder, um Bauholz zur Planken für das neue Fahrzeug zu fällen. Nun beschlossen wir auch, in kurzen nach dem Cox Hafen zu gehen, um bey

Wika-

Wikananisch noch einen Handlungsbesuch zu machen; denn jezt waren wir durch den Augenschein von dem guten Zustande unserer Kolonie überzeugt. Wir zweifelten auch nicht, von diesem Oberhaupte gut aufgenommen zu werden, da wir ihm nun das Ziel seiner Wünsche, einen kupfernen Theekessel, zum Geschenk machen konnten.

Aber dieß Vorhaben wurde durch den Ausbruch eines gefährlichen Aufruhrs unglücklicher Weise vereitelt. Die Anstifter derselben waren der abgesetzte Bootsmann und die besten Matrosen des Schiffes. Sie machten einen verzweiflungsvollen Versuch, sich der Waffen zu bemächtigen, und, weil alle übrige Befehlshaber am Lande waren, den einzigen wachthabenden Officier am Bord umzubringen. Sie hatten den Abend, da sie aus den Wäldern zurückkehrten, zur Ausführung ihres Vorhabens gewählt. Seit den ersten Unruhen in der Gegend der philippinischen Inseln waren die Waffen vom Officiersverdeck in die Kajüte gebracht worden, und dieß war unser Glück; denn der Officier erreichte die Kajüte vor den Aufrührern, stellte sich mit einem Musketon an die Thüre, und rief laut um Hülfe. Zum Glück saßen die andern Officiere auf dem Verdeck des neuen Fahrzeuges, das keine hundert Schritte vom Schiff entfernt war. Wir griefen sogleich zu den Waffen, und riefen die Mannschaft auf das Verdeck zusammen. Als sie beysammen waren, konnten wir bald die Rädleinsführer unterscheiden. Hierauf erklärten

wir,

wir, daß wir fest entschlossen wären, das Aeusserste zu wagen, und riethen den Gutgesinnten sich von den andern zu trennen. Und als wir die Flinten anschlugen, giengen die meisten auf unsere Seite herüber; nur achte, mit dem Bootsmann an ihrer Spitze, blieben widerspenstig. Weil wir ihnen überlegen waren, so hofften wir die Sache ohne Blut ausmachen zu können, und überließen ihnen die Wahl, sich in Fesseln legen, oder unter die Wilden aussetzen zu lassen. Da sie das letztere wählten, so wurden sie mit ihrem Eigenthum an das Land gebracht; und so herrschte wieder Ordnung und Mannszucht auf dem Schiffe. Die Leute am Lande bekamen Befehl, keinen Aufrührer in das Haus zu lassen, und keinen Umgang mit ihnen zu haben.

Am folgenden Tag erfuhren wir erst die wahre Beschaffenheit der Verschwörung. Fast die ganze Mannschaft hatte sich durch Unterzeichnung einer Schrift verpflichtet, sich des Schiffes zu bemächtigen. Hierauf wollte sie sogleich nach den Sandwichs-Inseln, und von dort weiter nach einem Hafen gehen, wo sie die reiche Ladung verkaufen könnte. Was über die Officiere beschlossen war, blieb uns unbekannt; vielleicht haben sie im Nutkasund zurückbleiben sollen. Jeder suchte nun die Schuld von sich abzuwälzen, und versicherte, daß nur die Drohungen der Anstifter die Einwilligung abgenöthiget hätte, und daß die Furcht, auf der Stelle ermordet zu werden, sie zurückgehalten habe, die

Ver-

Verschwörung zu entdecken. Durch die Verweisung war nun den Aufrührern der Weg abgeschnitten, Unheil zu stiften; hätten wir sie aber auf dem Schiffe behalten, so wäre uns eine große Wachsamkeit nöthig gewesen, und wir hätten ihnen doch nicht allen Umgang mit den übrigen Leuten wehren können. Daher sollten sie wenigstens bis zur Ankunft der Iphigenia am Lande bleiben.

Die Arbeiter am Lande setzten ihren rühmlichen Fleiß nicht nur fort, sondern gaben auch ihren Abscheu vor dem Aufruhr deutlich zu erkennen, und bestrebten sich, uns von ihren guten Gesinnungen zu überzeugen. Dieser Aufstand war uns aber desto unerwarteter, da die Leute seit der Abreise aus China gar nicht nachläßig im Dienste waren. Man hielt sie zwar pünktlich, aber nicht mit einer Unzufriedenheit erzeugenden Strenge zur nöthigen Arbeit an. Der so oft Unheil stiftende Müssiggang konnte sie auch nicht zu diesem Schritte verleitet haben. Zum Glücke war auch bey ihnen Bosheit nicht mit Ueberlegung verbunden. Es scheint, daß blos der Wunsch, bald nach den Sandwichs-Inseln zu kommen, um dort im Genusse schwelgen zu können, sie zu diesem Aufruhr verleitet habe. Freilich wünschte sowohl der gehorsame, als der widerspenstige Theil der Mannschaft sehr, die öden Ufer des Nutkasundes und die eckelhaften Sitten der Einwohner, mit dem schönen Klima, dem üppigen Ueberfluß und den sinnlichen Vergnügungen der Sandwichs-Inseln zu vertauschen.

Dazu

Dazu trug nicht wenig der Gedanke bey, daß die Bewohner dieser Küste Menschenfresser wären. Daher versprachen wir ihnen die Reise nach den Sandwichs-Inseln aufs neue, worüber sie eine große Freude bezeigten.

Wir hatten uns zwar bey unserer Abreise aus China mit einem großen Vorrath aller Bedürfnisse versehen; aber wir hatten schon so viel davon verbraucht, daß wir zu den Produkten dieses Landes unsere Zuflucht nehmen, und alle Erfindsamkeit aufbieten mußten, um einige Artickel zu ersetzen. Da wir keine Steinkohlen mehr hatten, so verfertigten wir Holzkohlen. Von den einheimischen Tannen erhielten wir Terpentin in Menge, womit die Planken gegen das Zerspringen verstrichen wurden. Wenn wir ihn mit Thran vermischten, so ersetzte er den Theer. Alle diese Waaren kauften wir absichtlich von den Eingebohrnen, um das gute Vernehmen und den Diensteifer zu befestigen.

Die Aufrührer bauten sich eine große Hütte, und hatten nun Zeit über ihre Bosheit nachzudenken. Sie büßten hart für ihren Ungehorsam, und schienen das Schiff, aus dem sie verbannt wurden, mit sehnsuchtsvollen Blicken anzusehen. Wären sie betriebsam gewesen, so hätten sie sich leicht mit Fischen zu ihrem Unterhalte versehen können. Wir kauften daher ein Kanot, und schickten es ihnen, als die letzte Fürsorge, die sie von uns zu erwarten hatten. Da am folgenden Tag Maquilla und

Kallikum an den Bord kamen, um uns zu besuchen, so erklärten wir ihnen das Verhältniß, in welchem die Matrosen, die sie für Sklaven hielten, mit uns stünden. Sie erklärten unser Verfahren gegen die Aufrührer nicht nur für gerecht, sondern auch für gelinde, und Maquilla gab einigen Officieren sogar zu verstehen, daß er mit unserer Erlaubniß sein Volk versammeln und die Verbrecher umbringen wollte. Ueber dieses Anbieten bezeugte man ihm das größte Mißfallen, und zwar mit wiederholten Zeichen des Abscheues, weil er auf der Ausführung seines Vorhabens zu bestehen schien. Kallikum war vernünftiger und mäßiger. Er bat um Erlaubniß, sie in sein Haus aufnehmen zu dürfen. Und wir nahmen diesen Vorschlag auch an, weil wir wußten, daß in Nutka die beste Bewirthung, auch bey einem Oberhaupte, für einen englischen Matrosen noch immer eine harte Bestrafung sey; doch mußte er uns versprechen, daß er seine Gäste vor jeder persönlichen Verletzung schützen wolle.

Am folgenden Tag sahen wir mit Verwunderung unsere trotzigen Aufrührer Wasser tragen und andere häusliche Arbeiten verrichten, die im Nutkasund die Sklaven zu thun pflegen. Sie durften sich von Kallikums Hause nicht anders, als in Begleitung einiger Eingebohrnen, die ihre Aufseher waren, entfernen. Dieß mußte ihnen sehr empfindlich seyn; denn ehe sie mit dem von uns erhaltenen Kanot aufs Fischen ausgiengen, hatten

sie

sie aus Faulheit lieber für ihre Kleider Fische von den Eingebohrnen eingetauscht.

Die Arbeiten wurden mit unermüdetem Eifer bis zum 6 Aug. fortgesetzt, da wir ein Schiff auf der offenen See erblickten, welches wir für die die Princeß Royal erkannten. Wir verlohren es bald wieder aus den Augen, da das Wetter dunkel und neblicht wurde. Am folgenden Tag erblickten wir dieses Schiff aufs neue; aber der Nebel entzog uns abermals den Anblick desselbigen. Am 8ten waren wir seegelfertig und weil wir dieses Schiff nicht gerne vor uns an das Ufer des Wikananisch wollten kommen lassen, so verließen wir den Nutkasund und richteten unsern Lauf nach Port Cox. Unser Bund mit dem Maquilla und Kallikum wurde vor der Abreise durch Gegengeschenke aufs neue befestiget. Beyde waren eben im Begriff gegen einen Feind im Norden ins Feld zu ziehen; denn einige Stämme in der Nähe des nordlichen Archipelagus hatten ein dem Maquilla gehöriges Dorf angegriffen, einige Einwohner getödet und andere gefangen weggeführt. Wir machten uns bey dieser Gelegenheit die Oberhäupter dadurch unendlich verbunden, daß wir ihnen einige Flinten und Munition anvertrauten; und dieß beseelte sie mit neuem Muthe, denn sie hatten es dießmal mit einem wilden und mächtigern Stamme, als der Ihrige war, zu thun. Wir suchten ihnen aber auch Menschlichkeit im Kriege einzuflössen, und sie versprachen uns auch, daß sie dieß-

mal die Gefangene nicht tödten, sondern zur Dienstbarkeit verurtheilen wollten. Aber bey einem wilden und rachsüchtigen Volke findet Menschlichkeit nicht Statt, und auch dieser Feldzug endigte sich mit den gräßlichsten Metzeleyen. Die in den Krieg ziehenden Kanots fuhren unter Anstimmung des Kriegsgesangs feyerlich vom Ufer ab. Die Anführer waren in Seeotterfelle gekleidet, und die ganze Mannschaft war im Gesicht und am Leibe mit rother Farbe bestrichen, die mit glänzendem Sande bestreut war. Sie sahen wild und furchtbar aus. Die Weiber suchten, nach spartanischer Art, den Muth der Männer zu entflammen, entweder gar nicht oder siegreich zurückzukehren.

Unsern am Lande gelassenen Leuten gaben wir angemessene Verhaltungsbefehle, besonders daß sie, wenn Fremde den Sund besuchen würden, ihre Wachsamkeit verdoppeln sollten, und daß, wenn unsre Freunde besiegt und nach Nutka verfolgt würden, sie sich ihrer nachdrücklich annehmen sollten.

Am Abend sahen wir auf der See die Princeß Royal zwey oder drey englische Meilen weit von uns im Winde. Als das Schiff uns bemerkte, so wurde gegenseitig ein Kanonenschuß gethan und die Flagge aufgezogen. Hierauf näherte sich das Schiff und ich gieng an Bord desselbigen, weil ich dem Kapitain und der Mannschaft alle in meiner Macht stehende Hülfe leisten wollte. Ich dachte hier an kein Interesse, sondern ich dachte

als Mensch und Britte. Das Schiff enthielt nur funfzig Tonnen Last, und die Besatzung bestund aus funfzehn Mann. Und doch hatte dieses kleine Fahrzeug das Kap Horn umseegelt, und das südliche und nordliche Meer durchschifft. Man kann sich also vorstellen, was die Mannschaft ausgestanden haben muß, und was für einen thätigen und unermüdeten Geist der Befehlshaber besitzen müsse. Sicher hat dieses kleine Fahrzeug den Eigenthümern mehr Vortheil gebracht, als irgend ein anderes, das an dieser Küste gewesen ist. Der Kapitain empfieng mich mit seiner Mannschaft auf dem Verdeck, und als er mich in die Kajüte führte, sah ich ihn mit Bewunderung an. Er fragte sorgsam nach dem Schiffe Nutka, von dessen vielen Unfällen er gehört hatte, und dessen Ankunft in China er bezweifelte. Als ich ihm sagte, daß ich es selbst wäre, der das Schiff Nutka auf dieser mühseligen Fahrt geführt hätte, so war sein Erstaunen so groß, daß er es kaum glaubte, indem er nicht begrief, wie ich schon wieder neue Abentheuer an der amerikanischen Küste bestehen könnte.

Die Princeß Royal war vor zwanzig Monaten aus England abgeseegelt, und war von allem Vorrath so entblößt, daß man erstaunte, wie sie ihre Reise bisher hatte fortsetzen können. Sie hatte keinen Branntewein mehr, obgleich der kalte Himmelsstrich der entkräfteten Mannschaft den Gebrauch desselben fast unentbehrlich machte. Mit Vergnügen boten wir ihr daher einen kleinen Vorrath da-

von an. Da ich den Kapitain Duncan um seine bedrängte Lage weiter fragte, so sagte er mir, daß ihm Kapitain Diron mit dem Schiffe Königin Charlotte begegnet sey; dieser habe aber gar nicht menschenfreundlich gegen ihn gehandelt. Denn ob er gleich reichlich versehen war, schon auf dem Wege nach China sich befand, und beyde Schiffe einerley Eigenthümern gehörten, so habe er doch lieber allen seinen Vorrath mit nach China zurückgenommen, als den Princeß Royal etwas davon zukommen lassen, welches der Mannschaft die mühselige Reise sehr erleichtert haben würde. Da wir nun einerley Bestimmung hatten, so erwachte um so viel leichter das Mitgefühl, und wir wünschten einander unsere gemeinschaftlichen Mühseligkeiten so erträglich, als möglich, zu machen. Die Princeß Royal setzte ihren Lauf weiter nach Südost fort, und wir blieben näher an der Küste. Sie näherte sich dem Ende ihrer Reise, denn ihr Lauf war nach den Sandwichs-Inseln gerichtet, wo sie Erfrischungen einnehmen, und alsdann mit ihrer reichen Ladung an Pelzen China besuchen wollte.

Am 10ten kamen wir vor dem Eingang des Port Cox an, wo auch kurz vorher die Princeß Royal vor Anker gegangen war. Nachmittag warfen wir im innern Hafen Anker. Wir erfuhren, daß Wikananisch schon nach seinem Winteraufenthalt gegangen sey, der über dreyßig englische Meilen vom Schiff entfernt war. Es wurde daher am folgenden Tag das große Boot mit Geschenken

an

an ihm abgeschickt. Weil es ihn in einem kleinen Sommerdorfe gefunden hatte, so kam es noch an demselben Abend zurück. Er hatte unsere Leute sehr freundschaftlich empfangen, und für unser Geschenk vierzig der schönsten Seeotterfelle zurückgeschickt, auch zu verstehen gegeben, daß es ihm lieb wäre, wenn man das Boot auch nach seinem Winteraufenthalt senden möchte. Wir thaten es auch, und beluden es mit allerley und vielen Tauschwaaren, legten auch einige Geschenke für ihn bey, besonders den so sehr geschätzten kupfernen Theekessel. Unsere Leute kamen am 13ten früh nach Klioquett, der Winterresidenz des Wikananisch, deren Häuser noch bequemer, und mit noch mehr barbarischer Pracht gebaut waren, als die bisher gesehenen. Alles beschäftigte sich mit Vorbereitungen auf den Winter; man packte Fische in Matten, verwahrte den Rogen in Blasen, zerschnitt Wallfischfleisch in Scheiben, und schmelzte Thran, der in Seehundsfelle gefüllt wurde. So vorsichtig und sorgfältig suchen auch diese Wilde sich vor dem Mangel des Winters zu schützen. Die Menge der gesammelten Lebensmittel war ungeheuer groß; denn in dieser Gegend ist der Winter ganz der trägen Ruhe und dem Schwelgen geweiht. Die einzige Beschäftigung, welche ihre Unthätigkeit zuweilen unterbricht, ist der Fang eines großen Wallfisches, um die benachbarten Oberhäupter, wenn sie einen Besuch machen, recht stattlich bewirthen zu können.

Wikananisch war über alle unsere Geschenke sehr erfreut, aber besonders ergötzte ihn der Theekessel, den er im Triumph davon trug, um ihn einen würdigen Platz in seiner Schatzkammer anzuweisen. Der Handel gieng jezt lebhafter, als jemals von statten, und das Boot kehrte mit einem beträchtlichen Gewinn zurück. Wir wollten aber doch noch eine dritte Gesandschaft abschicken, und ließen das große Boot am 18 Aug. noch einmal nach Klioquott abfahren, um dem Wikananisch ein Abschiedsgeschenk zu überbringen. Darunter fanden sich Röcke mit metallenen Knöpfen und der große kupferne Helm eines Destillirkolbens. Zugleich verboten wir unsern Leuten, dafür das geringste Gegengeschenk anzunehmen, um eine uneigennützige Freundschaft an den Tag zu legen. Das Boot kam am 19ten Abends zurück, und meldete, daß Wikananisch am folgenden Tag uns selbst besuchen würde.

Er kam, begleitet von seinem Bruder, seinen zwey Söhnen, dreyen von seinen Weibern und vielen Einwohnern, die eine große Anzahl Felle an uns verhandelten. Das Oberhaupt schenkte uns einige der allerkostbarsten. Wir glaubten zwar, er würde dießmal ein Gegengeschenk ausschlagen; allein er konnte der Versuchung nicht widerstehen, ein paar Flinten nebst etwas Munition anzunehmen, weil er sich von ihnen zur Vertheidigung seines mächtigen Nachbars Tatusch eine große Hülfe versprechen konnte. Einer seiner Söhne von ungefähr

gefähr neunzehn Jahren hatte großen Lust uns zu begleiten; aber wir schlugen ihm seine Bitte ab, weil wir uns erinnerten, wie viele Besorgnisse uns der liebenswürdige Ticnna gemacht hatte. Wikananisch Sohn war der edelgebildetste Mensch, den wir an der Nordamerikanischen Küste gesehen hatten; er schien einen sehr guten Kopf zu haben, und würde gewiß mit ganz andern Fähigkeiten sein Volk zu bilden, als Komeleka, zurückgekommen seyn. Wikananisch schied mit Betrübniß von uns, und bat uns, bald wieder zu kommen.

Am 20 Aug. Abends seegelten wir ab, und kamen am 24sten in König Georgs Sund wieder an. Wir fanden unsere Leute gesund, und mit ihrem Schiffbau beschäftig. Es war schon so weit fertig, daß wir den 20 Sept. als den Tag bestimmen konnten, an welchem es vom Stapel laufen sollte. Die Verbannten waren in ihrer traurigen Lage, und man konnte aus ihrem Aeussern bemerken, daß Kummer, Elend und Reue sie verfolge. Nun kam die Zeit, da die Iphigenia ankommen sollte, und am 26sten Abends, als wir spatzieren giengen, und eben von unsern erwarteten Gefährten redeten, sahen wir ein Schiff vor dem Eingange des Hafens, das sich am folgenden Morgen in Friendly Cove vor Anker legte. Es war die Iphigenia.

Ihre Ankunft verursachte ein allgemeines Fest, und alle Arbeiten wurden sogleich eingestellt. Sel-

ten wird in Europa das glänzendeste Fest so entzückt gefeyert werden, als wir dieses an der öden und entfernten Küste von Amerika feyerten. Die Erzählung überstandener Gefahren, der glückliche Fortgang unsers kühnen Unternehmens, und die frohe Aussicht in die Zukunft, nach unserer Rückkehr ins Vaterland die Früchte unserer Mühseligkeiten zu geniessen, gab die angenehmste Unterhaltung. Wir freuten uns, daß die Mannschaft der Iphigenia von den Krankheiten, die sie bey unserer Trennung bedroht hatten, hergestellt, und jezt so gesund und stark, als wir, war. Tianna war jezt im Genusse eines Glückes und einer Freude, die sich nicht beschreiben läßt. Wir freuten uns, daß er von der Krankheit, welche ihm den Tod drohte, glücklich hergestellt war. Wir erkannten ihn anfänglich gar nicht, weil er eine Pelzmütze und wärmere Kleider trug; aber seine ausdrucksvolle, herzliche Freude machte ihm am kenntlichsten. Alle Matrosen in den beyden Schiffen liebten ihn wegen seines angenehmen Betragens auf das herzlichste. Seine Freude erreichte den allerhöchsten Grad, da er hörte, daß wir nächstens nach seinem Vaterlande seegeln wollten. Die Freude wurde in eine ausgelassene Schwärmerey verwandelt, und es brauchte lange Zeit, bis sie wieder in die Schranken der Mäßigung zurücktrat. Als er die Bestimmung des neuen Fahrzeuges erfuhr, so starrte er dasselbige mit einer ununterbrochenen Aufmerksamkeit an, blieb beständig bey den Zimmerleuten

und

und betrachtete ihre Arbeiten, wodurch er sich auch gute Kenntnisse in dieser Kunst erworben hat.

Am 27sten kam Maquilla nebst Kallikum von dem Feldzuge mit einem Siegesgeschrey zurück. Sie hatten einige Vortheile erhalten, und brachten Körbe mit, die sie vor unsern Augen nicht öffnen wollten, weil, wie wir nachher erfuhren, ungefähr dreyßig Köpfe von erschlagenen Feinden darinnen waren. Die Oberbefehlshaber gaben uns die Flinten wieder zurück. Tianna schien sich bey dem Anblick von Maquilla und seinem Heere nicht sonderlich zu wundern; denn die Iphigenia hatte mit den Bewohnern dieser Küste viel Verkehr gehabt, welche er auch gar nicht schätzte. Obgleich Tianna und Komeleka alte Bekannte waren, so wurden sie doch keine Freunde; denn jener achtete diesen gering. Ueberhaupt verabscheute Tianna die Sitten der Nutkaer, und wenn er an ihre Menschenfresserey dachte, so gab er den heftigsten Eckel und Widerwillen zu erkennen. Der Charakter der Nordwest-Amerikaner ist aber auch von dem Charakter der Bewohner der Sandwichs-Inseln sehr verschieden. Die letztern haben schon ein Gefühl für die Annehmlichkeiten des Lebens, und eine Anlage zur Kultur. Sie sind reinlich, wodurch sich vorzüglich der gesittete Mensch von dem Wilden unterscheidet, an ihrem Leibe, in ihren Speisen und Wohnungen. Die Nordwest-Amerikaner aber übertreffen die schmutzigsten Thiere in der Unflätigkeit. Ihre an sich schon sehr eckelhaften

ten Speisen verschlingen sie auf eine noch eckelhaftere Art. Wenn sie aber auch aus keinem andern Grunde unter den Einwohnern der Sandwichs-Inseln stünden, so würde sie schon die grausame Gewohnheit, Menschenfleisch zu essen, tief erniedrigen; denn Tianna versicherte es sehr oft und auf das feyerlichste, daß seine Landsleute diese Gewohnheit verabscheuten, ob sie gleich ihren Göttern zuweilen Menschenopfer bringen. Es ist zu hoffen, daß diese guten Insulaner auch bald diese religieuse Unmenschlichkeit aufgeben werden, und daß man sie vielleicht mit der Zeit zu den gesitteten Unterthanen von Großbritannien werde zählen können.

Da nun auch die Mannschaft der Iphigenia an dem neuen Fahrzeug arbeitete, so zweifelten wir nicht mehr, daß wir es zur bestimmten Zeit würden vom Stapel lassen können. Unsere Erwartungen von der Wichtigkeit des Handels an der nordwestlichen Küste von Amerika wurden durch die Reise der Iphigenia vergrößert; denn sie war vom Cooksfluß an bis in den König Georgs Sund beständig der Küste gefolgt, und bewies unläugbar das Daseyn eines großen nördlichen Inselmeeres. Man arbeitete jezt auch an einem neuen Fockmast für die Iphigenia, weil der ihrige bald nach der Abfahrt von Samboangan einen Sprung bekommen hatte.

Jezt näherte sich die Zeit der Abreise, und wir hatten noch viel zu thun, indem das neue Fahrzeug

zeug vom Stapel gelassen, bemannt, und zu einer Reise von beynahe 1500 Seemeilen ausgerüstet werden mußte. Die für dasselbige erforderlichen Seegel wurden verfertiget, und wir dürfen vielleicht auf den Ruhm einer unermüdeten Thätigkeit Anspruch machen, da wir in unserer Lage mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Es wurde jezt auch für die Schiffe der künftige Verhaltungsplan entworfen. Unsere angelegenste Sorge mußte seyn, die kostbare Ladung des gesammelten Pelzwerkes so bald als möglich zu verkaufen. Daher sollte die Felice, so bald das neue Fahrzeug vom Stapel gelaufen wäre, nach China gehen, die Iphigenia aber mit dem Schooner zurückbleiben, um die Handlungsplane weiter auszuführen. Die Felice wurde also in seegelfertigem Stand gesetzt, und mit aller Sorgfalt ausgebessert, weil wir in einer sehr stürmischen Jahrszeit das Chinesische Meer durchschiffen wollten.

Nun fiengen die Eingebohrnen nach und nach an, sich in den innersten Sund zurückzuziehen. Am 7 Sept. besuchte uns Maquilla und Kallikum, und sagten, daß sie nächstens mit allen ihren Leuten nach ihrem Winteraufenthalt gehen würden, der ungefähr drey englische Meilen von unsern Schiffen lag. Wir mußten in dieser Rücksicht an unsere verwiesenen Matrosen denken. Wir hatten mit ihrer bisherigen traurigen Lage Mitleid, und konnten ihren flehenden Bitten und Versicherungen einer künftigen bessern Aufführung nicht länger wi-

der-

verstehen. Allein es kämpfte noch immer Klugheit und Gefühl mit einander. Wenn wir sie zurückließen, so war es vielleicht grausam; wenn wir sie aber mitnahmen, so waren wir vielleicht grausam gegen uns selbst, da von dem aufrührerischen Geist dieser Leute, wo nicht eine gänzliche Vereitlung, doch wenigstens eine Erschwerung der Reise zu befürchten war. Doch sie hatten für ihr Verbrechen genug gebüßt, und als sie vor uns standen, um die Entscheidung ihres Schicksals zu hören, so bewog uns ihre Blässe, ihre Niedergeschlagenheit und die demüthige Erklärung ihrer Reue zur Verzeihung. Sie wurden also wieder an Bord genommen, doch so, daß sie ihren rückständigen, neunmonatlichen Sold verlieren, und der künftige ganz von ihrer Aufführung abhängen sollte. Bey unserer Ankunft in China waren aber doch die Eigenthümer der Schiffe so großmüthig, daß sie ihnen den ganzen Sold ohne Abzug auszahlten. Um neue Unruhen zu verhindern, vertheilten wir die begnadigten Verbrecher auf beyde Schiffe; der Bootsmann aber, als der Hauptanstifter, der noch dazu Diebstähle verübt hatte, wurde von der Begnadigung ausgeschlossen, und nach unsrem Hause am Lande in enge Verwahrung gebracht.

Maquilla und Kallikum nahmen jezt zum letztenmal Abschied, unter der wärmsten Versicherung ihrer Freundschaft. Sie baten uns, wir möchten es ihnen sagen lassen, wenn wir das kleine Manatli oder Fahrzeug in das Wasser lassen wollten,

damit

damit sie uns mit allen ihren Leuten dazu helfen könnten, weil sie sich immer vorstellten, es müßte in das Meer geschoben werden. So viel wir auch ihrer Freundschaft zutrauten, so hielten wir doch für nöthig, die Fortdauer derselben durch Geschenke zu erhalten, da wir sie dadurch gewonnen hatten. Maquilla bekam also eine Flinte mit etwas Pulver und Bley, nebst einigen wollenen Decken, dergleichen auch Kallikum erhielt. Endlich gaben wir ihnen auch zu verstehen, daß wir nach Verfluß von einer gewissen Anzahl Monden, mit einer größern Anzahl unserer Landsleute zurückkehren, mehrere Häuser hier aufbauen, und ihnen unsre Sitten und Lebensart beybringen wollten. Darüber bezeigten sie eine große Freude, und versprachen uns bisdahin viel Pelzwerk zu liefern. Maquilla huldigte uns sogar als seinen Oberherrn, indem er seine Federkrone mir aufsetzte, sein Kleid von Seeotterfellen anlegte, und mich nöthigte, mich in diesem Schmuck auf einen mit Menschenknochen angefüllten Kasten niederzusetzen, indem er sich auf den Erdboden setzte. Alle anwesende Eingebohrne thaten eben dieses, und stimmten einen kläglichen Gesang an, von dessen feyerlichen Eindruck ich schon oben geredet habe. Nach genommenen Abschied kehrten wir mit dieser neuen Würde und dem königl. Schmucke begleitet, an Bord zurück. Kallikum kam uns noch nachgelaufen, und rechnete mit einer einnehmenden Herzlichkeit eine Menge Sachen her, die wir ihm bey unserer Rückkunft mitbringen sollten. Am sehnlichsten wünschte er Schuhe,

Strüm-

Strümpfe, einen Hut und andere Kleidungsstücke. Als ich es ihm versprach, umschlang er mich mit seinem Arm, und nahm den herzlichsten Abschied von mir. Auch unsere Officiere und Matrosen hatten von den Eingebohrnen eine Menge solcher Aufträge erhalten, und die Damen hatten sich auf eben diese Art unserm Andenken empfohlen. Wir haben diese Aufträge auch gewissenhaft ausgerichtet, und durch das Schiff Argonaut das Verlangte, nebst den Geschenken an Maquilla, Kallikum, Wikananisch und die andern Oberhäupter süd- und nordwärts an König Georgs Sund, die uns bekannt worden waren, überschickt; allein zum Unglück fiel dieser ganze Schatz mit dem Schiff zugleich in die Hände der Spanier. Sie bemächtigten sich besonders der abgetragenen Kleider, die wir in China gekauft, und nach dem Geschmacke der Nutkaer recht stattlich mit Knöpfen besäet hatten, mit einer solchen Raubgierde, als ob sie einen solchen Kleidervorrath, der für die Wilden in Nutka bestimmt war, nöthig gehabt hätten, um weit ärgere Barbaren damit zu bekleiden. Kameleka, auf den wir niemals viel hielten, weil er tückisch und betrügerisch war, bezeugte sich auch jezt sehr undankbar, indem er den Sund verließ, ohne uns das geringste Zeichen der Achtung und Dankbarkeit zu geben.

Am 17 Sept. ließ sich zu unserer Verwunderung ein Fahrzeug in der See sehen, das wir Anfangs für die Princeß Royal hielten, welche ein

Zufall

Zufall zurückzukehren genöthiget hätte. Wir schickten sogleich das große Boot ab; aber dieses Schiff brachte den Washington, ein Fahrzeug von hundert Tonnen aus Boston in Nordamerika, in den Hafen. Der Schiffer, Herr Grey, erzählte uns, daß er im August 1787 mit der Kolumbia, einem Schiff von dreyhundert Tonnen, in die See gegangen sey, um die amerikanischen, nordwestlichen Küsten zu untersuchen, und einen Pelzhandel zwischen Neuengland und der hiesigen Gegend des festen Landes von Amerika zu eröfnen, damit ihren Chinafahrern eine Fracht verschafft würde, wogegen sie Thee und andere Chinesische Waaren nach Amerika zurückbringen könnten. Durch einen heftigen Sturm wurden beyde Schiffe im 58° südlicher Breite von einander getrennt, ohne daß sie seitdem einander wieder gesehen hätten. Da der König Georgs Sund der verabredete Zusammenkunftsort war, so wollte Herr Grey hier die Kolumbia erwarten. Er verwunderte sich sehr darüber, daß er in dieser Gegend Schiffe, und sogar ein Fahrzeug auf dem Werft erblickte, weil er von Handlungsunternehmungen nach dieser Küste noch gar nichts wußte. Er machte sich große Hofnungen von dem Gewinnste, den seine Landsleute von dieser Handlung einerndten würden, und hatte weitaussehende Plane im Kopf, welche der Kongreß zu unterstützen schien.

Endlich am 20 Sept. war unser neues Fahrzeug fertig, um vom Stapel zu laufen. Damit

dieses mit aller Feierlichkeit geschehen möchte, so machten wir, so viel es möglich war, die Ceremonien anderer Schiffswerfte dabey nach. Sobald die Fluth die nöthige Höhe hatte, zogen wir die englische Flagge sowohl auf dem Hause am Ufer, als auf dem Fahrzeuge auf, welches, als das erste englische in diesem Theil der Erde erbaute Fahrzeug den Namen: Nordwest-Amerika erhielt. Maquilla, Kallikum, und eine Menge der Eingebohrnen waren bey diesem Schauspiele gegenwärtig. Unsere chinesischen Zimmerleute wollten diese letzte Operation noch immer nicht recht begreifen, ob sie uns gleich bey dem Bau sehr gute Dienste geleistet hatten. Der gute Tianna aber war ganz im Beschauen versunken, und wollte durchaus auf dem neuen Fahrzeuge seyn, wenn es in die See liefe. Auch die Gegenwart der Amerikaner machte diese Feierlichkeit ansehnlicher.

Sobald das Zeichen mit einem Kanonenschuß gegeben wurde, lief das Fahrzeug pfeilschnell in das Meer, und zwar so geschwind, daß es bald aus dem Hafen hinausgetrieben wäre; denn wir hatten vergessen, einen Anker und ein Kabeltau an den Bord zu schaffen, wie es sonst gewöhnlich ist. Das Schiff wurde aber durch die Boote wieder an seinen bestimmten Platz zurückgebracht, und neben der Felice und Iphigenia vor Anker gelegt. Tianna, der sich am Bord des vom Stapel laufenden Fahrzeuges befand, war wie bezaubert, und konnte seine Verwunderung nur dadurch

zu

zu erkennen geben, daß er in die Hände klopfte, herumsprang und unaufhörlich: Maitai! Maitai! ausrief, welches in seiner Sprache das kräftigste Wort ist, um Erstaunen, Beyfall und Vergnügen auszudrücken. Auch die chinesischen Zimmerleute äusserten bey diesem von ihnen noch nie gesehenen Schauspiel viel Erstaunen, und von den Eingebohrnen des Sundes versteht es sich ohnehin. Diese ganze Operation mußte ihre große Meinung von uns erhöhen, und ihnen die großen Vorzüge einer gesitteten Lebensart vor der wilden begreiflich machen.

Man wählte nun den Befehlshaber, die Officiere und die Mannschaft des neuen Fahrzeuges aus den beyden Schiffen, welche auch einen Theil ihres Vorraths ans Land schickten, um die Nordwest-Amerika für die See auszurüsten. Hier muß ich noch bemerken, daß es mein Glück war, den Feldzügen in Kanada als Jüngling beygewohnt zu haben; denn in dieser Schule des Ungemachs und der Mühseligkeit wurde ich zum Seedienst abgehärtet, und dort lernte ich, daß man Kaltblütigkeit und Ausharren mit der Schifffahrt durchaus verbinden muß. Meine geringe Geschicklichkeit als Seefahrer, meine Geduld und die Standhaftigkeit, welche ich auf meinen Seereisen bewiesen habe, verdanke ich jener strengen Disciplin, die aus der beständigen Thätigkeit, Unruhe und Gefahr des damaligen Dienstes entstehen mußte. Gefahr und Schwierigkeiten sind die besten Lehrmeister des Seemannes.

Als am 24 Sept. die Felice ganz zur Abreise bereit war, so erhielt Kapitain Douglas von der Iphigenia seine weitern Verhaltungsbefehle. Auch die Nordwest-Amerika bekam er unter sein Kommando, und Tianna sollte auf der Iphigenia in sein Vaterland gebracht werden; denn ich wollte mich nur einige Tage bey diesen Inseln aufhalten, die Iphigenia aber sollte den Winter daselbst zubringen. Eines von den Schiffen, das später, als wir, von den Sandwichs-Inseln nach China zurückgekommen war, brachte vor unserer letzten Abreise die Nachricht dahin, Taheo, König von Atuai, befürchte so sehr, sein Bruder Tianna möchte ihm durch unsere Hülfe zu furchtbar werden, daß er beschlossen habe, ihm bey seiner Zurückkunft heimlich aus dem Wege zu räumen. Um den Tianna zu retten, war es also nöthig, daß er auf einem solchen Schiffe zurückkäme, welches durch seinen längern Aufenthalt für seine Sicherheit sorgen könnte, bis die Eifersucht seines Bruders durch eine herzliche Aussöhnung ausgelöscht würde.

Was wir von unserm Vorrath entbehren konnten, überließen wir der Iphigenia, und nahmen ihr Pelzwerk an unsern Bord. Auch nahmen wir viele schöne junge Bäume mit, welche zu Bramstangen taugten, weil man sie in China sehr gut bezahlt. Denn die amerikanischen Wälder in dieser Gegend könnten alle europäischen Seemächte mit Schiffsbaumaterialien versorgen. Gegen

gen Abend nahmen die Officiere der Iphigenia und der Felice von uns Abschied; dieß that auch Tianna auf das zärtlichste. Er konnte dem Nutka, wie man mich in Amerika und auf den Sandwichs-Inseln nannte, nicht Lebewohl sagen, ohne in Thränen zu zerfließen. Ich selbst war durch den Abschied von diesem braven Manne, dem Theilnehmer alles unsers Ungemachs, auf das innigste gerührt, daß ich mich kaum fassen konnte. — Nun lichteten wir den Anker und giengen mit einem starken Nordwestwind unter Seegel. Die zurückgebliebenen Schiffe ließen ihren Zuruf erschallen, und als wir ihn beantworteten, so hallten ihn alle Echo's der Friendly Cove zurück. Noch vor dem Anbruche der Nacht hatten wir den Nutkasund aus dem Gesichte verlohren. — Noch muß ich nachholen, daß der abgesetzte Bootsmann gleich nach der Ankunft des amerikanischen Schiffes mit allerhand gestohlnen Sachen in die Wälder entwischte, wo er von dem amerikanischen Kapitain mit Lebensmitteln versorgt, und nach unserer Abreise von ihm als gemeiner Matrose in Dienst genommen wurde.

Hier will ich eine Pause in unserer Reise machen, und das Land, welches wir verlassen haben, nach meinen Erfahrungen und Beobachtungen beschreiben.

Der Pelzhandel war es, der Abentheurer nach dieser Gegend führte. Wenn sie auch von einer

edlern Wißbegierde beseelt waren, so liessen ihnen doch die wichtigeren Handlungsgeschäfte nicht die gehörige Zeit zu andern Untersuchungen übrig. Nur bey Gelegenheit kamen wir an solche Gegenden, und kamen in Verkehr mit solchen Völkern, die Cook nie gesehen hat; aber doch hielt die Hauptabsicht unserer Reise uns von mehreren Entdeckungen zurück. Der Theil der Küste, den wir näher kennen lernten, liegt zwischen 45° und 52° N. B. und zwischen 205° und 237° O. L. vom Greenwicher Meridian an gerechnet. Das Innere des Landes gegen die Hudsons- oder Baffins-Bay ist noch unbekannt; daher wissen wir auch nicht, ob der Zwischenraum See oder Land sey. An der langen Küste aber kennen wir bereits vier verschiedene Völker, die an Sitten und Lebensart einander ähnlich sind.

Derjenige Stamm, welcher den Nutkasund bewohnt und sich weiter gegen Norden und Süden erstreckt, ist zwar zahlreich, aber nicht so wild, wie seine nördlichen Nachbarn. Maquilla ist das Oberhaupt dieses Bezirks, das sich nordlich bis an das St. James Vorgebirg im 52° 20′ N. B. erstreckt; nach Süden aber bis an die Inseln des Wikananisch. Ausser diesem Oberhaupte hat das Volk noch untergeordnete, angesehene Männer, worunter Kallikum und Hannapa gehören. Jenem braven Befehlshaber verdanken wir die Nachrichten, die wir hier bekannt machen, und man konnte ihm um so mehr trauen, da er der verstän-

ständigste unter allen seinen Landsleuten ist. Er sagte uns, daß mehrere volkreiche Dörfer gegen Norden der Aufsicht der nächsten weiblichen Verwandten von Maquilla und Kallikum, ihren Großmüttern, Müttern, Tanten und Schwestern, anvertraut sind, weil das Oberhaupt aus politischen Ursachen die Brüder, Söhne u. s. w. in seiner Nähe behielte. Der ganze Staat hat fast eben die Einrichtung, welche vor Zeiten die europäischen Regierungsformen durch das sogenannte Feudalsystem hatten.

Die Einwohnerzahl von König Georgs Sund mag aus drey bis viertausend Menschen bestehen. Schon Cook schätzte die Einwohner des Dorfes Nutka auf zweytausend. Zwey andere geringere Dörfer an eben diesem Sunde mögen zusammen gegen funfzehnhundert Einwohner enthalten. Nördlich vom Sunde liegen vier Dörfer, und eben so viel südlich; deren jedes im Durchschnitte achthundert Seelen haben mag; und folglich beträgt die Anzahl der Unterthanen des Maquillas nicht über zehntausend. Eine sehr kleine Bevölkerung für einen so großen Strich Landes. Die vielen Kriege, in welchen sie mit Wuth einander aufreiben, sind die Ursachen einer so geringen Bevölkerung.

Gegen Süden gränzt das Gebiet des Wikananisch an, der in dieser Gegend der mächtigste Befehlshaber ist. In diesem Bezirk wohnen die Oberhäupter Tatutsch und Hanna auf zwey klei-

nen aber ganz unabhängigen Inseln, die etwas nördlicher als Cap Cox liegen, und zusammen dreytausend Menschen enthalten. Der gewöhnliche Aufenthalt des Wikananisch ist Port Cox, wo er einen glänzenden Hof hält, und von andern Oberhäuptern theils geliebt, theils gefürchtet wird. Die Zahl seiner Unterthanen hat er uns selbst auf dreyzehntausend angegeben. Seine Besitzungen endigen sich an der Meerenge von Juan de Fuca. Nach der scheinbaren Volksmenge seiner Dörfer zu urtheilen, sollte man glauben, er habe die Anzahl seiner Unterthanen eher zu gering, als zu groß angegeben. Dieser Stamm ist kühn und von starkem Körperbau, den Bewohnern des Königs Georg Sund weit überlegen, und weniger wild, als die Unterthanen des Tatutsch. Dieser wohnt auf einer Insel gleiches Namens, am südlichen Vorgebirge der Juan de Fuca's Strasse. Wir hatten wenig Verkehr mit seinem Volke; nach der Menge Menschen aber, welche sich um unser Schiff versammelten, zu urtheilen, mag die Insel wenigstens fünftausend Einwohner haben. Der Bezirk dieses Oberhaupts erstreckt sich bis Queenhythe. Wikananisch nannte uns auch weiter gegen Süden liegende Oerter, deren Einwohner eine ganz andere Mundart redeten, als die Nutkaer, und auch eine andere Lebensart führen sollen. Dieß bestättigte auch unser Aufenthalt bey der Shoalwater-Bay, wo zwey Leute an unser Schiff kamen, die eine ganz andere Sprache redeten, und deren Kleidung und Kanots anders, als die Kleidung

dung und die Kanots der bisher besuchten amerikanischen Völker, beschaffen waren. Ob Wikananisch dieses Volk absichtlich, oder durch einen Zufall z. B. bey einem unverhofften Sturm, habe kennen lernen, konnten wir nicht erfahren, weil wir die Wilden nicht ganz verstanden, und uns gegen sie auch nicht deutlich genug erklären konnten. So viel ist sicher, daß diese Oerter südlicher liegen, als der ganze Abschnitt der amerikanischen Küste vom Prinz Wilhelms Sund an, bis zu den Königin Charlottens Inseln und dem nördlichen Inselmeer, und von da wieder bis Nutka und Cap Shoalwater.

Ganz Amerika zeigt fast überall große Gebirgsketten und undurchdringliche Wälder. Dieß ist die Ansicht des ganzen Bezirkes von Nutka. An einigen Orten ist die Küste eben; aber weiter hinein erblickt man schon steile Bergreihen, welche wie die Ebenen bis an das Meer mit dichten Wäldern bewachsen sind. Spitzige Felsenzacken und Felsenwände machen die Gipfel der höchsten Gebirge aus, auf welchen Schnee liegt, und das Pflanzenreich aufhört.

Das Klima vom Kap St. James an gegen Süden ist weit milder als an der östlichen Küste von Amerika unter gleichen Graden der Breite. Der Winter fängt gewöhnlich im November mit Regen und starken Südostwinden an; aber vor dem Januar friert es selten, und auch dann ist die

Kälte mäßig, daß die Einwohner meistens den Sund befahren können. Kleine Buchten gefrieren gemeiniglich zu, aber der ganze Sund nicht. Der Winter dauert bis in den März, und so lange liegt der Schnee, welcher im April auf den Ebenen schmilzt, worauf das Wachsthum der Pflanzen schnelle Fortschritte macht. Der April und May sind der Frühling, und im Junius reifen schon die Früchte des Waldes. Aber nordwärts vom König Georgs Sund ist die Kälte stärker und hält auch länger an. Der Thermometer stand in der Mitte des Sommers oft auf 70°, besonders in kleinen Buchten, die gegen den Nordwind geschützt waren; aber im May und September war das Feuer für uns recht wohlthätig, weil die Südostwinde Regen und Kälte bringen. Die Nordwestwinde sind zwar auch kalt, bringen aber heiteres Wetter. Im Sommer sind Westwinde herrschend, und im Winter Stürme aus Süden sehr häufig, doch scheinen sie zu keiner Jahrszeit die Schiffahrt an den amerikanischen Küsten gänzlich zu verhindern. In der Gegend von Nutka sind mehrere Häfen, in welchen die größten Linienschiffe sicher liegen können, und weil die Ufer steil sind, die See aber auch in der Nähe desselben sehr tief ist, so ist die Schiffahrt gar nicht gefährlich. Merkwürdig ist es, daß wir nirgends einen beträchtlichen Fluß gesehen haben. Die vielen kleinen Bäche entstehen aus dem Regen und dem Schnee der Gebirge; auch fanden wir selten eine Quelle. Man kann daraus schliessen,

sen, daß das Land, welches man für einen Theil des festen Landes von Amerika hält, vielleicht nur eine Reihe von Inseln ist, die durch eine große See von dem festen Lande getrennt wird.

Die Pflanzenarten in dieser Gegend sind nicht zahlreich; es sind aber freilich unsere botanischen Untersuchungen sehr eingeschränkt gewesen; und überdieß hat es uns auch an den erforderlichen Kenntnissen gefehlt. Die häufigsten Bäume in den Waldungen sind die weisse und schwarze Sprossentanne (Pinus Canadensis), die Fichte und Cypresse, nebst vielen andern, die wir gar nicht kannten, aber meistens zum Schiffbau tüchtig sind. Viele haben ein so festes Holz, daß man es kaum zerhauen kann. Wilde Erdbeeren giebt es genug in den Wäldern und auf den felsichten Inseln; auch schwarze Johannisbeeren und Stachelbeeren, die aber nicht überall fortkommen. Eine Art von Himbeeren hat den allerlieblichsten Geschmack, und wächst auf einem höhern Strauch, als die europäische, und hat keine Dornen. Die Frucht ist so zart, daß sie ein Regen vom Stengel schwemmen kann. Auf hohen Bäumen wächst eine andere Frucht, die den Johannisbeeren ähnlich, und die Lieblingsspeise der Eingebohrnen ist. Sie wird im Julius und August gesammelt, so wie eine Art von rothen und weissen Brombeeren, die größer und wohlschmeckender als die unsrigen sind. Die Matrosen assen täglich einen aus Beeren zubereiteten Pudding, und wir machten auch

einige

einige mit Zucker ein, die uns auf der See sehr wohl bekamen.

Wilde Zwiebeln und andere eßbare Wurzeln wachsen überall in Menge. Wenn wir aber nicht genug dergleichen hatten, so genossen wir die Spitzen der frischen Nesseln. Die Eingebohrnen ziehen der noch jungen Pflanze die Haut ab, und essen sie roh. Wilde Rosen erfüllen die Luft der Wälder mit ihrem Wohlgeruche. Ein Kräuterkenner würde hier die schönste Gelegenheit haben, seine Kenntniß mit vielen neuen Pflanzen zu bereichern.

Von vierfüßigen Thieren sahen wir nur Hirsche, Rakkuns oder Waschbären (Ursus Lotor), Marder, Eichhörner und Füchse. Die Art der Hirsche, welche uns die Oberhäupter schenkten, waren sehr klein, wir haben aber auch eine große Art mit zackigten Geweihe gesehen, die zu den Elendthieren gehören. Sie werden aber nicht in großer Anzahl gefunden. — Füchse giebt es viele und von verschiedenen Farben; gelbe, schmutzigrothe und aschgraue. Die Marder gleichen den kanadischen; aber ihr Pelz ist nicht so schwarz. Das Hermelin ist selten, nicht so weiß, wie die in Europa so hoch geschätzten, sondern fällt ins Gelbe. Die Waschbären sind sehr zahm, und die Eichhörner kleiner als die europäischen. Wir haben nur zwey Bieberfelle gesehen, aber die allerschönsten. In den Wäldern soll es sehr viele,

und

und zwar sehr wilde Bären geben, mit welchen die Eingebohrnen oft fürchterlich kämpfen müssen. Das wilde Schaaf bewohnt zwar die nordlichere Küste, kommt aber nicht bis Nutka herunter.

Die See hat einen Ueberfluß von allerley Thieren, Wallfische, Kaschelotten, Nordkaper, Robben, Seelöwen, Wallrosse und vorzüglich Seeottern. Im Sommer, wenn wir an der Küste hinfuhren, sahen wir oft die schrecklichen Gefechte zwischen den Wallfischen und Schwerdtfischen, deren Schläge in der Luft wiederhallen. Bey der Wallfischjagd ziehen die Eingebohrnen die kleinen, höckerichten vor, weil man sie leichter erlegen kann; daher machen sie auch Jagd auf die Wallrosse und Seelöwen. Seehunde sieht man überall, und das Fleisch derselben halten die Eingebohrnen für einen köstlichen Bissen, so wie sie auch das Fleisch des Seelöwen und Wallrosses dem Wallfischfleische vorziehen. Auf den Nordkaper und die Meerschweine wird weniger Jagd gemacht, weil sie nicht für so nützlich und wohlschmeckend gehalten werden. Doch ist die Menge der Wallfische im König Georgs Sund nicht so groß, als an den nördlichen Küsten, wo der Ocean mit diesen ungeheuern Geschöpfen ausserordentlich bevölkert ist.

Die Seeotter, dieses kostbare Thier, bewohnt vermuthlich die ganze nordwestliche Küste von Amerika vom 30° bis 60° N. B. Ihr Pelz hat eine glänzende Schwärze und Schönheit, und ist der schönste

schönste unter der Sonne. Weil er vortreflich wärmt, so ist er in kalten Gegenden die vorzüglichste Kleidung. Zum Puz taugt er wegen seines prächtigen Ansehens. Auch die Küsten von China und Japan werden zuweilen von den Seeottern besucht; weiter gegen Süden werden sie aber nie gesehen. Sie sind den Flußottern darinn ähnlich, daß sie im Wasser und auf dem Lande leben können; dieß ist aber der Unterschied, daß jene sich am liebsten in dem Meer aufhalten. Oft sieht man sie weit von der Küste auf der Oberfläche der See auf dem Rücken liegen und schlafen, indessen die Jungen auf der Brust derselbigen ruhen; denn diese können in den ersten Monaten noch nicht schwimmen, daher muß sie die Mutter auf eine so sonderbare Art mit auf die See nehmen, und sie dann wieder an das Land oder in Felsenhöhlen zurück schleppen. Manchmal schwimmen sie auch mit den Jungen auf der Brust. Werden sie angegriffen, so kommt die Mutter mit den Jungen um, weil sie sich nicht von ihnen trennt. — Ihre Lunge ist so eingerichtet, daß sie nur zwey Minuten über dem Wasser bleiben können. Dieß giebt ihren Verfolgern einen großen Vortheil, aber oft entgehen sie doch durch ihre ausserordentliche Geschwindigkeit im Schwimmen der Geschicklichkeit der Jäger. Die Natur hat auch diesem Thiere Waffen gegeben. Die Vordertazen sind denen der Flußotter ähnlich, aber stärker und größer. Eine Schwimmhaut verbindet die Zehen der Hinderfüsse, welche mit harten Borsten

besezt

besetzt ist. In dem Maul steht eine fürchterliche Reihe von Zähnen. Die Schönheit des Felles wächst mit den Jahren der Thiere. Das ganz erwachsene Thier hat eine glänzende Gagatschwärze und wird immer schöner, der Pelz immer reicher und dichter; im höheren Alter wird aber der Pelz wieder matt und dunkelbraun, und verliert daher an seinem Werthe. Es ist nicht möglich die verschiedenen Sorten der Seeotterfelle, die man uns zum Verkauf brachte, zu beschreiben, weil die Abstufung vom Kastanienbraun bis zur glänzenden Schwärze zu groß ist. Auch nach den verschiedenen Jahrszeiten sind die Felle verschieden; im Winter getödete Seeottern waren viel schwärzer und vollkommener, als die im Sommer und Herbste gefangnen. Die Chineser, die besten Kenner, theilen sie in acht oder zehn Klassen, und bestimmen einer jeden ihren gewissen Preiß. — Das Männchen ist schöner als das Weibchen: seine Haare sind schwärzer und sammetartiger; denn der Pelz des Weibchen besteht am Kopf, an der Brust und am Bauch aus weissem und grobem Haar. Die theuersten Felle sind diejenigen, deren Kehle und Bauch mit vielen glänzenden Silberhaaren besetzt, deren übriger Pelz aber sehr schwarz, glänzend und zart ist. Die Einwohner fangen diese Thiere, deren Anzahl an ihren Küsten so groß ist, mit leichter Mühe, und sie verschaffen ihnen den schönsten Anzug, die wärmste Winterkleidung und die liebste Speise.

Die

Die Arten der Vögel sind hier nicht zahlreich. Die Krähe, die Elster, der Krammetsvogel, der Specht, der Zaunkönig, der Eisvogel, die gemeine Lerche, der Regenpfeifer, der Habicht und der weißköpfigte Adler sind hier einheimisch; manchmal sieht man auch eine wilde Taube. Wasservögel giebt es mehr. — Die Menge der Fische an der Küste, in dem Sunde und in den Häfen ist unbeschreiblich groß. Die Einwohner kennen nur den Fischfang mit der Angel. Heringe und Sardinen kommen im Frühjahr in ungeheuren Zügen an diese Küste, sind aber kleiner als die in den europäischen Meeren. Die Sardine wird in unbeschreiblicher Menge gefangen. Man treibt den Zug in kleine Buchten; dann stellen sich Leute in die Kanots, plätschern im Wasser, ind[illegible] andere durch in das Wasser gesenkte Ficht[illegible]ige den Fischen den Rückweg abschneiden, worauf sie mit leichter Mühe herausgeschöpft werden. Man fängt sie oft in einer solchen Menge, daß man sie nicht rein machen kann, ehe sie in Fäulniß übergehen. Wenn sie ausgenommen und gereiniget sind, steckt man sie auf Ruthen und hängt sie reihenweise an das Feuer, um sie zu räuchern. Sind sie trocken, so packt man sie in Matten, und hebt sie als Wintervorrath auf. Lachse werden zwar nicht so häufig gefangen, wie andere Fische, aber sie sind von dem vortreflichsten Geschmack. Haifische und Heiligbutten sahen wir während unsers Aufenthaltes wenig. Die Miesmuscheln sind sehr groß, und enthalten viele kleine Saatperlen,

perlen, die aber ungestaltet und vom schlechtesten Wasser sind.

Von dem Geschlechte der kriechenden Thiere sieht man hier nur kleine, braune Schlangen, ungefähr achtzehn Zoll lang, die bey dem geringsten Geräusche entfliehen. Man kann also hier sicherer als in Ostamerika spatzieren gehen, wo diese giftigen Thiere so gefährlich sind. Die vielen Moskitos und Mücken sind besonders den Eingebohrnen sehr lästig. In den Wäldern haben wir auch ausserordentlich große und schöne Schmetterlinge gesehen; auch Bienen, gemeine Fliegen und allerley Arten von Nachtvögeln.

Von den Mineralien dieses Landes haben wir keine kennen lernen, als die wir bey den Eingebohrnen gefunden haben, und das waren Klumpen von reinem, gediegenem Kupfer, welches vermuthlich in den nahen Gebirgen anzutreffen ist. Wir sahen auch ein Stück Kupfer, in welches ein Loch hineingearbeitet war, um einen Stiel daran befestigen zu können, dessen Besitzer uns zu verstehen gab, daß er es von einem nördlicher wohnenden Volk eingetauscht habe. Wir sahen auch Arm- und Halsbänder von dem reinsten Erz, die wahrscheinlich niemals in europäischen Händen gewesen waren. Der grobe, rothe Ocker, womit sich die Eingebohrnen das Gesicht bemahlen, enthält vermuthlich metallische Theile. Den glänzenden Sand, womit sie ihre schwarz angestrichenen Gesichter bestreuen,

ſtreuen, hielten unſere Matroſen Anfangs für Gold. Sie wird auf dem weiſſen Felſengrunde eines Baches geſammelt. Die Felsart iſt mit dieſer goldfarbigen Subſtanz durchädert. Wenn man von dem Stein entzwey bricht, ſo verſchwinden die glänzenden Theile; das Uebriggebliebene iſt ſchwarz und blättericht. So bald man es aber zu Pulver reibt, ſo bekommt es ſeinen vorigen Schimmer. Francis Drake thut ſchon in ſeiner Beſchreibung von Neualbion dieſes glänzenden Sandes Meldung. Auch einige achteckigte, ganz durchſichtige Stücken Bergkryſtall ſahen wir, welche die Eingebohrnen als einen Halsſchmuck trugen; viele hatten auch kleine Stückchen rußiſches Glas, worauf ſie einen hohen Werth ſetzten. — Die Spanier haben hier im Auguſt 1789 ein Bergwerk auf der Schweine-Inſel, in Friendly-Cove, im König Georgs Sund ein Bergwerk eröfnet, in welchem ihre Bergleute beſtändig arbeiten; es durfte ſich aber kein Fremder der Grube nähern.

Die Eingebohrnen von Nutka ſind gemeiniglich ſtark, wohlgeſtaltet, haben breite Geſichter, hervorragende Wangen und kleine, ſchwarze Augen. Die Naſe iſt breit und platt, die Lippe dick, und die Zähne der meiſten ſind ſehr weiß. Die Behandlung ihrer neugebohrnen Kinder ſtimmt mit den Sitten der Chineſer und Tatarn überein. Der Kopf des neugebohrnen Kindes wird mit einer ſchmalen Binde bis an die Augen umwunden, um ihm eine Zuckerhutförmige Geſtalt zu geben. Es

ſcheint

scheint den Kindern keine Schmerzen zu verursachen. Diese unnatürliche Form des Kopfes sieht aber übel aus, zieht die Augenbraunen in die Höhe, verursachet Schielen, macht die Nase flach und dehnt die Nasenlöcher aus. Und doch sind sie keine häßliche Race von Menschen. Auch sie reissen sich, wie viele amerikanische Völker, den hervorkommenden Bart mit der Wurzel aus, und wiederholen es, wenn er nachwächst. Diese Operation wissen die Weiber mit den Fingern auf das geschickteste zu verrichten. Einige alte und kranke Personen lassen aber zuweilen den Bart wachsen; doch sieht man sehr wenige derselben. So groß ihr Abscheu gegen den Bart ist, so groß ist ihre Sorgfalt für die Kopfhaare, welche dicht, schwarz und glänzend, auch ziemlich lang sind, und entweder auf dem Scheitel in einen Knoten gebunden werden, oder auf dem Rücken hinunter hängen.

Kein zierliches Ebenmaaß hat ihre Gestalt nicht; denn die Glieder sind zwar stark und muskulös, aber nicht gut gebildet. Die Haut ist, wenn der Schmutz und Ocker abgewaschen ist, weiß. Wir haben einige Weiber in diesem ungewöhnlichen reinen Zustande gesehen, und fanden nicht nur die schöne Gesichtsfarbe der Europäerinnen, sondern auch feine und reitzende Züge. Doch dergleichen findet man selten; die Weiber in Nutka eckeln einen Europäer mehr an, als daß sie ihn reitzen sollten. — In ihrem Betragen sind sie ehrbar und keusch, und im König Georgs Sund fanden wir

Weiber, welche den größten Versuchungen widerstanden.

Die Männer kleiden sich entweder in Seeotterfelle, oder in eine Art von leinenem Kittel, den die Weiber aus der Rinde eines Baums und den Fasern einer Nessel verfertigen. Bisweilen werden auch Bärenfelle getragen. Die Seeotterkleidung besteht aus zwey großen Fellen, die auf der einen Seite zusammengenähet werden, und geht vom Halse bis auf die Knöchel, unter dem linken Arm durch über die rechte Schulter, wo sie mit einem ledernen Riemen zusammengeknüpft ist, so daß die beiden Aerme frey sind. Um ein Kleid von Baumrinden und Nesselfasern zu verfertigen, werden die Nesseln in Urin gebeitzt, und hierauf gut geschlagen, bis sie sich in Fäden zertheilen. Eine Anzahl solcher Fäden macht ein stärkeres Gebinde, das zweymal so lang, als das Kleid werden soll, genommen und doppelt über einen langen Stock gelegt wird, worauf diese Gebinde zu einer Matte geflochten werden, woraus diese Kleidung besteht. Dieß ist eine Hauptbeschäftigung der Weiber. Eine solche Kleidung ist warm, sieht auch, so lange sie rein ist, gut aus, zumal wenn sie am Rand mit Streifen von Seeotterfell verbrämt ist. Ein solches Kleid heißt ein Kotsack, und wird eben so, wie das Seeotterkleid getragen. — Die Kopfmütze ist kegelförmig, auch wie eine Matte geflochten, und so dicht, daß sie Wasser hält. Es sind allerley Figuren von Vögeln und

andern

andern Thieren darauf gemacht; unter dem Kinne wird sie mit ledernen Riemen befestiget.

Gewöhnlich ist das Gesicht mit rothem Ocker bestrichen; bey großen Feierlichkeiten aber wird der ganze Leib damit bemahlt. Die Farbe ist widrig roth, und weil der Ocker mit Thran vermischt ist, so ist der Geruch eckelhaft. Die Malerey ist nach den Umständen verschieden. Im Krieg ist Schwarz die Hauptfarbe, welche in Streifen auf weissem Grund, aufgetragen wird; zu einer andern Zeit sahen wir sie ganz weiß angemahlt, bisweilen auch hellroth, mit glänzendem Sande bestreut. Alle Männer haben durchlöcherte Ohren, in welchen kleine Riemen befestiget werden, um entweder die Stacheln des Stachelthiers, oder kleine Stückchen Kupfer, oder die von uns erhaltenen Zierrathen daran zu hängen. Knöpfe hatten da den Vorzug vor allem; denn sie hiengen oft eine so große Anzahl derselbigen in die Ohren, daß diese dadurch bis auf die Schultern heruntergezogen wurden. Auch der Knorpel zwischen den Nasenlöchern wird manchmal durchbohrt, und dann werden Stückchen Eisen, Kupfer oder Zinn hineingehängt. Sie tragen auch eine Art Armbänder von Metall oder Leder, worauf Schnecken gereihet sind. Auch an den Fußknöcheln tragen sie dergleichen Zierrathen, aber mit noch mehrern Riemen und größern Knöpfen.

Die weibliche Kleidung ist von der männlichen verschieden und so ehrbar, um die Entblössung zu

verhindern, welche bey der männlichen unvermeidlich ist. Pelzwerk tragen die Weiber gar nicht, sondern sie kleiden sich nur in Matten, die sie in der Form eines Hemdes ohne Ermel verfertigen, und bis an den Fußknöchel gehen. Ueber den Kopf werfen sie eine Art von Mänteln, die in der Mitte ein Loch haben. Dadurch werden die Arme bedeckt, ohne die Bewegung zu hindern. Eine Mütze, wie sie die Männer tragen, gehört ebenfalls zu ihrem Anzuge. Das lange, schwarze Haar hängt auf dem Rücken hinunter, und sie dürfen sich nur der rothen Schminke bedienen, die sie aber auch nicht sparen. Man sieht nur wenige, welche einen Nasen- und Ohrenschmuck haben.

Im Kriege tragen sie eine besondere, dem Zweck angemessene Kleidung, welche aus einer ledernen Jacke von einer Elennshaut besteht, die an dem Hals und auf den Seiten in Franzen geschnitten, mit ledernen Quasten besetzt, und mit allerhand Figuren besetzt ist. Dieß Kleid leistet den Pfeilen, sogar auch den Lanzen Widerstand, weil es frey hängt und den Stoß schwächt. Dazu gehört auch eine Larve von Holz, die den Kopf irgend eines Thiers vorstellt, je nachdem ein verschiedener Gebrauch davon gemacht wird; z. B. bey der Seeotterjagd wird ein Seeotter genommen. Wenn sie in den Krieg ziehen, so überziehen sie den ganzen Anzug mit großen Bärenfellen, schmücken auch den Kopf mit Federn, und thun dieses auch, so oft sie sich Fremden das erstemal nähern. Bey dem

dem ersten Anblick dieses Aufzuges wird man etwas erschreckt, man gewöhnt sich aber bald so daran, daß man in diesen seltsamen Zierrathen nichts fürchterliches und häßliches mehr findet.

Im Grunde ist das Volk gutartig. Sie haben sich fast immer höflich gegen uns, und friedfertig unter einander betragen. Sie schienen auch ziemlich richtige Begriffe von Recht und Unrecht zu haben. Handelten sie recht, so waren sie zuversichtlich und kühn; hatten sie unrecht, so waren sie ängstlich. Sobald wir sie auf einer schlechten Handlung ertappten, und ihnen deswegen Vorwürfe machten, so war ihre Beschämung sichtbar. Vielleicht aber hatte auch die Furcht vor unserer Macht, oder die Hofnung zu unserer Gunst darauf großen Einfluß. Am wenigsten konnten wir an ihren guten Herzen zweifeln, wenn wir bemerkten, wie willfährig und freundlich sie sich gegen einander bezeigten. Und doch war auf der andern Seite ihr blutgieriger und kannibalischer Appetit nur allzu offenbar. Wir waren also zwischen Achtung und Abscheu gegen sie getheilt.

Kallikum und Hanapa gaben zwar ihre Abneigung gegen das Menschenfressen zu verstehen, gestanden aber doch, daß es unter ihrem Volke gewöhnlich wäre, und daß Maquilla selbst ein Freund davon wäre, indem er alle Monate einen Sklaven tödete und dessen Fleisch verzehrte. Mit sichtbarem Abscheu erzählten sie uns, wie es dabey zu-

gienge. Maquilla besaß viele Sklaven sowohl in Nutka als in andern Gegenden seines Gebietes. So oft der Tag kam, der durch eine Menschenfresserey gefeiert werden sollte, versammelte er eine Anzahl Sklaven in seiner Wohnung, und suchte das Opfer auf folgende Art aus. Die eingeladenen geringern Befehlshaber verrichteten die Vorbereitungsceremonien, und sie sangen das Kriegslied, tanzten um das Feuer, und unterhielten es durch hineingegossenen Thran. Dann ließ sich Maquilla die Augen verbinden, und suchte einen Sklaven zu haschen. Seine Thätigkeit bey diesem abscheulichen Blindekuhspiel kontrastirte mit der Anstrengung und Furcht der Unglücklichen, die ihm zu entrinnen suchten. Sobald er einen ergriffen hatte, so wurde er augenblicklich getödet, der Körper zerschnitten, und die Portionen noch warm unter die Gäste vertheilt, unterdessen die Unglücklichen, welche auf eine kurze Zeit ihrem Tod entgangen sind, mit lautem Jubelgeschrey ihre dießmalige Rettung feyern.

Wir wollten es anfänglich nicht glauben, sondern hielten es für eine Erdichtung, die den Maquilla bey uns herabsetzen sollte, und dachten dabey an das mit Menschenschedeln gestopfte Kopfküssen des Kallikums. Aber da wir uns weiter und genauer erkundigten, so fanden wir alles bestättiget, und dem Kallikum gaben seine eignen Landsleute das Zeugniß, daß er in Ansehung des Menschenfressens eine Ausnahme von seiner Nation mache.

Vielleicht gehörten die Schedel, auf welchen er ruhte, den Feinden, die er im Krieg erlegt hatte, und die er als Beweise seiner Tapferkeit aufhob. Es ereignete sich auch bald darauf ein Umstand, der den Maquilla veranlaßte, seine Unmenschlichkeit selbst zu gestehen, und sogar die Zeit zu bestimmen, da er den letzten Menschenschmaus gehalten hatte. Er verwundete sich nemlich, da er ins Schiff steigen wollte, am Fuße. Als aber der Wundarzt ihm sein Pflaster auf die Wunde legen wollte, so erlaubte es Maquilla nicht, sondern sog das stark fließende Blut begierig ein. Wir bezeigten unsere Verwunderung und unsern Eckel; aber er schmatzte mit dem Munde, strich sich den Bauch und rief: Klusch! Klusch! d. i. gut, gut! Ja er scheute sich gar nicht uns zu sagen, daß er Menschenfleisch äsſe, und daß es ihm herrlich schmecke. Da wir über dieses Bekenntniß erstaunten, setzte er noch hinzu, daß er erst vor kurzem in Friendly Cove einen Sklaven getödet und verzehrt habe. Auf unsere Drohungen versprach er, es nicht mehr zu thun, und in seinem Gebiete dergleichen Grausamkeiten auch nicht mehr zu erlauben, und wir versicherten ihm, daß die Wiederholung einer Menschenmahlzeit ihm das Leben kosten würde.

Die Beschäftigungen der Eingebohrnen bestehen hauptsächlich aus der Fischerey und der Jagd, um sich Speise und Kleider zu verschafen. Die gemeinen Leute und Sklaven fangen die Fische für

das tägliche Bedürfniß; die Oberhäupter und Krieger aber haben das edlere Geschäft, Wallfische oder Seeottern zu jagen. Sie wissen einen Wallfisch nicht nur sehr geschickt zu tödten, sondern auch das ungeheure Thier leicht nach ihren Wohnplätzen zu führen. Ist eine Wallfischjagd beschlossen, so zieht der Befehlshaber eine Seeotterkleidung an, salbt sich mit Thran, bestreicht sich mit rothem Ocker und wählt sich die stärksten und rüstigsten seiner Leute zu Gefährten aus. Die dabey gebräuchlichen Kanots sind größer, als die gewöhnlichen, aber kleiner, als die Kriegskanots; sie fassen achtzehn bis zwanzig Mann. Der Schaft der Harpune ist achtzehn bis acht und zwanzig Fuß lang. Unten ist ein großer eingekerbter Knochen daran festgebunden, an welchem die Harpune durch lederne Riemen befestiget wird. Diese ist eyförmig, und sowohl auf der Seite als an der Spitze sehr zugeschärft. Er besteht aus einer Miesmuschel, die man in ein anderes drey Zoll langes Stück Knochen einpaßt, und woran man eine Schnur befestiget, die mehrere Klafter lang ist, und aus Thiersehnen besteht. Dieß alles wird nun an den Schaft so befestiget, daß, wenn der Wallfisch getroffen ist, der Schaft wegen der daran gebundenen aufgeblasenen Robbenfelle oder Fischblasen auf der Oberfläche der See schwimmt. Der Befehlshaber wirft die erste Harpune nach dem Wallfisch ab. Sobald dieser sich verwundet fühlt, taucht er mit dem Schaft und den Blasen unter, worauf die Kanots seiner Spur folgen, und ihn von neuem verwunden.

den. Dieß geschieht so lange, bis er wegen der vielen schwimmenden Blasen nicht mehr untersinken kann, und dann wird er unter großem Jubel an das Land gezogen, wo er sogleich zerstückt, und ein Theil noch an diesem Tage verschmaußt wird.

Der Fang der Seeottern ist mühsamer und gefährlicher. Man braucht dazu zwey ganz kleine Kanots, in deren jeden zwey geschickte Jäger sind. Sie sind mit Bogen und Pfeilen und einer kleinen Harpune bewafnet. Sie ist von der Wallfischharpune dadurch unterschieden, daß sie länger und mit so vielen Einschnitten und Widerhacken versehen ist, daß sie kaum wieder herausgezogen werden können, wenn sie in das Fleisch eingedrungen ist. Die Pfeile sind klein, haben eine Spitze von Knochen mit einem Widerhacken. So gerüstet suchen die Jäger ihre Beute zwischen den Felsen auf. Manchmal finden sie die Seeotter auf dem Rücken über der Oberfläche der See schlafen, und wenn sie ihr alsdann nahe kommen können, ohne sie zu wecken, wobey man aber äusserst behutsam zu Werke gehen muß, so kann sie leicht erlegt werden. Da entsteht aber oft ein hitziges Gefecht, indem das Thier die Jäger oft mit den Klauen und Zähnen verwundet. Gewöhnlicher wird das Thier einige Stunden lang gehetzt; denn weil die Seeotter nur wenige Minuten unter dem Wasser bleiben kann, so rudert der Jäger in derselben Richtung, wie sie unter dem Wasser fortgeschwommen ist, mit seinem Kanote hin. Da aber das Thier schneller

ler schwimmt, als man rudern kann, so trennen sich die Kähne, um ihre Pfeile desto besser gebrauchen zu können, wenn es an die Luft wieder hervorkommt. Wenn sie Junge bey sich haben, so kennen sie keine Gefahr. Männchen und Weibchen vertheidigen sie mit Wuth, reissen den verwundeten Jungen die Pfeile mit den Zähnen aus, und fallen die Kanots an. Doch werden sie mit samt ihren Jungen die Beute der Jäger. Da der Seeotterfang so mühsam und gefährlich ist, so sollte man sich wundern, daß die Eingebohrnen so viele Felle haben; aber sie beschäftigen sich mit dieser vortheilhaften Jagd fast unausgesetzt.

Auch der Seehund ist schwer zu fangen, weil er lange unter dem Wasser bleiben kann. Die Wilden wenden also List an, um sie nahe an ihre Boote zu locken. Dazu bedienen sie sich hölzerner Larven, die den Seehunden ganz ähnlich sind, so daß sie das Thier für seines gleichen hält. Einige nehmen diese Larve vor das Gesicht, legen sich zwischen Felsen, und bedecken den übrigen Körper mit Zweigen. Nähert sich dann der Seehund, so wird er mit Pfeilen durchbort. Eben dieser List bedient man sich gegen das Wallroß und andrer Seethiere.

Diese Zurüstungen zur Jagd und Fischerey sind ihre vornehmste häusliche Beschäftigung, weil zur Verfertigung der Harpunen, Schnüre, Angelhacken, Bogen und Pfeile viele Zeit gebraucht wird. Die Stückchen Metall, welche die Eingebohrnen

von

von uns bekamen, arbeiteten sie nach ihrer Art nach allerley Gestalten um. Man muß wirklich die Kunstgeschicklichkeit dieser Wilden in allem, was ihren Unterhalt und ihr Vergnügen betrifft, bewundern. So versagt die gute Mutter Natur keinen ihrer Kinder die Mittel, welche zur Erreichung einer verhältnißmäßigen Glückseligkeit aller nöthig sind.

Die allermühsamste und merkwürdigste ihrer Arbeiten ist die Verfertigung der Kanots; denn was zum Bau ihrer ungeheuren Häuser erfordert wird, wissen wir nicht genau, da wir bey dieser Arbeit nie zugegen waren. Manche ihrer Kanots können funfzehn bis dreyßig Menschen fassen. Sie sind zierlich und vollkommen gebaut, ob man sich gleich nur steinerner Werkzeuge dazu bedient. Die Eingebohrnen haben auch aus dem Eisen, das sie von uns bekommen, Werkzeuge verfertiget, aber sie brauchten doch lieber ihre eigenen, die Säge ausgenommen, weil sie ihnen so augenscheinlich die Arbeit verkürzte. Aus unsrem Eisen verfertigten sie unter andern ein Instrument, womit sie einen Baum ziemlich geschwind aushöhlten: das Schmieden geschah blos durch Anstrengung aller ihrer Kräfte, indem sie einen platten Stein statt des Amboses brauchten, und mit einem runden Stein dem aus dem Feuer kommenden Eisen eine Gestalt gaben, welches dem Kimmeisen des Böttchers ziemlich ähnlich war. Die großen Kanots zimmert man gemeiniglich auf der Stelle, wo der Baum gestan-

den ist, aus dem man sie verfertiget, und hierauf schleppt man sie an den Strand. Wir sahen einige, welche drey und funfzig Fuß lang, und acht Fuß breit waren. Gegen die Enden laufen sie spitzig zu, und der Schnabel ist gewöhnlich höher, als das Hintertheil, der Boden zugerundet und die Seiten ausgeschweift, so daß sie fest und sicher schwimmen. Sie haben keine Ruderbänke, aber mehrere Hölzer von drey Zollen im Durchmesser werden in die Queere befestiget, um die Seiten ausgestemmt zu halten, und zu verhindern, daß sie sich nicht werfen. Die Ruderer sitzen gewöhnlich auf den Fersen, und jeder hat seinen gewohnten Platz. Einige Kanots sind gemahlt, andere mit Menschenzähnen ausgelegt, besonders am Vorder- und Hintertheil. Manchmal sahen wir die Gestalt eines langgeschwänzten Drachen, fast so, wie man sie auf dem chinesischen Porcellan antrift. Wir konnten darüber keine befriedigende Antwort bekommen.

Nachdem unser Aufenthalt einige Zeit gedauert hatte, so fiengen die Eingebohrnen an, sich Seegel von Matten zu verfertigen, indem sie die unsrigen nachahmten. Wir hatten ein Kanot des Hannah mit allem Zubehör betackelt. Darauf war er aber sehr stolz, und näherte sich dem Schiffe nie, ohne seinen Wimpel aufzustecken. — Die Ruder sind nett, mit Fischhaut geplättet, und fünf bis sechs Schuh lang. Die Schaufel ist lanzettenförmig, und das Ende des Stiels ist mit einem kurzen

Queer-

Queerholze versehen. Sie können sich dieser Ruder sehr geschickt bedienen, und damit die Kanots unglaublich schnell bewegen.

In der Fischerey sind sie Meister. Ihre Angel von Fischknochen oder Muschelschaalen haben sie immer den unsrigen vorgezogen; aber unsere Leinen waren ihnen lieber, als die ihrigen, die aus Wallfischsehnen oder Seetang verfertiget werden. Das letztere wird gespalten, gekocht und getrocknet, wodurch es eine zähe und starke Schnur abgiebt. Heringe und Sardinen fangen sie mit einer achtzehn Schuh langen Stange, die eine sechs Fuß lange und zwölf bis vierzehn Schuh breite Schaufel hat, an welcher auf beyden Seiten viele scharfe Knochenspitzen befestiget sind. Wenn der Zug der Heringe ankommt, so stossen sie dieses Werkzeug in die See, und fast immer bringen sie mit jedem Stoß drey bis vier Fische heraus, so daß in kurzer Zeit ein Kanot mit Fischen angefüllt ist. So gewandt aber diese Wilde bey ihren Verrichtungen sind, so natürlich ist ihnen doch Trägheit und Müssiggang. Oft sahen wir, daß der thätige Kallikum seine Leute durch Zwangsmittel nöthigen mußte, aus dem Unflate ihrer Wohnungen zur Jagd und zum Fischfange zu gehen.

Die Weiber haben auch ihre bestimmten Geschäfte: sie reinigen die Seeotterfelle und spannen sie in Rahmen aus. Sie besorgen auch Küche und Haushaltung, halten auch in der Nacht Wache,

che, um bey einem plötzlichen Ueberfalle die Männer zu wecken. Sie müssen auch in den Wäldern wilde Früchte und Pflanzen, an den Felsen und am Strande aber Muscheln sammeln. Doch bey allen diesen Arbeiten müssen ihnen die Sklavinnen hülfreiche Dienste leisten. Man kann es ihnen auch zum Ruhme nachsagen, daß sie zärtliche Mütter und gute Gattinnen sind, und wir haben Beyspiele von mütterlicher Liebe und ehelicher Hochachtung gesehen, die den Europäerinnen zur Zierde gereichen würden.

Das Eis an dieser Küste soll niemals so stark seyn, daß es die Eingebohrnen hindern sollte, in die See zu gehen. Doch sieht man aus ihren Vorbereitungen auf den Winter, und aus ihren gesammelten Lebensmitteln, daß im Winter zuweilen Mangel an Lebensmitteln eintritt. Was sich nur immer aufbewahren läßt, heben sie für den Winter auf. Den Fischrogen sammeln sie so. Im Sommer werden in den Vertiefungen der Buchte Baumzweige ausgebreitet, auf denen sich der Roggen gern ansetzt; hierauf wird er abgestreift und in Fischblasen aufgehoben. Die Art von Kaviar wird frisch und getrocknet für eine Delikatesse gehalten. Auch den Lachsrogen hebt man so auf; nur nimmt man ihn aus den Fischen selbst, die im Herbste bis zum zerbersten damit angefüllt sind.

Das Leben der Wilden ist in Nutka, wie überall, ein beständiger Krieg. Sie sind nicht nur mit

andern

andern Stämmen, sondern auch unter einander, wie Wikananisch und Tatusch, in viele Kriege verwickelt. Zum Angriff gehören List und Ueberfall und zur Vertheidigung Vorsicht und Wachsamkeit. Daher sind ihre Dörfer gemeiniglich an solchen Orten angelegt, wo sie nicht ohne Gefahr anzugreifen sind. Doch müssen die Weiber in der Nacht Wache halten und um ein Feuer sitzen, wo sie einander die tapfern Thaten ihrer Männer und Söhne erzählen. Ausserhalb steht ein Mann als Schildwache an einem Posten, wo er das geringste Getäusche im Wasser oder im Walde hören kann. Solche rohe Völkerschaften leben in unaufhörlicher Erwartung eines feindlichen Angriffs, und müssen daher immer in Bereitschaft auf einen solchen Angriff stehen, wobey Tod oder Sklaverey das Loos der Gefangenen ist. — Eine besondere Gewohnheit der Nutkaischen Oberhäupter hat auf diese immerwährenden Kriege Beziehung; sie überlassen nemlich einander ihre Weiber, oder vertauschen sie gegen einander. Oft wird in diesen Wüsteneyen ein Krieg durch ein schönes Weib veranlaßt; oft aber besänftiget man einen Sieger mit einem solchen Weibe, oder erkauft den Hauptartickel eines Friedensschlusses. Vielleicht ist das Vorrecht der Oberhäupter, mehrere Weiber haben zu dürfen, aus der Erfahrung entstanden, daß sich im Krieg und Frieden mancher politischer Entzweck durch Weiber erkaufen lasse. Dieß war uns auffallend, daß in der ganzen Gegend von Nutka die Anzahl

der Weiber geringer war, als der Männer; weiter gegen Norden hinauf ist es aber umgekehrt.

Die Hochzeitgebräuche schränken sich blos auf einen Schmaus ein, der den Verwandten gegeben wird. Wie die Todten zur Erde bestattet werden, haben wir nicht gesehen. Zwar sahen wir an den Zweigen der Bäume kleine Kistchen, in welchen sich Kinderleichname befanden, und die, wie wir es verstanden, wieder herabgenommen und beerdiget werden sollten; aber wahrscheinlich ist dieß nur bey Kindern üblich, da wir nie die Leichname Erwachsener so aufbewahrt sahen.

Von der Religion der Nutkaer können wir nichts bestimmtes sagen; wir wollen nur das Wenige anführen, was wir von ihnen über Gottheit und Leben nach dem Tode erfahren konnten. In den meisten Häusern befinden sich einige ungeheure Bildsäulen, denen sie aber nie eine Art von Achtung bezeigen, noch vielweniger sie anbeten. Zwar schienen sie einen ausgezeichneten Platz einzunehmen, waren aber von dem allgemein herrschenden Schmutz nicht frey. Wir sprachen ihnen lange allen Begriff von einer Gottheit ab, bis wir ihnen die Ursache erklärten, warum wir am Sonntage keine Arbeit verrichteten; und wir würden in Ansehung ihrer Religion ganz unwissend geblieben seyn, wenn uns nicht Hanapa's Sohn, der einen sehr gesunden Verstand hatte, uns folgende kurze Geschichte ihrer Religionsbegriffe entdeckt hätte, welche

che doch wenigstens beweiset, daß die Nutkaer einen zukünftigen bessern Zustand hoffen.

Diese Entdeckung machten wir bey folgender Gelegenheit. Wir wünschten nemlich zu wissen, wie sie das Kupfer zuerst hätten kennen lernen, und warum sie es so sehr schätzten? Darauf erzählte uns der verständige Jüngling, was er davon wußte; und wo er sich nicht verständlich machen konnte, welches oft der Fall war, so half er sich mit ausdrucksvollen Geberden, welche Natur und Nothwendigkeit die Menschen lehret, deren Sprache noch unvollkommen ist. Zuerst legte er eine Anzahl Stöcke in geringer Entfernung von einander auf die Erde; den einen nannte er seinen Vater, den nächsten seinen Großvater, und die übrigen warf er verwirrt auf einen Haufen durcheinander, um die Menge seiner Vorfahren, die er nicht zu nennen wußte, dadurch anzudeuten. Indem er auf diese hinwies, sagte er: zur Zeit, da diese lebten, wäre ein alter Mann mit einem kupfernen Kanot, das auch kupferne Ryder und andere Zugehörungen gehabt hätte, in den Sund gekommen. Er sey am Ufer hingefahren, wo sich die Einwohner versammelt hätten, und nachdem er eines von seinen kupfernen Rudern an das Land geworfen hätte, sey er selbst ausgestiegen. Dieser wunderbare Fremde habe ihnen hierauf erzählt: er komme aus der Luft; ihr Land würde einstens verwüstet, und sie alle getödet werden, aber um an dem Orte, wo er hergekommen wäre, wieder aufzuste-

hen. Dieß gab er dadurch zu verstehen, daß er sich wie ein Todter hinlegte, dann schnell wieder aufsprang, und sich stellte als ob er in der Luft schwebe. Dann erzählte er weiter, die Einwohner hätten den alten Mann umgebracht und sein Kanot genommen; und seit der Zeit wären sie so große Freunde vom Kupfer. Auch gab er zu verstehen, daß die Bildsäulen in ihren Häusern dem Angedenken dieses alten vom Himmel gekommenen Mannes gewidmet wären. — Diese unvollkommene Sage war es, die wir von der Religion dieses Landes erfuhren, und auf welche sie die Hofnung eines zukünftigen Zustandes bauen, der ausser dem Horizonte des irdischen Kummers liegt — eine Hofnung, die sie mit allen Menschen in jeder Gestalt und in jedem Zustande gemein haben.

Ich fahre nun fort, die weitere Geschäfte unserer Reise zu beschreiben. In der Nacht nach unserer Abreise aus dem König Georgs Sund bekamen wir einen Sturm. Am 25sten früh wurde angezeigt, daß im Raume das Wasser vier Schuh hoch stünde. Nach kurzer Zeit stand es schon über der untersten Lage von Tonnen, daher wurde beständig gepumpet, bis der kleine Ballast die Pumpen so verstopfte, daß sie nicht mehr gehen wollten. Während sie die Zimmerleute ausbesserten, schöpften die Matrosen das Wasser zu allen Oefnungen hinaus. Wir setzten unsere Fahrt südwärts fort, aber die Bewegung des Schiffes war wegen des Wassers im Raume nur langsam. Trotz unserer

Bemü-

Bemühung stieg das Wasser wieder höher, daher ich das Schiff beylegen ließ, und nun glaubte ich die Ursache dieses Unfalls in den vielen Stangen und Masten, die auf dem Verdecke lagen, zu finden. Sie wurden daher von der einen Seite alle über Bord geworfen, und dann legten wir das Schiff auf die andere Seite, und warfen die andern Bäume auch in die See. Es zeigte sich auch sogleich der beste Erfolg, indem sich das Wasser durch das Ausschöpfen jezt schnell verminderte. Die von oben drückende schwere Last des Bauholzes, und die aufgeregte See hatten die Fugen der Planken erweitert, und dem Wasser einen Weg geöfnet.

Wir seegelten bis zum 15 October, ohne daß sich etwas Merkwürdiges ereignete. Wir waren nun bey schönem Wetter in der Breite von O-Waihe, und mit großem Vergnügen erblickten wir am 17ten früh Land, sechs Seemeilen von uns in Nebel gehüllt. Wir freuten uns darüber sehr, weil es uns an Lebensmitteln mangelte, da wir der Iphigenia einen großen Theil derselben überlassen hatten. Wer diese Insel zum erstenmal aus der Entfernung erblickt, der hält sie gewiß nicht für eine Quelle des Ueberflusses. Das hohe, schwarze Gebirg ward durch den Nebel, der uns umhüllte, noch schwärzer, und schien weder Kultur, noch Erfrischungen, noch gastfreundschaftliche Einwohner zu verkündigen.

Am 18ten früh erreichten wir die Insel. Nun wurde die gestrige öde und unfreundliche Aussicht in eine romantische Scene umgeschaffen. Mauna Koah, das hohe nordöstliche Gebirge war mit Wolken umgeben, die sich an seinen steilen Wänden hinabzuwälzen schienen, indeß der Gipfel rein und frey über sie hervorragte. Vom Fuße dieses Gebirges bis an das Meer erblickte man ein schönes Amphitheater voller Dörfer und Pflanzungen. An dem Ufer war eine Menge Menschen, wegen des kühlen Morgens in bunte Gewänder gekleidet. Einige saßen auf dem hohen Gestade mit auf unser Schiff gehefteten Blicken, andere liefen an den niedrigen Strand hin, wo ihre Kanots lagen und zogen sie ins Wasser. Unser Schiff wurde am Eingange der Toe-yah-yah-Bay gegen den Wind gelegt. Bald war unser Schiff von vielen Kanots umringt, welche Schweine, Aronswurzeln, Pisang, Zuckerrohr und Hühner brachten.

Weil wir hier Schweinfleisch einnehmen wollten, so hatten wir schon vor Abends mehr als vierhundert Schweine gekauft, so daß unser ganzes Verdeck mit Schweinen und Früchten angefüllt war; denn die Einwohner hatten eine solche Menge von ihren Produkten gebracht, daß viele ihre Ladung nicht verkaufen konnten. Unter den vielen Insulanern die uns besuchten, war nur ein vornehmer Mann, der in einem Doppelkanot mit seiner Frau und zwey kleinen Mädchen kam, und uns sehr große Schweine und viele Kokosnüsse als ein Geschenk über-

überbrachte. Wir waren ihm durch ein Gegengeschenk dankbar. Er erzählte uns, daß der alte König Terribou vergiftet, und Tianna's Oheim sein Nachfolger worden wäre; daß aber darüber zwischen den Einwohnern von O-Waihi und denen von Maawi, wo Titiri regierte, ein blutiger Krieg entstanden sey. Ich sagte ihm, daß Tianna nächstens auf einem brittischen Schiffe nach Atuai zurückkehren würde, und daß ich von dem Tianna ein Geschenk für den Beherrscher der Insel am Bord hätte. Ich bäte ihn also, er möchte es als ein Erih dem Oheim des Tianna als ein Zeichen der Abhängigkeit überreichen. Ich hoffte dadurch dem Tianna einen wichtigen Dienst zu thun, und meine Hofnung ist auch erfüllt worden. Zur Vorsicht übergab ich das Geschenk in Gegenwart vieler Insulaner und belegte es mit dem Tabu (kraft dessen sich niemand daran vergreifen durfte), damit der Erih es nicht behalten, oder gegen ein geringeres austauschen konnte.

Wir wollten Abends noch nach Atuai oder Onihiau schiffen, aber es waren so viele Männer und Weiber an Bord, die theils die noch leeren Plätze auf dem Verdeck einnahmen, theils sich an das Tauwerk anklammerten, daß wir sie nur durch Geschenke fortbringen konnten. Die meisten stürzten sich ins Wasser und schwammen an das Land, worauf wir gegen die Insel Maawi zusteuerten. Nun schlachteten wir unsere Schweine, und salzten sie nach der Vorschrift des Kapitain Cooks ein, der

auch für die Verbesserung der Schiffsökonomie den größesten Dank nicht nur von seiner Nation, sondern auch von jedem seefahrenden Volke verdient. Wir machten noch die Verbesserung, daß wir das Fleisch der Schweine mittlerer Größe mit den Knochen, der größeren aber ohne Knochen einsalzten, damit das Salz besser eindringen konnte. Salz allein, Schichtweise gestreuet, ist der Salzlache weit vorzuziehen, und beym Einsalzen fanden wir nicht allein den Sonnenschein, sondern auch die Wirkung des Mondes unvortheilhaft, indem er die Neigung zur Fäulniß vermehrte.

Erst am 23sten giengen wir wegen des schwachen Windes bey Atuai vor Anker. Täglich besuchten uns im Vorbeyschiffen am Ufer die Einwohner in ihren Kähnen, und brachten uns Ferkeln und Zuckerrohr. Kaum hatten wir den Anker fallen lassen, als ein starker Sturm entstand, der kein Kanot zu uns kommen ließ. Ich wünschte, dem Fürsten der Insel, Taheo, die Nachricht zu geben, daß sein Bruder Tianna bald ankommen würde, wollte auch solche Anstalten treffen, die für unsern Freund nützlich werden sollten, da wegen der tyrannischen Regierung auf dieser Insel große Unruhen herrschten. — Am 24sten kamen, ob es gleich noch stürmte, zwey Männer und ein Mädchen in einem Kanot, welche ein Ferkel nebst einigen Kokosnüssen brachten, und an Bord stiegen. Sogleich umfaßten sie meine Kniee, und riefen Nuta! Nuta!, ein Name, den mir diese

Insu-

Insulaner und die Amerikaner zu geben pflegten. Mit vielen Thränen erkundigten sie sich hierauf nach dem Tianna. Wir erfuhren, daß der schwache Taheo ganz von Abinui, einem Todfeinde des Tianna, beherrscht würde. Ein anderer Bruder des Letztern, Namaatehah, der tapferste dieser Insulaner, war mit Weib und Kindern in den entlegensten Theil der Insel geflüchtet, um den Bedrückungen des Taheo zu entgehen, und ein Theil seiner Anhänger hatte schon die Waffen ergriffen. Daher ließ Taheo seinen Unterthanen allen Umgang mit uns verbieten, weil er glaubte, wir hätten den Tianna mitgebracht. Es war über unsern Freund bereits das grausame Urtheil gesprochen, daß er, so bald er einen Fuß an diese Insel setzen würde, hingerichtet werden sollte. Und doch hatten sich diese treuen Leute zu uns gewagt, um den Tianna zu warnen. Sonst besuchte uns kein Kanot, und auf den Hügeln hörten wir die Trompetenschnecken blasen — ein Beweis, daß man sich zum Krieg rüstete.

Unter diesen Umständen konnten wir nur durch diese treuen Leute seiner Frau und seinem Bruder sagen lassen, daß er bald zurückkehren, und im Stande seyn würde, sich gegen seinen tyrannischen Bruder und Todfeind zu vertheidigen. Nun warteten wir noch bis zum 25sten auf eine Nachricht von der Insel, da aber noch immer kein Kanot zu uns kam, so seegelten wir nach Onihiau. Hier hatte das Verbot keine Wirkung. Eine Menge

Leute kamen an unser Schiff, unter denen viele alte Bekannte waren. Das Schiff war mit Männern und Weibern angefüllt, die sich über unser Wiedersehen freuten. Es zeichnete sich unter ihnen besonders ein Insulaner aus, den unsere Officiere den aus Robinson Crusoe bekannten Ehrennamen Freitag gegeben hatten. Kaum hatte er das Schiff erblickt, als er herschwamm, um uns seine Dienste anzubieten. Er leistete sie uns auch; denn wir hatten weder Zwieback noch Meel an Bord, und hofften, so viele Yamswurzeln zu bekommen, daß wir damit bis zur Ankunft in China ausreichen könnten. Allein die Yamswurzeln waren noch nicht ganz reif, und ohne Freund Freitag hätten wir die erforderliche Menge nicht zusammengebracht. Ihm vertrauten wir Geschenke zum Austheilen an, durch welche und durch seine Thätigkeit seine Freunde und Bekannte die größten Yams, die sie fanden, zum Verkauf brachten.

Am 27sten machten wir uns seegelfertig, worüber die Insulaner eine ausserordentliche Betrübnis bezeigten. Dem Freitag übergab ich einen Brief an den Kapitain Douglas, daß er ihn bey seiner Ankunft ihm in die Hände liefern sollte, welches er auch, wie wir in der Folge hören werden, getreulich ausrichtete. Ich gab dem Kapitain Douglas darinn Nachricht von der Lage der Sachen auf Atuai, und empfahl ihn in Ansehung des Tianna solche Maasregeln, die ihn vor drohenden Gefahren schützen konnten. Nun schenkte ich dem guten Freitag allerley

lerley Waaren, die ihm Freude machten. Er befestigte sie in dem Tuche, das diese Insulaner mitten um den Leib gürten, sprang in die See, und indem er an das Ufer schwamm, winkte er noch immer mit der einen Hand, indem die andere die Wellen schlug.

Ein frischer Nordostwind führte uns bald von der Insel hinweg, und wir legten täglich bey heiterem und gemäßigten Wetter funfzig und mehr Seemeilen zurück. Wir lüfteten und trockneten nun unsere Felle auf dem Verdeck, indem wir sie auf dem Verdeck im Sonnenschein ausbreiteten. Es waren nur wenige beschädiget, da wir sie in Fässern aufbewahrt hatten. — Am 19ten bekamen wir Westwind, der so heftig bließ, daß wir beylegen mußten, und doch zerriß unser Braamseegel. Am folgenden Tag verwandelte er sich in einen Ostwind, mit welchem wir unsere Fahrt fortsetzten. Da wir uns jezt einem stürmischen Meere näherten, so spannten wir statt der alten Seegel neue auf, da die Ankunft in Kanton oft von der Stärke der Seegel abhängt. Der nördliche Monsun, der jezt zu herrschen angefangen hatte, bekommt erst im December seine gänzliche Stetigkeit. Bis zum 21 Nov. war der Wind veränderlich, welches ich der Nähe der Ladronischen Inseln zuschrieb. Am 1 Dec. Abends sahen wir die Inseln Botol Tobago Xima, weil aber das Wetter unfreundlich und trübe war, so mußten wir uns mit einem schnell vorübergehenden Blick zufrieden

seyn,

seyn, wodurch wir doch unsere und der Inseln Lage bestimmen konnten. Die Wolken wurden ausserordentlich dunkel, und drohten eine stürmische Nacht, und es fieng auch unter einem starken Regen an, heftig aus Nordosten zu stürmen. Wir setzten, aber etwas südlicher, unsern Lauf fort; denn wollte man beylegen, so könnte das Schiff durch Strömungen so weit südlich geführt werden, daß es in eine gefährliche Gegend des chinesischen Meeres kommen, oder Kanton gar nicht mehr erreichen könnte. Der Sturm dauerte so heftig fort, daß wir mit Gefahr unsere Seegel führten; aber wir mußten es wagen, um nach Kanton zu kommen. Und endlich am 4 Dec. erblickten wir die so lange gewünschte Küste von China, und eine mit unzähligen Fischerbarken bedeckte See, bey welchen unser Vorbeyseegeln nicht die geringste Aufmerksamkeit erweckte, da sie beständig die größten europäischen Schiffe sehen. Am darauf folgenden Abend warfen wir auf der Rhede von Makao die Anker, und ließen unsern Freunden zu Kanton die glückliche Ankunft der Felice melden.

---

# Kapitain Douglas Reise

## mit der Iphigenia von Samboangan nach der nordwestlichen Küste von Amerika.

Die Iphigenia war nach der Abreise der Felice auf Samboangan zurückgeblieben, um einen neuen Fockmast an Bord zu nehmen. Kaum war aber die Felice abgesegelt, so betrug sich der Statthalter gegen sie sehr schlecht, weil er sie vermuthlich für zu schwach hielt, als daß sie sich seinen Ungerechtigkeiten widersetzen könnte. Am 19 Februar war die Iphigenia segelfertig, und man schiffte noch einige Lebensmittel ein, die man von dem Gouverneur erhalten hatte. Als Kapitain Douglas bey ihm einen Besuch machte, so lud er ihn auch zu einem Mittagsessen am Bord des Schiffes ein. Er kam, und der Wirth und die Gäste schienen zufrieden zu seyn. Die an das Land geladene Gesellschaft begab sich Abends dahin, um einem Ball beyzuwohnen. Aber der Spanier suchte uns nur durch die Larve der Höflichkeit und Gastfreundschaft zu täuschen; denn da er sahe, daß der größte Theil der Ladung aus Eisen bestünde, so suchte er sich dieser ihm schätzbaren Waare zu bemächtigen, das auf der Insel Magindanao desto kostbarer ist, weil man Gold damit kauft. Da

auf

auf den Philippinen der Verkauf des Eisens für den König und seine Befehlshaber ein Monopol ist, so steht es in hohem Preise, daher wollte der Gouverneur die Gelegenheit, es wohlfeil zu bekommen benützen. Da wir mit ihm die Rechnung abschliessen wollten, die sich höchstens auf zweyhundert und funfzig Piaster belief, so erklärte er, daß er nicht nur ganz in Eisen bezahlt seyn, sondern auch den Preis und das Gewicht willkührlich bestimmen wolle. Als der Officier mit dieser Antwort in das Schiff zurückkehren wollte, wurde er mit seinen Bootsleuten arretirt. Man schickte wegen der verzögerten Zurückkunft ein zweytes Boot ans Land, welches das Schicksal des ersten hatte; ja der Gouverneur schickte sogar eine Proa mit funfzig Mann ab, um sich des Schiffes zu bemächtigen. Obgleich Herr Douglas sie leicht hätte in den Grund bohren können, so nahm er doch Rücksicht auf seine am Lande befindlichen Leute, und ließ die spanische Mannschaft ohne Widerstand das Schiff in Besitz nehmen. Hierauf begab sich der Kapitain selbst ans Land. Da hörte er nun von dem Gouverneur, daß er seine Rechnung mit Eisen bezahlt haben wollte. Vergeblich wurde ihm vorgestellt, daß man auf Wechsel gehandelt hätte, und daß es ungerecht wäre, sich der Ladung eines Schiffes zu bemächtigen, das freundschaftlich in den Hafen eingelaufen wäre. Der schlechtdenkende Gouverneur behielt taube Ohren, und der Kapitain war gezwungen, acht und siebenzig Stangen Eisen, beynahe die Hälfte seiner Ladung, und hundert

dert und zwanzig spanische Thaler an das Land zu schicken. Ein solches schlechtes Betragen erlaubte sich der Gouverneur von Samboangan gegen uns! Aber wir konnten keine bessere Behandlung von ihm erwarten, da die spanischen Unterthanen in Indien zu den verworfensten Menschen gehören.

Am 22sten seegelte die Iphigenia ab, ohne einem so schlechten Volke den gewöhnlichen Abschiedsgruß zu geben. Bis zum 6 März seegelte sie zwischen Gruppen von felsigten Inseln, und an diesem Tage befand sie sich im 3° 45′ N. B. und 129° 7′ O. L. Am 9ten dieses sahe sie auf ihrem Laufe gegen Nord und Ost eine kleine Insel und steuerte darauf zu. In der Nacht erblickte man viele Lichter am Ufer, welches eine Einladung zum Verweilen zu seyn schien. Man legte also bey und näherte sich am 15ten früh dem Lande, von welchem verschiedene Kanots abfuhren. Anfangs blieben die Leute in denselbigen in einiger Entfernung, und hielten Kokosnüsse empor, sobald sie aber hingezeigte Beile sahen, kamen sie unverzüglich an Bord. Aus ihrem Betragen ließ sich schliessen, daß sie noch kein europäisches Schiff gesehen hatten; denn sie nahmen alles gleichgültig an, und staunten nur das Schiff an. Kapitain Douglas wünschte hier frisches Wasser einzunehmen. Nachmittag kamen die Insulaner wieder mit Kokosnüssen und Aronswurzeln, und sie hatten den Werth des Eisens schon so begriffen, daß sie nichts als Owaschi, so nannten sie das Eisen, nehmen

men wollten. Feuergewehre kannten sie nicht, und da Kapitain Douglas eine Pistole abbrannte, so erschrack der zunächst stehende Insulaner so, daß er, als man ihm dieselbe hinreichte, zwar den Lauf küßte, aber sie durchaus nicht annahm.

Man gab dieser Insel den Namen Johnstons Eiland; sie liegt in 3° 11′ N. B. und 131° 12′ O. L., ist niedrig, mit Grün bekleidet, mit Kokosbäumen bedeckt, und hat eine Seemeile im Umfange. Ausser den Kokosnüssen und der Aronswurzel lernte man kein anderes Produkt dieser Insel kennen, da die Insulaner sonst nichts auf das Schiff brachten. Ihre Konots waren denen auf den Sandwichs-Inseln ähnlich, und Tianna verstand auch verschiedene ihrer Ausdrücke. Weil sich ein günstiger Wind erhob, so wurde kein Wasser gefüllt, sondern die Reise ostwärts fortgesetzt. — Wir bekamen jezt verschiedene Kranke. Tani, ein Landsmann des Tianna, starb, ungeachtet aller angewendeten Sorgfalt. Veränderliche Winde und Windstillen hielten den Lauf der Iphigenia auf, und die Krankheiten der Mannschaft wurden dadurch vermehrt.

Nun kam das Schiff in die Nähe der neuen Karolinen-Inseln. Man gebrauchte also die wachsamste Aufmerksamkeit, da es gefährlich werden konnte, bey trübem Wetter und Gewitterstürmen zwischen einer nicht recht bekannten Gruppe von niedrigen Inseln hinzuschiffen. Am 3 April sahe

man

man Land. Der Mangel an Holz und die Hofnung Kokosnüsse und Aronswurzeln zu erhalten bewogen den Kapitain, beyzulegen. Am 4ten sah man zwey niedrige mit Bäumen bedeckte Inseln, und es kamen einige Kanots an das Schiff. Da die Insulaner mit einem Beil und einigen Messern beschenkt wurden, so gaben sie ihre ganze Ladung von Kokosnüssen und Tarrowurzeln dafür hin. Sie bedienten sich der Worte: Englisch und Moor. Die Leute eines Kanots wollten betrügen, und für die erhaltene Nägel nichts hergeben, daher schoß der Kapitain eine Flinte über ihren Köpfen los, worauf sie ins Wasser sprangen, und sich hinter ihren Kanots verbargen. Die Insulaner in den andern Kanots zeigten keine Furcht, weil sie sich ihrer Unschuld bewußt waren. Ein Kanot folgte dem Schiffe lange nach, und ein Insulaner rief immer Ibu! und machte mit der größten Anstrengung allerley Zeichen, um die Unsrigen zur Rückkehr zu bewegen, und da er merkte, daß seine Bemühung vergeblich war, so geberdete er sich wie vor Schmerz und Kummer ganz ausser sich. Die Gefahr aber, worinn sich die Iphigenia befand, erlaubte ihr nicht, das Verlangen dieses Mannes zu erfüllen.

Das Schiff befand sich jezt zwischen den Pelewinseln. Der Kapitain Douglas wußte nichts von dem Schiffbruch, den die Antelope hier erlitten hatte, nichts von der edlen Gastfreundschaft, womit die Mannschaft von den guten Insulanern war

aufgenommen worden, nichts davon, daß der Beherrscher dieser Inseln dem zurückkehrenden Kapitain Williams seinen Sohn Libu anvertraut hatte, sonst würde er sicher mit den Insulanern nähere Bekanntschaft gemacht haben. Ohne Zweifel waren die Kanots abgeschickt, um den armen Li-bu in Empfang zu nehmen, oder Nachricht von ihm zu hören. Und wem muß es nicht rühren, daß der Insulaner, der so oft Ibu! Ibu! rief, und als er sah, daß es vergeblich war, seine Verzweiflung durch Geberden ausdrückte, vielleicht Aba-Thulle selbst, der Vater des jungen Prinzen, war? Man begreift also wohl, was er beym ersten Anblick der Iphigenia empfinden, und wie schnell er sich in ein Kanot werfen mußte, um einen Sohn zurück zu erhalten, der nun durch die Kenntnisse und die Kultur, die ihm Europa geben konnte, seinem Vaterland Ehre machen sollte. Aber kaum läßt sich der unbeschreibliche Schmerz nachempfinden, der ihn ergreifen mußte, da er das Schiff fortseegeln, und nicht auf sein ängstliches Rufen achten sahe.

Am 5 April befand sich die Iphigenia auf der Höhe der Insel Los Martyres, welche sie zu Gesichte zu bekommen suchte. Da es ihr aber nicht glückte, so setzte sie ihren Lauf bis zum 30 May nordwärts fort, da man in einer großen Entfernung die Insel Amluck erblickte. Am 5ten sah man die Trinity-Insel, und nun wurde der Wind immer heftiger, bis er sich am 7ten in einen völligen Orkan verwandelte, dergleichen noch keiner der am

Bord

Bord befindlichen Leute erlebt hatte. Am 9ten wurde das Wetter bey einem sanften Ostwinde wieder heiter. Die Insel, welche Kapitain Douglas für Trinity-Eiland gehalten hatte, liegt an der Oefnung einer großen Bay, welche mit flachem Land umgeben ist. Die Gebirge waren mit Schnee bedeckt, aber die niedrigen Gegenden waren in frisches Grün gekleidet; Bäume sah man nirgends.

Am 10ten erblickte man eine in die Bay hervorragende Landspitze, die den Namen Kap Hollings erhielt, und am folgenden Mittag lag die Insel Kodjak im Osten. An der Nordseite der Insel liegt eine schöne Bay, wo die Schiffe sicher einlaufen können; am Ufer lag vieles Treibholz, und den Anhöhen entströmten mehrere Bäche. In einem kleinen Kanot kam ein Eingebohrner, nahm den Seehundkopf, den er auf seinem Kopfe trug ab, verbeugte sich und fragte auf rußisch: wie man sich befände? ruderte aber bald wieder an das Land zurück. Darauf kam noch einer, und wollte für einige Glaskorallen einen grauen Fuchsbalg verkaufen, weil aber das Schiff zu schnell seegelte, so konnte er sein Pelzwerk nicht an einen Strick befestigen, sondern mußte es wieder mitnehmen. Seine Sprache war weder die im Cooksfluß, noch die im Nutkasund gebräuchliche.

Am 14ten wurde die Jölle ans Land geschickt, um Fische zu holen, welche mit einigen Meerbutten zurückkam. Der Officier erzählte, er habe ei-

nige Leute in ihren Kanots angetroffen, die ihm ihre Fische willig überließen, und dafür Schnupftoback verlangten. Er habe sie anfangs für Russen gehalten, aber aus der Kleidung und dem Einschnitt in der Unterlippe habe er bald bemerkt, daß es Jäger von Kodjak oder Eingebohrne von den Gestaden des Cooksflusses seyn müßten.

Am 16ten sah man das Kap Greville nebst vielen im Wasser spielenden Seeottern und Wallfischen. Am 17ten kamen von der Spitze Bede zwey Kanots an das Schiff, auch ein Russe mit einigen Kodjakischen Jägern. Sie brachten frische Lachse zum Geschenk, und bekamen dafür etwas Branntewein und Toback. Die Iphigenia fuhr nun mit einem gelinden Wind den Cooksfluß hinauf. Es kamen immer Kanots von den an dem Fluß liegenden niedrigen Hütten an das Schiff; alle Einwohner hatten ihr rußisches Billet, das sie vorzeigten, um gut behandelt zu werden. Allein sie waren so arm, daß sie kein zollbreites Stück Pelzwerk hatten.

Als einige Mannschaft, um einen Wasserplatz zu suchen und die Gesinnungen der Einwohner zu erforschen, gelandet waren, so bezeigten die Eingebohrnen keine Lust, sich ihnen zu nähern, ob sich gleich viele von ihnen in der Nähe im Sonnenschein gelagert hatten. Weil das Schiff nur noch zwey Tonnen Rindfleisch und eine Tonne Schweinenfleisch hatte, so war auf einen reichlichen Vorrath

rath an Fischen gerechnet worden; daher segelte der Kapitain Douglas den Cookfluß noch höher hinauf und gieng vor Anker. Es kamen zwar einige Kanots an das Schiff, brachten aber nichts zu verkaufen, etliche Lachse ausgenommen, die sie für Glaskorallen vertauschten. Es schien, als wenn sie Wache hielten, daß kein Eingebohrner aus der höhern Gegend des Cooks-Flusses das Schiff besuchen möchte.

Am 19ten und die folgenden Tage wurde Holz und Wasser an Bord gebracht, und Bier von den Zweigen der Sprossentanne gebraut. Am 21sten kamen fünf Kanots den Fluß herunter; sobald sie ans Schiff kamen, schrien die Leute Nuta! Nuta! Man kaufte ihnen fünf Seeotterfelle ab, wofür sie aber nur breites Stangeneisen, und zwar ein Stück von zwey Fuß für jedes Fell nehmen wollten. Jeder war mit ein paar Dolchen bewafnet, weil sie Krieg mit den Russen zu führen schienen. Sie baten den Kapitain weiter hinauf zu fahren, und versicherten, daß sie viele Seeotterfelle hätten, die sie aus Furcht vor den Russen nicht herunter bringen möchten.

In dieser Absicht wurde das große, wohlbewafnete Boot den Cooksfluß hinaufgeschickt, mit dem Befehl, bis an die Spitze Possession hinaufzufahren, und gegen Eisen und Glaskorallen Seeotterfelle, schwarze Füchse und Lachse einzutauschen. — Am 25sten kamen zwey Kanots den Fluß herunter,

und brachten eine entzwey geschnittene und zerfetzte Seeotter, weil sie glaubten, daß es unsern Leuten um das Fleisch zu thun sey. Man konnte sich ihnen nicht verständlich machen, und die wenigen Glaskorallen, die man ihnen schenkte, bewunderten sie als etwas noch nie, oder höchst selten Gesehenes. Man hielt sie für Bewohner des innern Landes, die sich im Winter in die höhern Gegenden des Landes zurückziehen, und vielleicht auf einem Fluß heruntergekommen seyn möchten. Am 26sten kamen wieder zwey Kanots von Süden herauf, in deren einem der Russe war, der das Schiff schon besucht hatte und etwas Lachs brachte, wofür er ein Päckchen Toback bekam. Am 27sten kehrte das große Boot zurück, hatte aber nichts mitgebracht, als ein schlechtes Seeotterfell und ein paar Dutzend getrocknete Lachse. Der Officier hatte Russen und Kodjaken bis zum 60° 42′ N. B. im Cooksfluß angetroffen, die ihm von Dorf zu Dorf gefolgt wären, und die ganze Gegend im Besitz hatten. Da also kein Vorrath an neuen Lebensmitteln zu schaffen war, so gieng man wieder unter Seegel, und sah sich genöthiget, sich täglich auf eine sehr schmale Portion einzuschränken. Am 9 Jul. legte das Schiff in Prinz Wilhelms Sund vor Anker, und am folgenden Tage machten sechs Kanots vom Stamme der Tschenoways einen Besuch, die aber nur ein Otterfell und einige Robbenfelle zu verkaufen hatten. Doch erfuhr der Kapitain von ihnen, daß vor zehn Tagen ein Schiff mit vielem Pelzwerke von diesem Ort abge-

abgeseegelt, und wahrscheinlich nach dem Cooks-fluß gegangen sey; und man fand hernach auch an ein paar Bäumen die Inschrift, daß es der Prinz Wales aus London gewesen.

Bis zum 14 Jul. wurde Wasser gefüllt, Holz geschnitten, und die Seegel geflickt. Eingebohrne brachten Fische, Flußotter- und Robbenfelle. Hierauf seegelte das Schiff längst der Küste bis zum 30sten fort. Am 30sten war man am Eingang einer Bay, an deren Ostseite das Land niedrig und nur wenige Seemeilen entfernt war. Man sah in dieser Gegend einen Rauch aufsteigen, dem man sich zu nähern suchte; weil aber der Wind zu schwach war, so setzte man das große Boot aus, um das Innere der Bay zu untersuchen, welches aber wegen der Vorboten einer schlimmen Witterung unterblieb. Es gieng erst am folgenden Tag ab, kam aber unverrichteter Sache wieder zurück. Am 3 Aug. wurde die Jölle gegen den Strand geschickt. Sie kam mit einem großen Kanot zurück, worinn gegen dreyßig Eingebohrne saßen. Man kaufte ihnen ihre Kleider von Seeotterfellen, und ein paar Handschuhe von eben diesem Pelzwerk ab. Am folgenden Morgen brachten sie alle ihre alten, abgetragenen Kleider zum Verkauf, welche nebst einer Quantität Lachs eingehandelt wurden. Die Bay, wo das Schiff gelegen war, nannte man zu Ehren des Tianna die Tianna's-Bay. Diesem Insulaner war dieß Klima gar nicht angenehm; er zog der

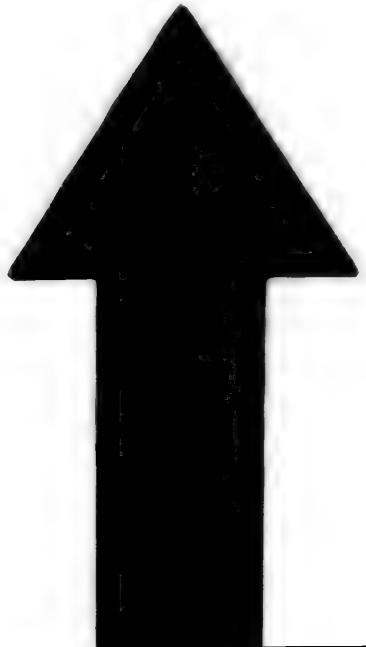
Kälte wegen so viele Kleider an, als er nur tragen konnte, und sehnte sich nach seinen Sandwichs-Inseln zurück.

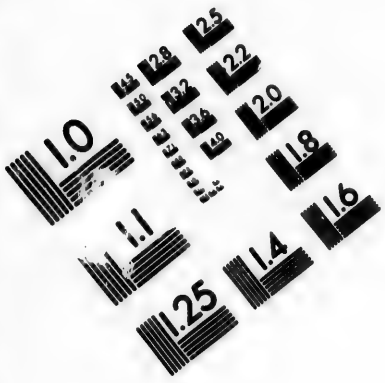
Am 6ten lief die Iphigenia in den Kreuzsund ein. Der Kapikain sah sich, so weit das Gesicht reichte, mit Inseln oder Eisfeldern umgeben. Die Jölle mußte es untersuchen, und fand Eis. Abends kam ein Kanot vom Kreuzkap an das Schiff. Der einzige, ganz nackte Mann, der darinnen war, stieg ans Schiff, und wurde mit einer Jacke, ein paar Schifferhosen und einem Hut beschenkt, worüber er eine große Freude bezeugte. Am andern Tag kamen fünf Kanots, von welchen die Unsrigen vierzig Seeotterfelle und mehrere Kotsaks (Seeotterkleidungen) kauften. Diese Leute kannten den Werth ihrer Waare so gut, daß ihnen Kapitain Douglas geben mußte, was sie verlangten. Wir haben hier einen merkwürdigen Charakterzug wahrgenommen, der diesem Stamm eigenthümlich zu seyn scheint.

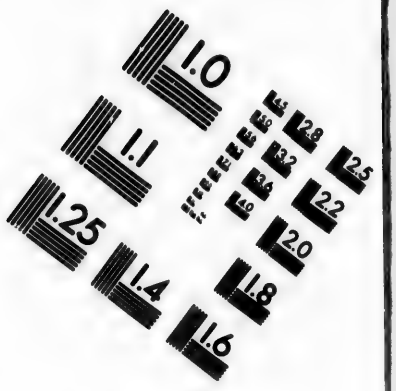
Es haben nemlich die Weiber eine sichtbare und anerkannte Ueberlegenheit über die Männer, wie aus folgendem Beyspiel erhellet. Einer der Befehlshaber verhinderte, wiewohl nicht absichtlich, ein Kanot, worauf sich ein Frauenzimmer befand, daß es sich dem Schiffe nicht sogleich nähern konnte. Sogleich ergrief dasselbe ein Ruder, und gab ihm einen solchen Schlag auf den Kopf, daß er kaum die Kräfte hatte, auch ein Ruder zu ergreifen,

fen, und die folgenden Schläge damit auszupariren. Der Kampf währte faſt eine halbe Stunde lang, bis Kapitain Douglas eine Flinte in die Luft ſchoß, und ſein Mißfallen zu verſtehen gab. Allein es half nichts; denn nun ſtieg das Weib in das Kanot des gedemüthigten Mannes, und ſchnitt ihm mit einem Meſſer in den Schenkel, daß das Blut aus der Wunde ſtrömte. Sie wollte weiter ſchneiden, als ſie von dem Kapitain gezwungen wurde, in ihr Kanot zurückzukehren. Der arme Mann ruderte in aller Stille ans Land. Kein Mann hatte ſich in die Schlägerey gemiſcht, und es durfte überhaupt keiner, ohne Erlaubniß der Weiber, ein Fell verhandeln.

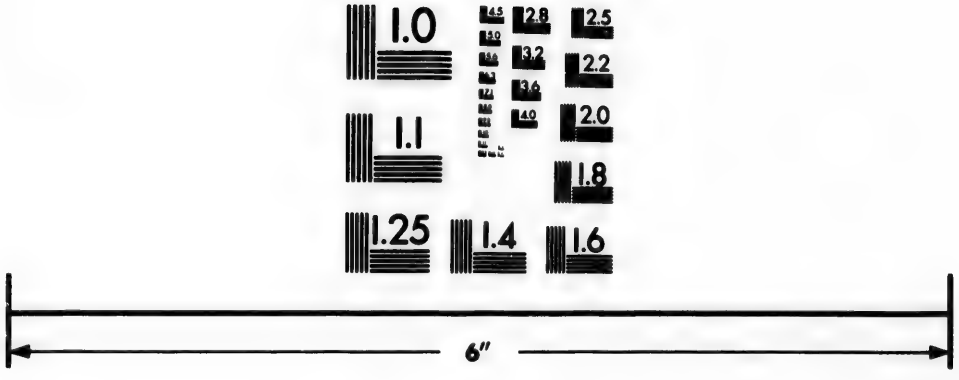
Hierauf fuhr die Iphigenia wieder längſt der Küſte hin, und am 11ten befand ſie ſich vor dem Eingang einer großen Bay, die durch zwey Vorgebirge gebildet wird, Kap Adamſon gegen Süden und Kap Barnett gegen Norden. In dieſer Bay ſchiffte man weit gegen Norden hinauf, und kam hierauf in die Mündung einer ſehr engen Durchfahrt, wo man viele Wallfiſche Waſſer in die Höhe ſprützen ſahe. Man nannte dieſen Ort, wo das Schiff vor Anker gieng den Seeotterhafen, wegen der großen Menge dieſer Thiere, die, wie ein Haufen wilder Enten, in der See herumſchwammen. Am folgenden Tag wurde ein Bach entdeckt, auch ein Platz, wo vormals ein Feuer gebrannt hatte, aber keine andere Spur von Einwohnern. Am folgenden Tag hat man wieder eine große Bay

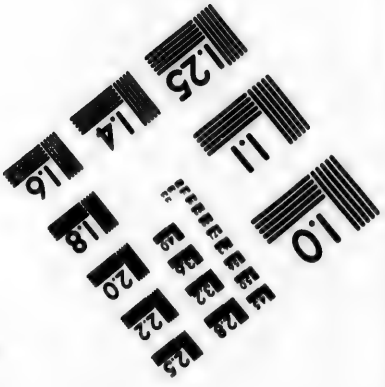





# IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)






Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

gesehen, und eine kleine Insel, die den Namen Douglas-Insel bekam. Zwey Kanots machten einen Besuch, und verkauften sechs und zwanzig zu Kleidern verarbeitete Seeotterfelle nebst einigen Vögeln gegen Eisen und Glaskorallen. Sie waren zufrieden, man mochte ihnen so viel, oder so wenig geben, als man wollte.

Am 13ten kam ein Oberhaupt mit zwey Kanots, in deren jedem sich dreyßig bis vierzig Personen befanden, die alle einen Chorgesang anstimmten, der keine üble Wirkung that, an das Schiff; und nach kurzer Zeit legte sich das Schiff vor Anker. Man nannte den Ort Meares-Hafen; er liegt in 54° 51′ N. B. und 227° 54′ O. L. Kapitain Douglas versichert, daß die Eingebohrnen dieser Gegend die besten, zutraulichsten und ehrlichsten Indianer sind, die er hat kennen lernen. Am folgenden Morgen kamen sie wieder singend, und verkauften noch gegen sechzig der besten Seeotterfelle. — Am 25sten hatte man das Land aus dem Gesichte verlohren und der Kapitain beschloß nun gerade nach dem Nutkasund zu gehen, wo sich am 28sten die Iphigenia wieder mit der so lange von ihr getrennten Felice vereinigte.

Diese war bekanntermassen nach der Abreise der Felice zurückgeblieben, und nachdem am 27 Oct. die neuerbaute Nordwest-Amerika seegelfertig war, so verließen beyde den Nutkasund, und seegelten nach den Sandwichs-Inseln, die sie am 6 Dec.

mit

mit großer Freude erblickten. Weil Mauwi ihnen die nächste war, so nahmen sie auch zuerst den Weg dahin. Ob sich gleich Tianna bisher mit der ungeduldigsten Sehnsucht nach seinem Vaterlande sehnte, so schien doch, so wie man demselben näher kam, seine Erwartung eher einer bangen Unruhe, als einem frohen Gefühl zu gleichen. Er kannte sein Land zu gut, als daß sein Herz nicht zwischen Furcht und Hofnung kämpfen sollte. Es war auch die Entscheidung für ihn wichtig, da der ganze Zweck seiner Reise auf dem Spiel stand. Bey seiner Abreise herrschte auf seiner Insel Friede; nun konnte sie vielleicht in Krieg verwickelt, oder unter der Botmäßigkeit eines unrechtmäßigen, feindselig gegen ihn gesinnten Beherrschers seyn.

Kaum hatten wir uns der Insel Mauwi genähert, so wurden uns Schweine, Yamswurzeln und Pisangfrüchte gebracht. Der König Titiri war eben bey dem König Taheo auf Atuai auf Besuch, daher hatte Harwelleni, Tianna's Schwager, den Oberbefehl. Als Tianna seinen Bruder am Ufer bemerkte, legte er seine besten Kleider an, und ließ ihn zugleich an Bord bitten. Bey seiner Ankunft umarmten sie einander aufs zärtlichste und zerflossen in Thränen. Weil das Schiff hier nirgends einen sichern Ankerplatz fand, so richtete es seinen Lauf nach der Nordspitze der Insel O-Waihi.

Am 7ten und 8ten brachten die Einwohner aus Toe-yah-yah-Bay viele Schweine, Hühner und

Aron-

Aronswurzeln; es kamen auch Anverwandte von dem Tianna, die er so freygebig beschenkte, daß ihm, wenn man seiner Großmuth nicht Einhalt gethan hätte, von seinen Schätzen nichts übrig geblieben wäre. Am 10ten ließ Tianna einen Vornehmen, den der König abgeschickt hatte, um ihn zu bewillkommen, mit der Bitte zurückkehren, daß er an Bord kommen möchte. Daher erschien der König Nachmittag in einem Doppelkanot, von zwölf andern begleitet, sehr zierlich mit Federn geschmückt. Er wurde mit sieben Kanonenschüssen begrüßt. Der König weinte lange an Tianna's Halse, beschenkte den Kapitain mit einem sehr schönen Fächer, und mit zwey langen mit Federn besetzten Mänteln.

Am 11 Dec. ankerte man in der Bay Karakakua. Der König bezeugte gegen den Kapitain die herzlichste Freundschaft, versicherte, daß die Insel, während seines Aufenthaltes, ihm gehören sollte, und verwechselte zur Bekräftigung, den Namen mit ihm. Am folgenden Tag begleiteten die beyden Kapitaine den König und Tianna ans Land. Am Ufer sangen drey Priester einen Gesang, und überreichten ein kleines Schwein nebst einer Kokosnuß, worauf sie in ein großes Haus, dessen Boden mit Matten und bunten Tüchern besetzt war, geführt wurden. Die Priester sangen hier noch einmal, und man brachte zwey völlig zubereitete Schweine hinein, von denen aber nur die Engländer kosteten. Nach einem gemachten Spa-

tiergange aßen die Kapitaine mit dem König frische Fische und Pataten. Die andern Vornehmen saßen in einer Entfernung, und verzehrten gebratene Hunde, Aronswurzeln und Pataten, weil es in dieser Jahrszeit durchaus verboten ist, Schwein- oder Hühnerfleisch zu essen. In der Nacht schlief der König mit der Königin an Bord der Iphigenia, weil sie es für eine große Herrlichkeit hielten, in der Hängmatte zu schlafen.

Am 14ten zerriß der Anker-Tau des kleinen Fahrzeuges, daher bat man den König, daß er seine Taucher schicken möchte, um den Anker zu suchen. Sie mußten es in einer beträchtlichen Tiefe thun, nachdem sie vorher eine Feierlichkeit beobachtet hatten. In der Gegend, wo der Anker liegen mußte, gab einer der Vornehmen sechs Männern eine Portion Tarrowurzeln in Flaschenkürbissen; hierauf that ein anderer Vornehmer einen Schrey und schwenkte ein weißes Tuch um seinen Kopf. Auf dieß Zeichen sprangen die sechs Männer in die See. Viere blieben gegen fünf Minuten unter dem Wasser, der fünfte noch eine Minute länger, kam aber ganz erschöpft wieder hervor. Der sechste wurde schon für verlohren gehalten, als man ihn endlich nahe an der Oberfläche des Wassers, aber wieder zurücksinkend, erblickte. Plötzlich sprangen ihm drey Taucher nach, und brachten ihn ohne Bewußtseyn, indem ihm Blut aus Mund und Nase stürzte, heraus. Nachdem er sich erholt hatte, erzählte er, daß er nicht

nur

nur das Kabeltau ergriffen, sondern auch den Anker losgemacht hätte; aber dieser lag zu tief.

Tianna beschloß jezt auf O-Waihi zu bleiben, weil ihm auf dieser Insel ein schöner Strich Landes war geschenkt worden, wo er sicher leben konnte, da er in Atuai nicht sicher war, so lange die dortige tyrannische Regierung fortdauerte. — Weil Kapitain Douglas einen sichern Platz für seine Schiffe suchen wollte, so fieng er am 19ten an die Anker aufzuheben, und da entdeckte man, daß das Kabeltau zerrissen war. Sogleich verließ der König mit den Vornehmen das Schiff in der Stille, und ruderte an das Land. Nun bemerkte man, daß das Tau absichtlich zerschnitten war, und schloß sogleich auf den Urheber dieser Verrätherey. Tianna wurde zu dem König geschickt, mit der Drohung, daß man seine Wohnungen in den Grund schiessen würde, wenn der Anker nicht gefunden würde. Es wirkte; Tianna kam mit Tauchern zurück, aber diese wollten nach einem zweymaligen Versuch den Anker nicht finden können. Endlich glückte es unsern Leuten mit einem kleinen Bootsanker, das Seil, woran der Boy befestiget ist, zu fassen. Die Taucher konnten sich also nicht mehr entschuldigen; sie mußten hinunter und brachten den Anker herauf.

Am 20sten wurde auch der andere Anker gelichtet. Tiannas Habseligkeiten wurden auf das Verdeck gebracht, welche aus allerley Sägen, Bohrern,

rern, Beilen, Messern, Tuch und Zeugen, Fußteppichen, Porcellan und zehn Stangen Eisen bestanden, und auf verschiedenen Kanots an das Land gebracht. Nun nahm Tianna einen rührenden Abschied von allen am Bord, seinen Gefährten und Freunden auf einer so langen Reise. Kapitain Douglas beehrte ihn zum Abschiede mit sieben Kanonenschüssen, und richtete seine Fahrt nach Nordwesten.

Am 21sten steuerten die Schiffe nach Mauwi hinüber, wo sie vor Anker legten. Auch hier versuchten die Insulaner, das Ankertau der Iphigenia zu zerschneiden, wofür aber einer derb gezüchtiget wurde. Am 1 Januar 1789 befand sich das Schiff in einer großen Bay an der Ostseite der Insel Woahu. Kapitain Douglas schickte dem König derselben, Titiri, ein Geschenk, der auch an Bord kam, mit fünf Kanonenschüssen empfangen wurde, und ein zweites Geschenk, Beile, Messer u. dgl. erhielt. Dafür bewilligte er, daß das Tabu, womit gegenwärtig die Schweine belegt waren, aufgehoben wurde. Am folgenden Tag brachte er ein Geschenk von Schweinen, Tarrowurzeln, Pataten, nebst einer Schildkröte und einigen Fischen, die zur Forellenart gehören. Der Kapitain gieng nach dem Mittagessen mit ihm ans Land, wo er freundschaftlich empfangen wurde.

Am 3ten kam um die Ostspitze der Bay ein Doppelkanot, das ganz wie ein Schooner betackelt

ckelt war, so daß sowohl die Unsrigen, als die Eingebohrnen dadurch getäuscht wurden, und es für die Nordwest-Amerika hielten. Als sich das Kanot näherte, entdeckte man den Irrthum. Es hatte alle Seegel genau von der Form und in derselben Stellung, wie der Schooner. Erst am 10ten kam Kapitain Funter mit der Nordwest-Amerika an diese Bay. So gefällig sich Titiri gegen die Unsrigen bewies, so ließ er doch mitten in einem heftigen Windstosse die Anker von beyden Schiffen aufheben, und an das Land bringen. Man mußte die ernstlichsten Maasregeln ergreifen, um die entwendeten, und zur Reise höchst unentbehrlichen Anker und Taue wieder zu erhalten. Der König läugnete den Diebstahl nicht, und die an ihn abgeschickten Leute sahen auch die Anker und Taue in seinem Hause liegen. Sie scheinen deswegen genommen worden zu seyn, um den Kapitain zu zwingen, einige von seinen Schnidten auf der Insel zurückzulassen. Eine Flinte, eine Pistole und etwas Munition, nebst einer beygefügten starken Drohung, bewogen den König, unser Eigenthum wieder zurückzugeben.

Am 25 Jan. giengen die beyden Schiffe in die See, und am 29sten in der Bay Weimoa an der Insel Atuai vor Anker. Kaum hatte der König Taheo die Schiffe erblickt, als er sich mit allen seinen Vornehmen in das Innere des Landes flüchtete, weil er Tianna's Rache fürchtete, von welchem er glaubte, daß er sich auf einem dieser Schiffe befän-

befände. Sobald man aber erfuhr, daß Tianna auf O-Waihi zurückgeblieben wäre, so wurden Boten an den Taheo geschickt, der nach drey Tagen zurückkehrte, und gleich nach seiner Ankunft brachte man Schweine, Yamswurzeln und Pataten an Bord, aber die Insulaner machten ungeheure Preise. Taheo war zwar nach Weimoa zurückgekehrt, hielt sich aber noch nicht für ganz sicher, und wollte auch auf die geschehene Einladung nicht an Bord kommen, unter dem Vorwand, er wäre vor einiger Zeit von der Mannschaft eines andern Schiffes übel behandelt worden. In der Folge aber kam er doch,, und es herrschte zwischen den Eingebohrnen und Europäern dem äusserlichen Anscheine nach ein freundschaftliches Verkehr. Doch erhielt der Kapitain manchen Wink, daß er auf seiner Hut seyn sollte. Bey dieser Gelegenheit erfuhr er, daß es auf diesen Inseln eine sehr gistige Wurzel gebe, welche, zu Pulver gerieben und ausgestreut, wenn sie eingeathmet würde, plötzlich tödte. Daher machte er bekannt, daß, wenn jemand die Lebensmittel vergiften würde, alle Eingebohrne, die ihm in die Hände fielen, niedergemacht werden sollten.

Am 18 Febr. giengen die beyden Schiffe unter Seegel, und kamen am folgenden Tag an die Insel Onihiau, von da sie aber durch einen Sturm weggetrieben wurden, so daß sie nach Woahi gehen mußten, um frischen Mundvorrath einzunehmen. Als der König Tatiri erfuhr, wie theuer

die Unsrigen die Lebensmittel zu Atuai hatten bezahlen müssen, so wollte er eben so übertriebene Forderungen machen. Daher gieng man wieder nach O-Walhi. Hier kam Tianna wieder an Bord der Iphigenia, und überließ sich bey dem Anblick seines Weibes und seiner Kinder, welche man ihm von Atuai brachte, einer unbeschreiblichen Freude. Hier wurden die Schiffe von dem König mit Lebensmitteln überflüßig versehen. Der König allein gab funfzig Schweine zum Geschenk, wovon einige über zweyhundert Pfund wogen. Man hatte auch zwölf Gänse erhalten. Hierauf gieng Kapitain Douglas von da unter Seegel, versorgte seine Schiffe zu Woahu mit Brennholz, Tarrowurzeln und Zuckerrohr. In Atuai, wo er am 13ten anlandete, war Taheo nicht zugegen; man füllte die Wasserfässer, wobey es zu einem heftigen Streit zwischen den Matrosen kam. Einer von ihnen gieng in seiner Zügellosigkeit so weit, daß er das Schiff verlassen mußte. Um sich einen Vorrath von Yamswurzeln zu verschaffen, gieng man bey der Insel Onihiau vor Anker. Hier wurde entdeckt, daß einige Matrosen mit der Jölle durchgehen wollten. Ein Quartiermeister und zwey Matrosen flüchteten sich auf ein Kanot an das Land. Die Matrosen wurden von dem ehrlichen Freytag, dessen schon mit Ehren gedacht worden ist, wieder zurückgebracht; aber der Quartiermeister konnte wegen der hohen Brandungen am Ufer nicht mehr eingeschifft werden. Kapitain Douglas mußte ihn also zurücklassen, weil der Mangel an

vielen

vielen nöthigen Bedürfnissen auf beyden Schiffen so groß war, daß er geradezu die Nordamerikanische Küste aufsuchen wollte, weil er dort ein von China gekommenes Schiff zu finden hoffte.

Nachdem sie sich gegen vier Monate bey den Sandwichs-Inseln aufgehalten hatten, nahmen sie, mit einem Vorrathe von Yamswurzeln auf etwa einen Monat, am 18 März ihren Lauf nach Norden. Man erblickte am andern Tag eine satelförmige Insel, die nur Vögeln zugänglich schien, und nannte sie daher die Vogelinsel. Auf der weitern Fahrt nach dem Nutkasund ereignete sich nichts erhebliches. Am 20 April legten sich die beyden Schiffe auf dem gewöhnlichen Ankerplatze Friendly-Cove vor Anker. Sie erhielten hier Besuch von dem Kapitain Hendrik, dem Befehlshaber eines kleinen amerikanischen Schiffes aus Boston, das hier überwintert hatte.

Am 6 May kam ein Schiff in die Bucht und salutirte mit eilf Kanonenschüssen, die Kapitain Douglas erwiederte. Es war ein spanisches Kriegsschiff, die Prinzesa, das unter dem Befehl des Kommodore Don Estevan Joseph Martinez auf Entdeckungen ausgieng. Der Kommodore lud den Kapitain Douglas zum Essen ein, und dieser beschenkte ihn mit einem langen Federmantel und Helm von den Sandwichsinseln. Kap. Douglas entdeckte ihm seine bedrängte Lage, besonders, daß er kein Theer und Pech hätte, um die Oefnungen

des Schiffes zwischen den Planken zu verstopfen. Der Kommodore versprach ihm Hülfe. Dieser hatte auch Patres bey sich, welche die Eingebohrnen zum Christenthum bekehren sollten. Am 9ten May begleitete Herr Douglas den Kommodore nach Mauwina, und am folgenden Tag speisete dieser bey jenem am Bord der Iphigenia. Am 13ten kam noch ein spanisches Schiff in Friendly-Cove an. Als am 11ten der Kommodore den Kapitain Douglas an Bord der Prinzesa eingeladen hatte, und dieser erschien, so zog er eine Schrift hervor, und sagte, er habe Befehl von seinem König, alle Schiffe, die er an der amerikanischen Küste fände, wegzunehmen, folglich sey Kapitain Douglas jezt sein Gefangener. Herr Douglas schilderte die traurige Lage in der er sich befunden; stellte vor, daß, wenn er unter solchen Umständen einen Hafen in Südamerika besucht hätte, die Spanier sein Schiff gewiß nicht würden in Beschlag genommen, sondern vielmehr mit allem Nothwendigen versehen haben. Dann wäre es auch unerhört, ihn in einem Hafen, worauf der König von Spanien nie Anspruch gemacht hätte, gefangen nehmen zu wollen. Aber es half nichts; es wurden Officiere mit vierzig bis funfzig Mann beordert, die Iphigenia in Besitz zu nehmen, dem Kapitain aber wurden seine Schlüssel, Karten, Tagebücher, Schriften und Dokumente abgefordert, und ihm die Rückkehr in das Schiff nicht mehr gestattet. Der Spanier behauptete noch über dieses, daß des Kapitain Douglas Schriften

nichts

nichts taugten, weil sie enthielten, daß er alle Englische, Rußische und Spanische Fahrzeuge von geringerer Stärke als die Iphigenia wegnehmen, und ihre Mannschaft nach Makao schicken sollte. Die Mannschaft der Iphigenia wurde auf die beyden spanischen Schiffe vertheilt, und man gab sich alle Mühe, sie zu bewegen, sich anwerben zu lassen. Kapitain Douglas sollte in seinem eigenen Schiffe gefangen nach Kalifornien geführt werden. Während der Zeit hatte der spanische Befehlshaber ihn auf das höflichste ausgeplündert; änderte aber doch bald darauf seine Gesinnung, wollte das Schiff wieder losgeben, und dem Kapitain Lebensmitteln für die Reise nach den Sandwichs-Inseln liefern; aber unter der Bedingung, daß er eine ihm vorgelegte Schrift unterzeichnen sollte. Diese lautete so: „Der spanische Kommodore habe in der Bay St. Lorenz oder Nutka den Kapitain Douglas im Mangel der unentbehrlichsten Bedürfnisse angetroffen, und hätte ihm mit allem Nothwendigen versehen, damit er nach den Sandwichs-Inseln fahren könnte.„ Weil dieß nun eine grobe Unwahrheit war, so verharrte der englische Kapitain auf seiner Weigerung. Weil ihn aber seine Mannschaft unaufhörlich mit Bitten bestürmte, daß er unterzeichnen möchte, so that er es endlich doch am 26 May, wodurch seine Mannschaft wieder an Bord der Iphigenia gebracht wurde, und er Besitz von seinem Schiffe nahm. Es erfolgten neue Beleidigungen und Treulosigkeiten, bis er endlich am 1 Jun. aus Friendly Cove absegelte.

Er gieng, ungeachtet der wenigen Bedürfnisse, die er am Bord hatte, doch wieder nach Norden, landete an verschiedenen Inseln und Küsten an, und tauschte Pelzwerk ein, so viel als ihm sein von den Spaniern beraubter Vorrath erlaubte. Endlich am 20 Jul. erblickte er die Insel O-Waihi. Hier wäre er beynahe in ein neues Unglück gerathen, denn die Oberhäupter von O-Waihi hatten den Anschlag gemacht, ihn mit seiner ganzen Mannschaft zu ermorden und das Schiff auszuplündern. Schon waren die Oberhäupter der Verrätherey auf dem Schiffe, alle heimlich bewafnet. Tianna entdeckte dieses dem Kapitain mit Thränen. Der Kapitain Douglas ließ sich keine Bestürzung merken, und es gelang ihm unter allerhand Vorwand, von dem einen eine Pistole, und von dem andern einen Dolch zu erhalten. Hierauf sprang er mit einer geladenen Pistole in jeder Hand auf das Verdeck, und jagte die darauf befindlichen Oberhäupter in einen solchen Schrecken, daß sie augenblicklich das Schiff verließen und an das Land ruderten.

Ohngeachtet dieses verrätherischen Betrogens des Königs und seiner Begleiter wurde das Verkehr zwischen dem Schiff und den Eingebohrnen doch nicht unterbrochen, weil der Kapitain Douglas unentbehrliche Lebensmittel für seine Reise brauchte. Er ließ sich also durch eine demüthige Abbitte des Königs besänftigen, der alle Schuld auf die andern Oberhäupter schob. Und nun kaufte man einen großen Vorrath an Schweinen

und

und Früchten ein; zugleich versorgte man sich mit Stricken von Kokosfasern, um das völlig zerrüttete Tauwerk des Schiffes dadurch zu ersetzen. Am 25 Julius fuhr das Schiff ab, und endlich am 4 October erreichte es, nach so vielen ausgestandenen Gefahren, die chinesische Küste, und gieng auf der Rhede von Makao vor Anker.

---

## Des
## Kapitain Dixon's
## Reise
### um die Welt, besonders nach der nordwestlichen Küste von Amerika.

Seit Cooks letzter Reise hatte man bemerkt, daß es leicht seyn würde, einen sehr einträglichen Handel mit Pelzwerk an der amerikanischen Küste zu errichten, und diese Waaren mit großem Vortheil in China abzusetzen. Daher erhielten einige Herren einen Freybrief von der Südseekompagnie, und vereinigten sich zu einer privilegirten Gesellschaft, um diesen Handel zu ihrem besten Vortheil zu treiben. Zu dem Ende kauften sie zwey Schiffe, und ließen sie geschwind ausrüsten. Das größere Schiff König Georg wurde vom Kapitain Portlock und das kleinere Königin Charlotte vom Kapitain Dixon kommandirt; auf dem letz-

tern befand ich mich. Beyde Kapitains hatten schon mit dem Kap. Cook die Reise gemacht.

Am 27 Aug. 1785 begab ich mich an den Bord meines Schiffes, und zwey Tage darauf lichteten wir die Anker und fuhren den Fluß hinab nach Gravesand, wo wir um zwey Uhr ankerten. Am 29sten zahlte man der Mannschaft beyder Schiffe den rückständigen Sold und einen Monat voraus. Da uns die Ebbe günstig war, so lichteten wir um eilf Uhr die Anker, und schifften auf die Dünen zu, und kamen gegen acht Uhr Abends bey Margate vor Anker. Da es am 2 Sept. sehr heiter war, so konnten wir die französische Küste deutlich sehen, und waren zugleich im Angesichte der Kreidenhügel von Albion. Wir hatten bey unserer Fahrt wenig Abwechslung, bis am 5ten ein heftiger Sturm unser Schiff wie einen Ball hin und her warf. Ueberall entstand Verwirrung und Unordnung; das Krachen der Schiffhölzer, das lermende Hin- und Herlaufen der Seeleute auf dem Verdeck, und das Heulen des Windes zwischen den Masten und Raaen vermehrte das allgemeine Getöse. Ich befand mich im zweiten Zimmer in einer unruhigen Lage. Als sich Abends der Sturm gelegt hatte, so wagte ich mich auf das Verdeck. Wie erschrack ich, da ich Wogen, so hoch wie Berge, auf der See mit fürchterlichem Getöse rollen sah, deren jede groß genug war, unser kleines Schiff zu verschlingen!

Am

Am 8ten Nachmittags giengen wir zu Spithead vor Anker. Einer der ersten Gegenstände, die mir in die Augen fielen, waren die Masten des Linienschiffes Royal Georg, welches vor einigen Jahren zu Grunde gieng. Die Insel Wicht giebt eine bezaubernde Ansicht, wegen des reizenden Grüns ihrer Wiesen und Felder. Weil Spithead ein guter Markt ist, so kauften wir Schweine, Gänse, Hüner, Schinken, Käse, Butter, Zwiebeln und Kartoffeln für unsere Speisegesellschaft. Wir verließen Spithead am 16ten; da aber der Wind widrig und das Wetter trübe war, so kehrten wir nach der Rhede von St. Helens zurück. Am folgenden Morgen giengen wir wieder unter Seegel. Am 21sten kam ein Lootse an Bord, um uns in dem Hafen von Guernsey einzusteuern. Der Ort liegt an der Seite eines ziemlich steilen Hügels, und besteht aus verschiedenen finstern, engen und unbequemen, aber immer reinen Strassen. Die Insel scheint nicht stark bevölkert zu seyn, und die meisten Einwohner sind Schiffahrer. Daher werden auch nicht alle Lebensbedürfnisse in hinlänglicher Menge erzeugt, welcher Mangel aber nicht viel empfunden wird, weil die Guernseyer Kreuzer von der fruchtbaren englischen Küste alle Bedürfnisse in wohlfeilen Preisen nach Hause bringen. Es giebt viele und einige wohlhabende Kaufleute auf der Insel, die in Kriegszeiten viele Kaper ausrüsten, und vorzüglich einen großen Schleichhandel treiben, der ins Große, und zwar nicht bloß nach Frankreich, son-

dern auch nach Spanien, Portugall und in die Mittelländische See geht. Ihre vorzüglichsten Handlungswaaren sind Weine, Branntweine u. dgl., welche in England einen großen Zoll bezahlen. Wir nahmen hier einen Vorrath von Branntewein für das Schiffsvolk auf die ganze Reise ein, und seegelten am 26 Sept. ab.

Am 2 October sah einer von den Matrosen in der Entfernung etwas auf dem Wasser schwimmen. Da man sehr neugierig war, zu wissen, was es wäre, und wir wegen der Windstille das Schiff nicht durch das Steuer lenken konnten, so schwammen zwey Matrosen darauf zu, und fanden, daß es ein großes Faß war, ganz bedeckt mit der Art von Schaalthieren, die man die Meereichel (Lepas palanus L.) nennt. Sie brachten es sogleich ans Schiff und wir zogen es auf. Es war gewiß schon lange im Wasser gewesen; denn man konnte die Schaalthiere nur mit Mühe abschaben, ja sie hatten sich beynahe schon durch das Holz durchgefressen. Bey näherer Untersuchung fand man, daß es ein Orhoft rother französischer Wein war. Bis zum 13ten trug sich nichts merkwürdiges zu. An diesen Morgen sahen wir die Insel Porto Santa in einer Entfernung von sechs großen Seemeilen. Bey schönem und heitern Wetter fuhren wir eine Meile weit davon längst dem Ufer hin. Diese wegen ihres Weines berühmte Insel besteht aus Hügeln, die sich an das Ufer sanft hinabziehen. Die vielen Weinberge sind voll reifer,

reifer, saftiger Trauben, welche den Winzer zum Keltern einzuladen scheinen, sie werden aber hin und wieder von andern Pflanzungen unterbrochen. Es scheint hier viele Klöster zu geben. Die Hauptstadt Funchal ist voller gottesdienstlicher Gebäude, wie ich mit einem Tubus in der Entfernung sah.

Am 16ten sahen wir Palma und Ferro, zwey von den kanarischen Inseln, die uns nach Süden bey Osten lagen. Am 19ten befanden wir uns im 22 Grade N. B. Da wir heitern Himmel hatten, so war das Wetter heiß und schwül. Unsere Decken wurden leck und wir mußten sie kalfatern. Am 24sten früh sahen wir in der Ferne die Insel Bonavista, und um zehn Uhr war die Insel St. Jago acht große Seemeilen von uns entfernt. Um Mittag kamen wir in Porto Praya Bay auf St. Jago vor Anker. Das Klima ist hier sehr heiß, und die Hitze wird noch durch die Ostwinde, die hier gewöhnlich wehen, vermehrt. Diese Winde sind deswegen sehr warm, weil sie über die afrikanischen Sandwüsten herkommen.

Hier versahen wir uns mit Wasser, frischen Lebensmitteln und allen Bedürfnissen, die man hier haben konnte. Ich hatte das Vergnügen, mit dem Kapitain an das Land zu gehen, und zwar zu dem Kaufmanne, der uns Lebensmittel lieferte, und uns mit Maderawein, Sirup kapillaire, Pomeranzen u. dgl. traktirte. Zu Praya fanden wir einen wohlbesetzten Markt, besonders gab es eine

Menge

Menge der schönsten Früchte, die uns sehr angenehm waren, weil sie nicht nur den Durst löschten, sondern auch vortrefliche antiskorbutische Mittel sind. Schweine und Truthüner waren gut; aber die Schaafe und Ziegen mager, und ihre Ochsen nicht so groß, als ein Englisches einjähriges Kalb. Alte Kleider und kurze Waaren standen bey den Insulanern, die arm sind, in größerem Werth, als baares Geld. Jeder Kapitain, der hier einläuft, um Lebensmittel einzunehmen, thut also wohl, wenn er Messer, Schnallen u. dgl. mitbringt, da sie ihm gut bezahlt werden.

Das Fort, oder vielmehr der elende Ort, der es vorstellen soll, liegt auf einer Anhöhe ungefähr eine halbe Meile vom Ufer, und wird von einem Kapitain kommandirt. Er hat gerade so viele Soldaten, als hinreichend sind, die Insel unterwürfig zu erhalten. Hinter dieser Festung auf einer Ebene liegt die Stadt Praya, die aus funfzig oder sechzig weit von einander zerstreuten Hütten besteht. Diese elenden Häuser sind aus Steinen ohne Mörtel blos ein Grundstockwerk hoch erbaut. Betten kennt man hier nicht, sondern schläft auf Matten. Die Einwohner sind Schwarze, die sich im Dienste der Portugiesen, die sich hier aufhalten, befinden. Sie sind eifrige Katholiken. Die Produkte der Insel erfordern wenige oder gar keine Arbeit, ausser das Anpflanzen des türkischen Weizen und des wenigen Zuckerrohrs, das auf der Insel wächst. Aus diesem verfertigen sie ein geisti-

ges

ges Getränk, das sie Rum, die Matrosen aber Aqua ardiente nennen. Ziegenmilch macht einen großen Theil von der Nahrung der Einwohner aus. Die Hitze des Klima erfordert wenige Kleider, und die wenigen, die sie besitzen (die Uniform der Soldaten ausgenommen) scheinen von den hieher kommenden Schiffen alt gekauft worden zu seyn. Die Weibspersonen tragen nur ein loses Stück Zeug von Baumwolle, die auf der Insel selbst wächst. Dieses Zeug ist gemeiniglich blau gestreift und macht nebst einem leichten Unterrock und einer Haube größtentheils die weibliche Kleidung aus. Um den Hals und in den Ohren tragen sie Glasperlen, und am Hals hängt gemeiniglich ein Kreuz herunter. Die Portugiesen sehen mager und gelb, die Eingebohrnen aber durchgängig gesund aus.

Mit einem günstigen Winde lichteten wir die Anker. Je mehr wir uns nun der Linie näherten, desto unerträglicher wurde die Hitze, welche durch die Windstillen, die in der Nähe der Linie gemeiniglich herrschen, noch vermehrt wird. Am 9 Nov., da wir uns im 8ten Gr. N. B. befanden, wurde das Schiff gereiniget und mit Weinessig gewaschen, welches der Gesundheit sehr zuträglich ist. Vom 4ten bis zum 12 Nov. hatten wir veränderliches Wetter. Am 13ten befanden wir uns im 13ten Gr. N. B. und das Wetter wurde beständiger und günstiger. Am 16ten passirten wir die Linie. Die Seefahrer haben, wenn sie die Linie passiren, die Gewohnheit, einem jeden, der nicht schon einmal

mal die Linie passirt ist, über Hals und Kopf in eine große Wanne mit Wasser zu stürzen. Da diese Ceremonie einigen von uns nicht gefiel, so versprach der Kapitain allen eine doppelte Portion Grog (Branntewein mit Wasser), wenn sie dieselbe unterlassen würden, welches man mit großer Bereitwilligkeit annahm.

Am 24sten wurde Weinessig unter die Schiffleute ausgetheilt, weil dieser unsere gesalzene Speisen angenehmer und gesunder machte. Besonders gebrauchten wir ihn zur Zubereitung der Fische, deren wir viele fiengen, z. B. Boniten, Albekoren, Goldkarpfen u. a. Am 26sten theilte man Thee und Zucker in Portionen aus, die hinlänglich waren, jeden Morgen zum Frühstücke zu dienen. Am 30sten wurde über das Verdeck des Hintertheils ein großes Seegel als ein Schutz gegen die Sonne ausgespannt, welches nicht nur die Hitze auf dem Verdecke milderte, sondern auch dazu diente, das Zusammentrocknen des Schiffes zu hindern. Am 6 Dec. befanden wir uns bereits ganz ausserhalb den Wendezirkeln im 26sten Gr. 16′ N. B. Das Wetter fieng nun an, mit frischem Ostwinde angenehm und behaglich zu werden. Am 16ten sahen wir im 41° S. Br. eine große Menge Kaschelot-Wallfische um das Schiff herumschwimmen. Am 23sten im 46° S. Br. hatte die See ein sehr kothiges, schmutziges Ansehen. Hier starb unsere letzte Ziege, die eigentlich erfror, ob wir gleich alle nur mögliche Vorsorge angewendet hatten, sie beym

Leben

Leben zu erhalten. Ihr Verlust war uns eine Zeitlang um so empfindlicher, da sie uns zweymal des Tages Milch gegeben, wodurch wir unsern Thee sehr angenehm gemacht hatten.

Am 25sten feierten wir das Weinachtsfest so gut, als es unsre Lage erlaubte. Die Art aber, dieses Fest zu begehen, stimmt gar nicht mit der Wichtigkeit desselbigen überein; denn die Matrosen feiern es mit lermender und tumultuarischer Freude, die dadurch verursacht wird, daß sie viele große Gläser Grog auf die Gesundheit ihrer abwesenden Freunde und Liebchen austrinken. Wir waren im 48° 14′ S. Br. Vom 26sten bis zun. 31sten war das Wetter veränderlich; zuweilen hatten wir gelinde Winde und wolkichtes Wetter, und dann wieder starke Stürme mit Regen. So ist die Sommerwitterung unter diesem Himmelsstriche beschaffen. Am 1 Jan. 1786 umgaben uns große Schaaren von Robben und Pinguins, auch viele Vögel, welche uns ein nahes Land anzeigten. Und dieses erblickten wir auch am 2ten früh. Am 4ten sahen wir zwey kleine Inseln mit hohem Lande hinter ihnen. Zu Mittage fuhren wir längst dem Ufer hin, weil wir Fort Egmont nicht weit entfernt hielten, und am 5ten giengen beyde Schiffe in Port Egmont vor Anker. Unsere Hauptabsicht war, die Schiffe mit frischem Wasser zu versehen. Wir hatten unser Geschäfte am 14ten völlig vollendet, und auch den ganzen Schiffraum umgepackt. Während der Zeit waren alle Leute am Lande gewesen,

wesen, weil man die Landschaft den Seefahrern für gesund und zuträglich hält.

Am 15ten kam eine englische Sluhp in den Hafen, die zu einem Schiffe gehörte, das Kapitain Hussay führte und die vereinigten Staaten hieß. Dieses Schiff hatte nebst einem amerikanischen sich schon über ein Jahr in den Falklandsinseln aufgehalten, und in dem Hussayhafen auf der Schwaneninsel überwintert. Diese Inseln wurden zuerst vom Ritter Richard Hawkins 1594 entdeckt. Port Egmont liegt unter dem 51° 12' S. Br. und 50° 54' W. L.; es ist der Hafen vielleicht groß genug, um allen englischen Schiffen Ankergrund zu geben. Wie weit sich diese Inseln erstrecken, kann ich nicht mit Gewißheit bestimmen, aber muthmaßlich weiter, als einen Grad in die Breite und mehr als zwey in die Länge. Port Egmont befindet sich beynahe in der Mitte. Obgleich diese Eilande den allgemeinen Namen Falklandsinseln führen, so haben doch manche derselben besondere Benennungen, nach der Laune verschiedener Schiffahrer. Man sollte denken, das hiesige Klima stimme nach der Lage mit dem von England überein; aber beynahe mitten im Sommer ist das Wetter oft kalt und wintermäßig, und das Thermometer stand nie höher als 53 Grade. Der Boden besteht aus einer leichten Erdart. Man kann aber an einigen Orten schwerlich bestimmen, von welcher Art er ist; denn der Wachsthum der Pflanzen ist fortgegangen, sie sind verfault und wieder

wieder gewachsen, bis daraus viele große Hügel entstanden sind. Auf denselben stehen große Grasbüsche, die sich gegen einander neigen und einen Bogen bilden, unter welchen sich Robben, Seelöwen und Pinguins in Menge aufhalten. Es ist merkwürdig, daß alle diese Eilande nicht einen einzigen Baum hervorbringen. Unser Schiffsvolk fand nach vielem Suchen einiges Gesträuch, welches aber so klein war, daß man kaum Besen für das Schiff daraus verfertigen konnte. Insekten giebt es wenige oder gar keine. An den Ufern giebt es eine große Menge von Gänsen und Enten, die aber viel kleiner und von einer andern Gattung sind, als die unsrigen. Sie sind ziemlich zahm, und man kann sie leicht im Laufen einholen. Unsere Leute freuten sich bey dem Anblicke derselben sehr; aber sie wurden in ihrer Erwartung betrogen; weil sowohl die Gänse als Enten sehr thranig schmecken, da sie vermuthlich von Seethieren leben. Ausser diesem Geflügel giebt es hier noch mehrere Arten von Vögeln z. B. die Port-Egmont-Henne und das Albatroß. Jene ist ein sehr gefräßiger Vogel, dem Habichte etwas ähnlich, nur etwas grösser. Der einzige eßbare Vogel, den wir hier gefunden haben, wurde von dem Schiffsvolke Meerelster genannt. Dieser Vogel hat keine Schwimmfüsse, sondern beynahe solche Klauen, wie unsere Hüner, nährt sich vornemlich von Würmern, und entfernt sich selten vom Ufer. Unsere Leute suchten oft Fische zu fangen, konnten aber keine bekommen. Kapitain Hussey beschenkte uns aber mit

schönen Meeräschen, welches die einzige hier befindliche Fischart zu seyn scheint.

Am 23 Jan. früh lichteten wir die Anker und giengen unter Seegel. Wir steuerten nach Süden, weil wir vom Kap Horn ziemlich entfernt bleiben wollten, damit wir, wenn uns auch der Wind zuwider seyn sollte, doch sicher um dasselbe herumkommen möchten. Vom 24sten bis zum 26sten war trübes Wetter; am 26sten hatten wir 53° 39′ S. Br. Abends erblickten wir Staatenelland im Südosten. Die nordwestliche Seite ist sehr gebürgigt und sieht sehr unfruchtbar aus; die Ostseite soll aber eben und mit Wald bedeckt seyn. Wir hatten uns jezt ziemlich weit vom Kap Horn entfernt; denn unsre Breite war am 4 Februar 60° 24′, unsere Länge aber 67° 30′ westlich. Seitdem wir die Falklandsinseln verlassen, hatten wir kaltes und schlechtes Wetter mit häufigen Stürmen, Regen und Schlossen, und das Fahrenheitische Thermometer stand gemeiniglich auf 44 Grade. Und doch sollte es in dieser Weltgegend jezt Sommer seyn. Den ganzen Februar hindurch hatten wir beständig heftige Stürme aus Norden und Nordwesten, mit hohen überzwerch kommenden Wellen, welches unsern Lauf sehr hinderte.

Am 23 Merz, nachdem wir eine bessere Witterung erhalten hatten, befanden wir uns im 34° 8′ S. Br. Ob man gleich ausser den Wendezirkeln selten Passatwinde erwarten kann, so waren wir

wir doch so glücklich, schon in dieser Breite einen Passatwind anzutreffen. Am 25sten sahen wir ein fremdes Schiff gegen N. W., und es kam uns so nahe, daß man einander zurufen konnte. Wir erwarteten, es würde mit uns sprechen; allein es wurde vermieden. Wahrscheinlich war es ein spanisches Schiff, das nach Valdivia gieng. Am 5 April fieng man an der Mannschaft täglich ein Nössel Aepfelmost auszutheilen, welches ein sehr angenehmes Getränk war, da das Wetter sehr schwül wurde. Am 5ten brachte man des Büchsenschmidts Werkstätte auf das Verdeck, um Sachen für das Schiff und Tohi's, d. i. lange flache Stücken Eisen zu verfertigen, die einem Zimmermanns-Hobeleisen nicht unähnlich sind, und von den Indianern sehr geschätzt werden. Am 6sten verfertigten die Zimmerleute Schießlöcher für die Kanonen und Stöcke zu den Drehbassen. Am 20sten, da wir uns im 1° N. Br. befanden und die Witterung sehr schwül war, bekam jeder Mann täglich drey Quart Wasser. Gegen das Ende dieses Monats fiengen wir viele Hayfische. Ob sie gleich eine rauhe und widrige Nahrung abgeben, so waren sie für uns, die wir so lange vom eingesalzenen Fleische gelebt hatten, doch ein angenehmer Fund. Vom 1sten bis zum 3ten May sahen wir viele Schildkröten; daher wir vermutheten, eine von den sogenannten Schildkröten-Inseln zu finden. Aber wir fanden keine und fiengen auch nur eine einzige Schildkröte. Weil Kapitain Portlack mehrere gefangen hatte, so schickte er uns einige an

Bord. Am 8ten, da wir uns im 17° 4′ N. B. und 129° 57′ W. L. befanden, sahen wir uns nach einer Insel um, welche von den Spaniern Roca partida genennt wird, aber vergebens.

Bis jezt war die Mannschaft des Schiffes ziemlich gesund gewesen; aber nun brach der Scharbock unter uns aus. Ob man gleich alle Mittel dargegen mit größter Sorgfalt brauchte, so thaten sie doch nicht die erwünschte Wirkung. Daher wurde beschlossen, so geschwind als möglich nach den Sandwichs-Inseln zu seegeln, um von frischer Luft, frischem Wasser, frischen Nahrungsmitteln und Pflanzenspeisen Hülfe zu suchen. Am 27sten Morgens sahen wir Owaihi in einer Entfernung von vierzehn großen Seemeilen. Da man wußte, daß diese Insel mit allem, was wir nöthig hatten, im Ueberflusse versehen war, so erweckte der Anblick derselben eine allgemeine Freude. Am 26sten giengen wir auf der Westseite der Insel in der Karakakua-Bay vor Anker. Wir wurden sogleich von unzählichen Kanots und Menschen, die an das Schiff schwammen, besucht. Viele kamen aus Neugierde, viele aber brachten Schweine, süße Kartoffeln, Pisangs, Brod, Früchte u. dgl. zum Verkauf. Wir gaben ihnen Tohis, Angelhacken, Nägel und andere geringe Waaren dafür; das Schiffsvolk tauschte Angelschnüre, Matten und andere Seltenheiten ein.

Als wir am 27sten früh alles zum Wasserholen in Bereitschaft setzten, erfuhren wir zum größten

Leid-

Leidwesen, daß der Wasserplatz Tabu wäre. Diese von den Priestern verrichtete Ceremonie besteht darinn, daß sie eine Menge dünner Stöcke, an deren Spitzen Büschel von weisser Wolle befestiget sind, rund um den Ort in die Erde stecken, der unberührt bleiben soll. Dann wagt es niemand, sich dem Orte zu nähern, weil vielleicht die Todesstrafe auf die Uebertretung gesetzt ist. Zur Ursache dieses Verfahrens gaben sie die Abwesenheit aller ihrer Oberhäupter an, welche mit einer benachbarten Insel in Krieg verwickelt wären, daher sie nicht die Erlaubniß hätten, Fremden das Landen zu erlauben. Wir beschlossen also diesen Ort so geschwind als möglich zu verlassen, und nachdem wir noch eine Menge Schweine, Hühner, Pflanzen u. dgl. eingetauscht hatten, lichteten wir am 27sten Abends die Anker, und lavirten die Nacht und den folgenden Tag hindurch. Unsere Leute beschäftigten sich mit dem Schlachten und Einsalzen der Schweine, und es folgten uns viele Kanots mit Lebensmitteln nach. Am 1. Junius ankerten wir in einer Bay an der südlichen Seite von Wahu, wo sogleich eine Menge Kanots an dem Schiffe sich einfanden; aber die Schweine und grünen Gewächse waren hier seltener, als in Owahi.

Am 2ten Morgens begaben sich unsere Kapitaine ans Land, um einen Ort zu suchen, wo wir Wasser schöpfen und Bequemlichkeiten für unsere Kranken haben könnten. Wir fanden gutes Wasser; aber es war schwer zu demselbigen zu kommen.

Da aber Kapitain Diron bemerkte, daß der größte Theil der Insulaner in ihren Booten Kürbisschaalen oder sogenannte Kalabassen mit Wasser gefüllt hatten, so tauschten wir dasselbe für Nägel, Knöpfe u. dgl. ein. Den Einwohnern gefiel dieser Handel so wohl, daß sie alles andere darüber vernachläßigten, und sich die ganze Insel mit der Zufuhr des Wassers beschäftigte. Für eine kleine Kalabasse, die acht bis zwölf Maas enthielt, gaben wir einen kleinen Nagel, und für größere verhältnismäßig mehr. So wurden beyde Schiffe auf eine besondere Weise mit Wasser hinlänglich versehen. Am 2ten nahm der Wundarzt die Kranken an das Ufer, weil er ihnen die Landluft für zuträglich hielt; aber das Wetter war unerträglich schwül, und die Einwohner drängten sich in so großer Anzahl um sie her, daß man sie wieder an Bord zurückbringen mußte.

Da Wahuh nur wenige Schweine und Pflanzengewächse lieferte, so wurde beschlossen, so bald als möglich nach der mit allem, was wir wünschten, reichlich versehenen Insel Atuai zu gehen. Am 6ten Morgens sahen wir Atuai; da aber der Wind ziemlich aus Südosten wehte, und die Waimoah-Bay auf dieser Seite ganz offen ist, so giengen wir nach Oniehau über, und ankerten am 8ten in der Yamsbay auf dieser Insel. Diese Insel bringt eine große Menge vortreflicher Yams hervor, ausserdem aber nicht viele andere Produkte, indem sie in Vergleichung mit Atuai, Wahuh und andern

Inseln

Inseln nicht sonderlich bevölkert ist. Hier wurden unsere Kranken an das Land gebracht, und die Landluft war ihnen sehr zuträglich, da sie gemächlich herumgehen konnten, ohne von den Einwohnern gedrängt zu werden. Das vornehmste Oberhaupt dieser Insel heißt Abenui, der ein thätiger und verständiger Mann zu seyn scheint. Wegen einiger Geschenke, die er erhielt, war er uns ganz ergeben. Wir erhielten hier nur wenige Schweine, die man größtentheils von Atuai brachte.

Als wir uns so viele Schweine als möglich verschafft, auch einen vortreflichen Vorrath von Yams eingenommen hatten, so lichteten wir am 13 Junius die Anker, und seegelten bey gelinden Winden und schönem Wetter nach Nordwesten. Während der ganzen Fahrt bis zum Cooks-Flusse begegnete uns nichts wichtiges.

Am 13 Jul. war unser Vorrath von Yams beynahe völlig verzehrt, welches uns hart fiel, da sie uns sowohl statt des Brodes, als der Kartoffeln dienten. Wir fuhren oft vor Stücken Holz und vor Tang vorbey, und bemerkten verschiedene Arten von Vögeln. Die Breite war 57° 4′ N. und die Länge 149° 22′ W. Am 16ten sahen wir eine große Menge Puffins (Procellaria puff. Linn.), Möwen (Larus) Papageitaucher (Alca arctica Linn.) und andere Seevögel um uns her, auch schwamm Seelauch-Tang nebst Holzblöcken vor uns vorbey. Wir liefen nun beynahe gänzlich

nach Norden und sahen um 7 Uhr zu unserer gröſsten Freude Land, von dem wir urtheilten, daſs es nicht weit vom Cookflusse liegen könne. Den ganzen Abend über spielte eine Menge Wallfische um unser Schiff. Wegen eines widrigen Windes mußten wir am 17ten und 18ten laviren, und fanden, daſs das den 16ten gesehene Land eine Gruppe von Inseln wäre, welche Cook die unfruchtbaren genannt hat, und am Eingange des Cookflusses liegen. Am 18ten sahen wir die Hermogenes-Insel und am 19ten kamen wir in die Mündung des Cookflusses. Um 7 Uhr Abends erschracken wir über einen Kanonenschuß, der von einer gegen uns über liegenden und etwa vier Meilen von uns entfernten Bay herkam. Es wurde von uns durch Abfeuerung einer Kanone das Signal beantwortet, und wir waren begierig, was für eine Nation uns zuvorgekommen wäre. Da wir mit einem schwachen Winde in die Bay einlaufen wollten, kam ein rußisches Boot vom Ufer herangefahren. Um 8 Uhr giengen wir in der Bay vor Anker.

Bald darauf kamen vier bis fünf Boote, jedes mit einer Person bemannt, an die Seiten des Schiffes. Es wurde sogleich ein Sortiment von Handlungswaaren in Bereitschaft gesetzt, weil wir hofften, daſs sie Pelzwerk brächten; aber wir hatten uns betrogen, denn diese Leute gehörten zu den Russen. Am 29ten wurden Leute ans Land geschickt, um Holz zu fällen und Wasser zu füllen, und zu

gleich

gleich begaben sich die Kapitaine nach der russischen Faktorey, um nähere Nachrichten von den Geschäften an dieser Küste einzuziehen.

Die Russen hielten sich hier, wie es schien, nur auf eine kurze Zeit auf. Ihre Boote lagen umgekehrt am Lande, und waren vornen und hinten mit Fellen überzogen, um sich gegen das Ungemach der Witterung zu schützen. Wir konnten weiter nichts erfahren, als daß sie in einer Sohp von Unalaschka gekommen, und daß die Leute, die wir in den Booten gesehen hätten, Indianer von der Insel Kadjak wären, welche sie mitgebracht hätten, um ihren Handel zu erleichtern. Sie hätten aber doch oft mit den Eingebohrnen Streit gehabt, und wären jezt mit ihnen so entzweyt, daß sie nie schliefen, ohne ihre geladenen Gewehre neben sich zu haben. Uebrigens wußten wir gewiß, daß sie nur sehr wenige, oder beynahe gar keine Felle bekamen, ob sie gleich Nankins und persische Seidenzeuge zum Verhandeln mitgebracht hatten.

Am 24sten fuhren unsere Kapitains aus, um die Bay aufzunehmen. Auf der südöstlichen Spitze, wo sie landeten, entdeckten sie einen Kohlenflötz, daher nannten sie den Ort Steinkohlenhafen. Vergebens versuchte unsere Mannschaft mit der Angel Fische zu fangen; mit dem Netz aber wurde eine Menge schöner Lachse gefangen. Hier ist die Gegend sehr bergicht, und die abhängigen Hügel der Ufer sind ganz mit Tannen, Birken, Erlen und

andern Bäumen bedeckt, die entfernten Berge aber, deren Gipfel über die Wolken hinausreichen, sind ganz mit Schnee bedeckt. Obgleich der Julius erst zu Ende geht, so ist doch das Wetter kalt, feucht und unangenehm. Es fallen viele Regen und Hagelschauer, und rundumher ist die Landschaft unfruchtbar und kalt.

Nachdem wir uns mit Wasser und Holz hinlänglich versehen hatten, lichteten wir am 26sten die Anker, und liefen in den großen Fluß ein. Die Fluth ist darinnen sehr schnell, indem sie in einer Stunde wenigstens vier Meilen läuft. Wir bekamen am 26sten und 27sten keine Einwohner zu Gesichte. Am 27sten lag uns der brennende Berg gegen S. W. bey W. Aus seiner sehr hohen Spitze dampfte ein starker Rauch; keinen Ausbruch des Feuers sahen wir aber nicht. Am 28ten giengen wir vor Anker. Die gegen Westen liegende Küste war ziemlich eben, und wir hofften hier Pelzwerk zu erhalten. Am Abend kam ein Boot, in welchem ein einziger Mann saß, an das Schiff; er brachte aber nichts als einen getrockneten Lachs, wofür er ein paar Glaskorallen erhielt, und damit vollkommen zufrieden war. Er kam wahrscheinlich, um die Absicht zu erfahren; denn als wir ihm verschiedene Handlungsartikel zeigten, so gab er uns, indem er nach dem Ufer hinwies, zu verstehen, daß uns morgen Leute Felle genug bringen würden. Es kamen am 29sten früh auch wirklich verschiedene Boote an die Schiffe, die uns

Felle

Felle von allerley Art brachten, von Land- und See-ottern, Bären, Rakuhns (Ursus Lotor Linn.) Murmelthieren u. a. und nahmen Tohi's und blaue Corallen dafür. Die Tohi's waren von dem größten Werth; denn man bekam für eines von mittlerer Größe das schönste Otterfell. Wir handelten fast den ganzen Tag mit gutem Erfolge. Die Eingebohrnen verhielten sich ruhig, und wir bestrebten uns, das freundschaftliche Benehmen zu unterhalten, weil wir dieses für das sicherste Mittel hielten, uns von den Wilden das, was wir suchten, zu verschaffen.

Unser Ankerplatz war im 60° 48′ N. Br. und um 152° 11′ W. L. Bis zum 3 August blieb das Wetter schön und milde. Die Wilden fuhren fort, uns Felle von aller Art zu bringen, gaben uns aber dabey zu verstehen, daß ihre eigenen nun alle verkauft wären, und daß sie daher mit weiter entlegenen Stämmen handeln müßten, um uns mehrere zu verschaffen. Wir kauften ihnen auch eine Menge des vortreflichsten frischen Lachses sehr wohlfeil ab, denn wir gaben für einen großen Fisch nur eine Glaskoralle. Er war in solchem Ueberflusse vorhanden, daß sie einen Fisch, wenn wir ihnen nicht abkaufen wollten, lieber auf das Schiff warfen, als ihn wieder mitnehmen wollten. Man räuchert und trocknet die Lachse in den Hütten, und sie machen einen großen Theil der Winternahrung aus.

Am

Am 5 August kamen verschiedene Kanots an das Schiff, die aber wenige Felle hatten. Verschiedene Tage lang kamen nur wenige Boote zu uns, die überdieß weiter nichts, als abgenutzte zerfetzte Stücke und Ueberbleibsel von schmutzigen Fellen brachten. Man kann sich keine schrecklichere und unwirthbarere Gegend denken, als die, welche wir nach Nordwesten vor uns sahen. Das Land dicht an der See ist ziemlich eben, und trägt einige wenige Fichten. Diese, nebst einigen Gesträuchen und jungen Holzanflug, wozwischen hohes Gras wächst, machen die Landschaft so ziemlich angenehm; aber die daran stossenden Berge, deren rauhe Gipfel weit über die Wolken hinausreichen, gehen über alle Beschreibung. Sie sind ewig mit Schnee bedeckt, ausgenommen, wenn der wilde Nordwind ihn von ihren felsichten Spitzen herunterjagt. Ihre ungeheure Höhe und ihre fürchterlichen Jähen machen es Menschen und Thieren unmöglich, sie zu ersteigen.

Am 10 August früh lichteten wir den Anker und liefen mit dem Strome des Flusses. Am folgenden Tag sahen wir zwey rußische Boote, deren jedes mit achtzehn Personen bemannt war. Am 12ten lag uns Kap Beda nach O. S. O. und der Kohlenhafen nach Osten bey Süden. Das Wetter war gut und gemäßigt, und wir konnten hoffen, daß uns die nächste Fluth mit einem nur mässigen Winde völlig aus dem Strome bringen würde. Die Breite dieses Stroms beträgt selten mehr, als zwanzig Meilen.

Die

Die Eingebohren scheinen sich bey der Wahl eines Wohnorts nicht auf einen gewissen Ort einzuschränken, sondern sie wohnen bald da, bald dort, wie sie es am besten finden. Vermuthlich sind sie in Familien oder Stämme getheilt; denn in einem jeden Kahne bemerkten wir wenigstens Eine Person von größerem Ansehen, die nicht nur über den Handel der Uebrigen die Aufsicht hatte, sondern sie auch in einem gehörigen Grad von Unterwürfigkeit erhielt. Sie schienen sanft und nicht zu Beleidigungen geneigt zu seyn; welches vielleicht unserm Betragen gegen sie zuzuschreiben ist, das von dem Betragen der Russen freilich ganz unterschieden war. Bogen, Pfeile und Speere waren ihre Waffen. Man sollte denken, sie kleideten sich in die Felle größerer Thiere; aber die meisten tragen Mäntel von Murmelthierfellen, die sie sehr nett zusammennähen, so daß ein Mantel aus mehr als hundert Fellen besteht. Vermuthlich ist dieses die Arbeit ihrer Weiber. Die Eingebohrnen sind von mittlerer Größe und proportionirt; ihre Züge scheinen regelmäßig zu seyn, aber ihre Gesichter sind so voll Koth und Schmutz, daß sich nicht sagen läßt, was sie für eine Gesichtsfarbe haben. Für den größten Stutzer scheint derjenige gehalten zu werden, dessen Gesicht recht mit Unflat und Fett bedeckt ist, und dessen Haar vom Fette trieft. Nasen und Ohren sind mit Glaskorallen, oder auch mit Zähnen geschmückt. In dem Munde haben sie einen langen mit dem Munde parallel laufenden Einschnitt, welcher eben so wie die Nase und

die

die Ohren geschmückt ist. Wir haben nur ein einziges Frauenzimmer gesehen, dem ihre Leute mit vieler Achtung begegneten. Ihr Gesicht war gegen die allgemeine Gewohnheit ziemlich rein, und ihre Farbe und Mine gar nicht unangenehm. — Ihre kleinen Kähne sind so gebaut, daß sie nur eine, höchstens zwey Personen fassen, und sowohl diese als die größten sind mit Häuten bedeckt.

Am 13 August Vormittags kamen wir völlig aus dem Cooksflusse hinaus, und da wir nach Prinz Wilhelms Sund gehen wollten, so fuhren wir gegen Nordosten etwas vom Ufer ab. Am 15ten war uns das Land ganz aus dem Gesichte gekommen, aber um zwey Uhr erblickten wir es wieder. Am 17ten ankerten wir ungefähr drey Meilen weit vom Ufer. Indeß wir vor Anker lagen, warfen unsere Leute Fischangeln aus, weil wir glaubten, wir lägen an einer Stockfischbank. Sie fiengen einige Drachenbarse und Heilbutten; aber ihre Erwartung, Stockfische zu fangen, schlug fehl. Das Wetter blieb trüb und neblicht; als aber am 18ten ein Wind von Südwesten aufstieg, so lichteten wir die Anker, und nahmen unsern Lauf nach dem Ufer. Wir suchten durch die südwestliche Durchfahrt in Prinz Wilhelms Sund zu kommen, welche Nachmittags nach N. O. bey N. vor uns lag. Am 20sten machten wir eine Beobachtung, welche 59° 15′ N. Br. angab.

Wir fuhren mehrere Tage bey trübem Wetter und veränderlichen Winden hin und her, bis wir

am 27sten Land sahen, das gegen Norden lag. Wir hatten 59° N. Br. und 145° 44′ W. L. Da wir uns viel zu weit gegen Osten befanden, als daß wir hoffen konnten, durch die Südwestliche Durchfahrt in Prinz Wilhelms Sund zu gelangen, so beschlossen unsere Kapitaine, die Einfahrt beym Kap Hinchinbrook zu versuchen, da überdieß der Wind günstig und das Wetter gemäßigt war. Am 28sten früh lag das Land westlich in einer Entfernung von zwölf oder vierzehn Meilen, und zu Mittage hatten wir es ganz aus dem Gesichte verlohren. Das Wetter war trübe mit Regen. Alle Hofnung bey dieser Jahrszeit in Prinz Wilhelms Sund einzulaufen, wurde nun aufgegeben, und unsere Kapitaine beschlossen, ihren Lauf nach Croß-Sund zu richten, da dieß der nächste bekannte Hafen nach Süden zu war, von dem sich hoffen ließ, daß wir darinn Pelzwerk bekommen könnten.

Am 9 Sept. sahen wir gerade vor uns hin Land, das in einer Entfernung von sechs Meilen lag. Da wir uns einen Monat lang in der See befanden, anstatt daß wir nur ein paar Tage zu kreuzen hofften, so war die Hofnung, bald ankern und einen Handel anfangen zu können, sehr angenehm. Aber diese Hofnung verschwand bald; denn nachdem wir bis um acht Uhr längst der Küste hingesegelt waren, so konnten wir doch nichts von dem Sunde entdecken. Die Küste bildete zwar eine Art von Bay, aber es gab keinen Platz, wo ein Schiff mit irgend einem Grade von Sicher-

heit

heit hätte vor Anker gehen können. Der Anblick des Landes an dieser Küste ist sehr täuschend, weil ein beständiger Nebel die Lage des Landes immer verändert, so daß man es in einiger Entfernung fast unmöglich gewiß bestimmen kann.

Der nächste Hafen, den wir wählen konnten, war die Bay der Eilande, die ungefähr dreyßig Meilen nach Süden und Osten lag. Vom 10ten bis zum 13ten hatten wir einen starken Sturm, und als er aufgehört hatte, befanden wir uns mehr als zehn Meilen weit vom Kap Edgecombe, dem nächsten Vorgebirge nach der Bay der Eilande. Indessen wurde beschlossen, diesen Hafen wo möglich aufzusuchen; denn unsere Seegel und unser Tauwerk waren durch den Sturm stark beschädiget worden. Aber das Wetter und die Windstöße hinderten uns auch daran, und wir mußten uns entschließen, gegen König Georg Sund zu steuern.

Am 22sten lag die waldigte Spitze von diesem Sunde in einer Entfernung von zwey Meilen. Diese ist ganz mit Fichten bewachsen, und das Land zunächst an der Küste ist ziemlich eben. Weil wir unmöglich bey Tage in den Sund einlaufen konnten, so hielt es Kapitain Dixon für das rathsamste, daß wir uns des Nachts, wegen der vielen Felsen und Klippen, vom Ufer entfernt hielten. Da dieser Hafen unsere letzte Zuflucht für diese Jahrszeit war, so gaben wir uns alle Mühe, in

ihm

ihn einzulaufen. Aber, leider! vergeblich. Nachdem wir bis zum 26sten abwechselnde Windstillen und Regengüsse gehabt hatten, welche uns an der Einfahrt in den Hafen hinderten, so erhob sich an diesem Tage früh ein fürchterlicher Sturm mit Donner und Blitz. Die Schläge des Donners waren erstaunlich stark, und der Blitz so heftig, daß er die Leute auf dem Verdecke eine ganze Zeit blind machte. Nach dem Sturm hatten wir wieder leichte, unbeständige Winde mit sehr ungestümmen hohen Queerwogen, welche uns hinderten, uns dem Ufer zu nähern. Auch an den folgenden zwey Tagen war alle unsere Mühe, den Hafen zu erreichen vergeblich, und so verschwand nun alle Hofnung, noch in dieser Jahrszeit in den König Georgs Sund zu kommen.

Wenn wir auf die Vorfälle zurücksehen, die uns seit unserer Abfahrt vom Cooksflusse betroffen hatten, so sind wir, wie es scheint, bey allen unsern Versuchen, in einen zweyten Hafen an diesen unfreundlichen Küsten einzulaufen, besonders unglücklich gewesen. Freilich rührte das Fehlschlagen unserer Versuche größtentheils von falsch verstandenen Nachrichten her; aber daß wir weder in Prinz Williams- noch in den Nutkasund einlaufen konnten, war Zufall, und die Zufälle vernichten beständig die stärkste Anstrengung menschlicher Klugheit. So endigte sich unsere erste Reise, und ob sie gleich nicht glücklich war, so wurde doch dadurch der Kreis unserer Erfahrungen sehr erweitert.

Bey unsern fehlgeschlagenen Hofnungen trösteten wir uns mit den herrlichen Mahlzeiten von Schweinefleisch, Yams und andern guten Lebensmitteln, welche uns in den Sandwichsinseln erwarteten. — Obgleich unser Einkauf an der amerikanischen Küste nicht sehr groß war, so war er doch nicht ganz unbeträchtlich. Wir hatten im Cooksflusse sechzig der besten Seeotterfelle, und ungefähr eben so viele von geringerer Beschaffenheit erhalten; überdieß zwanzig schöne Murmelthiermäntel, nebst verschiedenen Bären- und Fuchsfellen.

Wir verließen den Nutkasund am 29 September. Am 11 October Abends sahen wir eine Art von feurigen Meteor um das Schiff spielen. Die abergläubischen Matrosen fürchten sich vor einer solchen Erscheinung, die unter dem Namen Davy Jones (der Teufel) bekannt ist. Es ist gewiß besonders, daß Leute, welche wirkliche Gefahren, vor denen die muthigsten Männer zittern würden, verachten, aber durch eingebildete von ihnen selbst geschaffene Schreckbilder ausser sich kommen. Während der Nacht hatten wir starken Wind und Wogen aus Süden. Wenn sich solche Witterung bald nach der Erscheinung des Davy Jones einstellt, so verstärkt es den Aberglauben, den die Seeleute von dieser Erscheinung haben.

Am 13ten war unsere Breite 37° 2′ N. und unsere Länge 134° 47′ Westlich. Am folgenden Tag fiengen wir drey große Hayfische, welche uns

sehr

sehr willkommen waren, da sie uns Thran gaben, den wir nicht allein zu den Schiffslampen bey dem Kompasse, sondern auch zum Einschmieren der Maste und Tauwerke gebrauchen konnten, da unser Oel beynahe aufgegangen war. Am 25sten waren wir im 33° N. B. und 143° 36′ W. L. Wir hatten mäßigen Wind aus Südsüdost mit häufigen Regengüssen. Diesen Nachmittag flogen Vögel um das Schiff, welche uns Pennants gestreifte Strandläufer zu seyn schienen, und von denen zwey so zahm waren, daß unsere Leute sie beynahe gefangen hätten.

Am 1 November sahen wir uns nach der Insel St. Maria la Gorta um, welche in Cooks Charte unter dem 27sten° 50′ N. B. und 149° W. L. gesetzt ist; aber wir seegelten über eben diese Stelle hin, ohne die Insel zu sehen. Am 5ten hatten wir eine sehr merkliche Veränderung des Wetters, das in beständige Windstösse und Regen ausartete. Diese Jahrszeit scheint bey den Sandwichs-Inseln die stürmischste zu seyn. Am 9ten und 10ten war das Wetter sehr schwül, am folgenden Tag aber machte ein ausserordentlich starker Regen die Luft wieder kühl und angenehm. Es ist merkwürdig, daß wir seit einigen Tagen nur sehr wenige Vögel sahen, da doch die Tropischen Vögel in der Breite, in der wir uns befanden, besonders einheimisch sind. Am 9ten sahen wir einen einzigen Fregattenvogel, und an eben diesem Tage fiengen wir mit der Angel zwey Delphine, welches die einzigen Fi-

sche waren, die wir, seitdem wir die amerikanische Küste verlassen hatten, fangen konnten.

Am 12ten fiengen wir einen Hayfisch, der noch einen Vogel und einen Theil einer Meerschildkröte in seinem Bauch hatte. Wir waren nun überzeugt, daß uns die Insel Atuai unter dem Wind läge. Am 14ten Mittags befanden wir uns in 40° 36′ N. Br. und im 159° 32′ W. L. Es flogen verschiedene Arten von Vögeln um unser Schiff, als Sandlerchen, Fregattenvögel u. dgl. Wir sahen sehr viele Delphine und fiengen verschiedene Hayfische, von denen einer noch eine ganze große Meerschildkröte in seinem Bauche hatte. Am 15ten sahen wir hohes Land über den Wolken, das wir sogleich für den Monakoah, ein hohes Gebirg auf Owaihi, erkannten. Ein großer Theil seines Gipfels war mit Schnee bedeckt, und vermuthlich ist dieses Gebirge niemals davon befreit. Ob es gleich sehr hoch ist, so erregt doch dessen Anblick kein sonderliches Erstaunen, weil es sich von allen Seiten und gemächlich zu erheben scheint. Die Gegend der Insel, an der wir jezt hinseegelten, ist sehr schön. Sie scheint in abgesonderte Pflanzungen abgetheilt, und jede sehr gut angebaut zu seyn. Die Anhöhen sind mit Bäumen bedeckt, und an einigen Orten sind jähe Risse oder Klüfte, die mit Strömen von Wasser reichlich versehen sind, und die Landschaft sehr reizend machen.

Da die Karakakuabay in mancher Rücksicht unbequem zum Ankern ist, so wurde beschlossen, eine

andere,

andere, die um die Südwestspitze lag, zu untersuchen. Es kamen nun verschiedene Boote vom Ufer, welche Schweine, Pisangs, Brodfrucht und süße Pataten brachten. Da viele unserer Leute den Scharbock hatten, so waren uns diese Erfrischungen sehr erwünscht. Am 17ten befanden wir uns vor der oben erwähnten Bay, welche zu untersuchen, Kapitain Portlock seinen ersten Steuermann aussandte, und während dieser Zeit legten die Schiffe bey, um mit den Eingebohrnen zu handeln. Nachmittag kehrte der Steuermann zurück, mit der Nachricht, daß man in der Bay, theils wegen des schlechten Bodens, theils weil sie den Südwestwinden ganz ausgesetzt sey, nicht sicher ankern könne. Wir gaben also die Absicht, auf Owaihi zu ankern, auf; doch wollten wir uns noch einige Tage in der Nähe dieses Theils der Insel aufhalten, weil es daselbst Schweine in Menge gab. Am 18ten legten wir bey, oder lavirten, so wie es unserm Handel dienlich war, und das Schiffsvolk schlachtete Schweine und pökelte sie ein.

Unter den verschiedenen Seltenheiten, welche uns die Insulaner zum Verkaufe brachten, befand sich eine Art von Körben, die ungefähr achtzehn Zoll hoch waren, und fünf bis sechs Zoll im Durchmesser hatten. Sie hatten eine runde Form, und die Arbeit war sehr nett. Das Flechtwerk, woraus sie bestanden, war häufig mit rothen Zweigen untermischt, welches vortreflich aussah.

Da Maui uns damals gegen Westen lag, so beschlossen wir, nach der östlichen Spitze hinzufahren, und dort zu ankern; aber widrige Winde und unbeständiges Wetter vereitelten unser Vorhaben. Die Insel Maui hat nichts Ausgezeichnetes bey ihrem Anblick. Das östliche Ende ist sehr hoch; aber es scheint nicht bergigt zu seyn, denn es senkt sich in einem allmähligen Abhang bis an den Rand des Ufers hinab. In der Landschaft machen Bäume von mancherley Art und Pflanzungen ziemlich viele Abwechslungen, aber sie scheinen lange nicht so bevölkert zu seyn, als die, welche wir zu Owaihi sahen. — Am 22sten kamen Kanots, von denen wir Patatten, Tarrowurzeln, Pisangs, Zuckerrohr und andere brauchbare Artickel kauften. Es ist merkwürdig, daß die Insulaner, die von Maui und Morotai zu uns kamen unsere Schiffe mehr zu bewundern schienen, als die andern, die wir bisher angetroffen hatten. Wahrscheinlich hatten viele von ihnen vorher noch niemals ein Schiff gesehen.

Erst am 30 Nov. konnten wir in der Bay von Wahuh ankern. Da es länger als vierzehn Tage war, daß wir diese Inseln zuerst erblickt hatten, so muß bemerkt werden, daß wir doch bey unsrem Hin- und Herlaviren Schweine und Pflanzennahrung, woran wir hauptsächlich Mangel hatten, eben so leicht bekamen, als wenn wir vor Anker gelegen wären. Am 1sten December brachten die Leute unser Tauwerk wieder in Ordnung, und wir sahen unser

Schiff

Schiff von einer Menge Kanots umgeben, die hauptsächlich mit Wasser beladen waren. Wir kauften dieses Wasser wieder eben so wohlfeil, als das vorigemal.

Das Volk brachte einige Schweine, Patatten und Tarro, aber nicht in hinlänglicher Menge, um uns von Tag zu Tage damit zu versehen. Man gab uns zu verstehen, daß die Schweine und Vegetabilien so lange in Tabu blieben, bis der König an Bord gewesen wäre, daß er aber bald kommen würde. Am 3 Dec. waren wir hinlänglich mit Wasser versehen. Ausser den Nägeln waren uns bey diesem Handel die Knöpfe sehr nützlich; die Männer achteten sie zwar nicht, aber die Weiber hielten sehr viel darauf, und trugen sie als Armgeschmeide. Doch zogen jene bisweilen aus Galanterie ebenfalls die Knöpfe den Nägeln vor, zum Beweis, daß die Macht der Schönheit nicht in die engen Gränzen der feinen europäischen Gesellschaften eingeschränkt ist.

Am 4ten Nachmittags besuchte uns der König Tiritire. Er kam in einem Doppelkanot, und wurde von zwey jungen Männern, die seine Neffen waren, begleitet. Er ist ein wohlgestalteter Mann von ungefähr 45 Jahren. Alle Vornehmen hatten nichts Auffallendes in ihrem Aeusserlichen, ob man gleich leicht sehen konnte, daß sie nicht unter die gemeinen Leute gehören. Die Vettern des Königs waren die schönsten Männer, die

wir auf diesen Inseln gesehen hatten. Der ältere, Pejapeja, der Sohn des Königs von Atuai, ist 5 Fuß 9 Zoll hoch, schlank und wohlproportionirt; seine Füsse und Schenkel sind sehr muskulös, sein Gang fest und voll Grazie, und in seinem Betragen bezeigt er eine große Würde. Sein Gesicht ist offen, aber etwas entstellt durch den Verlust von drey Vorderzähnen, welche ihm bey dem Tode eines Verwandten ausgebrochen worden sind; denn es ist hier Sitte, daß die Vornehmen bey dem Verluste eines Freundes einen Zahn ausnehmen lassen. Seine Füsse, Hüften und Arme waren auf eine besondere Art tatuirt. Der andere, Maiaro, ist eben so groß, aber feiner gebildet. Die geschicktesten Bildhauer würden es schwer finden, die genaue Symmetrie und den schönen Umriß seines Körpers zu kopiren.

Nachdem der König seine Neugierde befriediget, und ihn der Kapitain Dixon mit einigen Kleinigkeiten beschenkt hatte, so verließ er uns. Wir empfanden bald die guten Wirkungen seines Besuchs, denn die Einwohner brachten jezt Schweine und Gemüse in größerer Menge als vorher. Da wir unsern Kohlenvorrath aufgezehrt, und wir auch aus Mangel an Brennholz die amerikanische Küste verlassen hatten, so war es uns unerwartet angenehm, als uns die Insulaner Holz die Menge brachten. Vom 5ten bis zum 10ten machte uns der König wiederholte Besuche, wozu ihn aber mehr Eigennutz als Neugierde bewog. Denn ob er

gleich

gleich jedesmal etwas als ein Matano oder Geschenk mitbrachte, so war es doch gemeiniglich so geringfügig, z. B. ein kleines Schwein, ein paar Kokosnüsse, wofür ihm unser Kapitain jederzeit zehnmal so viel am Werth gab. Dieses geschah aber, das Tabu zu verhüten, weil wir dadurch um alle Lebensmittel wären gebracht worden.

Am 11ten dieses haben einige Insulaner den Anschlag gemacht, unser Boot, das mit einem Tau an das Hintertheil des Schiffes befestiget war, zu stehlen. Da wir aber verschiedene Kanots an dem Taue beschäftiget sahen, so ließ unser Kapitain zwey Musqueten abfeuern. Dieß entfernte die Diebe sogleich; doch nahmen wir Sicherheit wegen das Boot am folgenden Tage an Bord. — Am 1ten fiengen wir einen großen Hayfisch, und bestimmten ihn zu einem Geschenk für den König, der sogleich seinen Sohn in einem großen Boot abschickte, um ihn zu holen. Aber das schöne Schwein, das uns als Gegengeschenk bestimmt war, verkaufte uns der Sohn mit einem Grade von Ehrlichkeit, der seinem Vaterlande eigen ist, für ein großes Tohi.

Unter den Wenigen, denen wir, ausser dem König und seinen Begleitern, uns zu besuchen erlaubten, war ein alter Priester, der ein großes Ansehen unter den Eingebohrnen zu haben schien. Er brachte immer zwey Begleiter mit, die ihm immer seine Ava bereiten mußten. Die Avawurzel kommt

an Gestalt und Farbe unserm Süßholz gleich, hat aber einen ganz andern Geschmack. Niemand als die Vornehmen dürfen sich derselben bedienen, und diese halten immer einen Bedienten, der als Ganymed diesen köstlichen Trank bereitet. Er fängt damit an, daß er eine hinlängliche Quantität von der Wurzel kauet, und sie alsdann in eine hölzerne Schüssel thut. Nachdem hierauf etwas Wasser darauf geschüttet worden ist, so wird die Masse gepreßt, und alsdann durch ein Tuch geseiht. Die Wurzel hat eine berauschende Kraft, doch scheint sie den Kopf mehr dumm, als heiter zu machen. Ihre Wirkungen sind sehr gefährlich; denn der alte Priester schien sehr ausgezehrt zu seyn, und sein Körper war mit einem weissen Ausschlage bedeckt.

Am 14ten bemerkten wir, daß die Eingebohrnen auf einem Hügel sehr eifrig beschäftiget waren. Ungeachtet der beträchtlichen Entfernung bemerkten wir, daß ein Haus gebauet wurde. Am 15ten verließen alle Kanots die Schiffe. Dieser Fall war uns noch nicht vorgekommen; denn, da der Umgang mit Frauenzimmern erlaubt war (welches auch nicht leicht zu verhindern war), so ermangelten unsere Leute nie, des Nachts eine große Menge am Bord zu behalten. Am 16ten ließ sich nicht ein einziges Boot in der Bay erblicken; aber der Berg und das neuerrichtete Gebäude war den ganzen Tag über voller Menschen, und am Abend wurden viele Feuer angezündet. Auch am 17ten ließ sich kein Mensch sehen, der Hügel aber

war

war ziemlich leer von Menschen. Vormittags kam ein Mann, der ein kleines Ferkel zum Geschenk, und einen Zweig der Kokospalme brachte, welchen letztern wir an dem Hauptmaste befestigen sollten. Dieß machte uns Hofnung, daß der Tabu aufgehoben wäre. Bald darauf besuchte uns der alte Priester, und brachte, wie gewöhnlich einige Kleinigkeiten als Geschenk mit, wofür wir ihm allezeit fünfmal so viel an Werth gaben. Zwar gab er uns keine befriedigende Antwort wegen desjenigen, was am Ufer vorgegangen war, doch wiederholte er mit großem Geschrey die Worte „Tiretire puhnepuhne, Tiretire arreaure!„ d. i. der König wäre ein Lügner und Betrüger. Gegen Mittag kam der König an Bord und brachte ein Schwein, einige Fische und Kokosnüsse. Nun kamen viele Kanots, und verkauften Lebensmittel; doch konnten wir nicht erfahren, von wem das Tabu wäre aufgelegt worden. Einige gaben uns zu verstehen, daß man auf dem Berg eine Feierlichkeit begangen habe. Wenn wir es recht verstanden haben, so ist ein Mensch geopfert worden. Die Weiber waren indeß noch immer Tabu. Die Ursache davon war, so viel wir verstunden, weil ein Frauenzimmer am Bord eines Schiffes Schweinefleisch gegessen hatte, welches für ein sehr großes Verbrechen gehalten wird.

Der König hatte das Haus auf dem Berge als eine Art Magazin für solche Waaren bauen lassen, welche die Insulaner durch den Handel mit uns erhal-

erhalten würden. Hierauf ließ er die Bay mit dem Tabu belegen, berief eine große Versammlung auf den Berg, und befahl ihnen, alles, was sie von uns erhandelt hatten, in dem Gebäude niederzulegen. Bey dieser Gelegenheit eignete er sich, wir wissen nicht, unter welchem Vorwande, die Hälfte der Waaren zu; und daher kam das Schimpfen des alten Priesters.

Am 20 Dec. verließen wir diese Bay und giengen am 22sten in der Weymoa-Bay auf der Insel Atuai vor Anker, welches Cooks erster Ankerplatz war, als er diese Inseln entdeckte, und man wußte also, daß sie eine große Menge Schweine, und Lebensmitteln aus dem Pflanzenreiche hervorbringt. Am folgenden Morgen sahen wir uns von sehr vielen Kanots, die wohl beladen waren, umgeben. Die Wurzeln waren wohlfeiler und in größerer Menge, als zu Wahu, aber die großen Schweine wollten sie viel theurer verkaufen, als in andern Inseln. Da wir uns aber nicht kauflustig stellten, so bekamen wir bald die größten Schweine für einen großen, oder für zwey mittelmäßige Tohi's. Das Wasser, das sie uns brachten, war das vortreflichste, welcher Handel ihnen aber neu war. Kokosnüsse gab es im Ueberflusse; für fünf Stücke erhielten sie einen Nagel. Die Tarrowurzeln waren schöner, als wir sie noch gefunden hatten.

Das Weihnachtsfest feierten wir so gut, als wir konnten. Wir aßen gebratene Ferkel und gefüllte

See-

Seeklösse, und tranken nicht bloß Grog, sondern Punsch, vermischt mit dem Safte von Kokosnüssen. Bis zum 9 Jan. 1787 brachten uns die Einwohner Lebensmittel, aber diese reichten nicht hin zu einem Vorrath auf die Zukunft. Unter andern brachten sie uns eine Menge ausgestopfter, schöner Vögel. Dieses bewog den Kapitain Dixon mit einer Flinte in einem indianischen Kanot einigemal ans Land zu gehen. Die Insulaner fielen ihm nicht, wie in Wahu, beschwerlich, indem sie immer bey ihrer Arbeit blieben, und er das Land eben so ungehindert durchstreichen konnte, als er es in England hätte thun können. Er fand zwar das Wildpret nicht häufig, aber doch brachte er immer eine Beute, Enten, Seeschwalben, Wasserhüner und anderes Geflügel, zurück.

Wir hatten jezt Holz nöthig, hofften aber nicht, dergleichen zu erhalten, weil die mit Holz bewachsenen Berge tiefer in die Insel hineinliegen. Die Insulaner aber, als sie unser Bedürfniß bemerkten, legten sich bald sehr eifrig auf den Holzhandel. Ob man gleich aus den vielen Sparren und Stangen, die sie zum Verkauf brachten, wahrnahm, daß sie ihre Zäune und Häuser, um nur Eisen zu erhalten, niedergerissen hatten.

Am 15ten gieng der König Georg um die südliche Spitze von Oniehau, und am 16ten verlohren wir ihn aus dem Gesichte. Da unser Schiffsboden sehr unrein war, so konnte es nicht so gut

gegen

gegen den Wind seegeln, als der König Georg; daher mußten wir zwischen den Inseln laviren. Wir waren mit unserer Lage mißvergnügt, wenn wir uns mit unsern Reisegefährten verglichen; aber der Erfolg zeigte, daß sich diese gar nicht in beneidenswürdigen Umständen befanden. Am 22sten sahen wir den König Georg ungefähr drey Seemeilen von uns liegen. Der Lage nach zu urtheilen, war er rund um Oniehau geseegelt, und wir zweifelten nicht, daß er mit Verlust seiner Ankertaue habe in die See laufen müssen. Am 26sten kamen wir in die Yamsbay vor Anker, weil wir uns mit Yams versehen wollten, da dieses auf diesen Inseln die einzige Wurzel ist, welche sich einige Zeit hält; aber das Meer lief so hoch, daß sehr wenige Boote sich an unser Schiff wo'n. Wir giengen am 29sten weiter, und besc n am 30sten nach der Weymoah-Bay auf Atuai zu steuern. Da diese Bay große Vorzüge vor der Rhede von Oniehau hatte, und es zu unserer Reise nach Amerika noch zu frühe war, so suchten wir hier unsere Schiffe in die sicherste Lage zu bringen.

Einige Tage hindurch wurden wir von den Oberhäuptern mit einigen Schweinen, Taro u. dgl. hinlänglich, wie sie glaubten, zu unserm täglichen Bedürfniß versehen, und während der Zeit kam niemand von dem gemeinen Volke zu uns, weil das Volk Tabu war, und uns niemand etwas bringen durfte, bis der König am Bord gewesen war. Wenn wir diesen Tabu, der sich nicht auf

die

die Oberhäupter erstreckte, mit dem auf Wahu vergliechen, so war er vermuthlich deswegen aufgelegt worden, um von dem Volke für die Erlaubniß mit uns zu handeln, einen Tribut zu erhalten.

Am 5 Februar besuchte uns der König, der Triara hieß; ein wohlgestalteter Mann von mittlerem Alter. Er that viele Fragen an uns: wie das Schiff gesteuert — wie die Seegel regiert würden? Den Kompaß bewunderte er sehr, und schien zu begreifen, daß er unser Führer sey. Alle seine Fragen zeugten von seiner Lernbegierde und von seinen guten natürlichen Fähigkeiten. Als ihm der Kapitain beym Abschied einige Beile und Glaskorallen schenkte, so versprach er, daß der Tabu sollte aufgehoben werden, welches auch geschah. Da das Wetter schön war, so wurde das Schiff gereiniget und kalfatert. Damit auch die Gesundheit unsers Schiffsvolkes gänzlich hergestellt würde, so kamen wir mit dem Oberhaupte Abbenaui überein, daß er unsern Leuten erlaubte, sich am Ufer zu erholen.

Am 9ten begab ich mich mit verschiedenen Personen ans Land, um uns einen vergnügten Tag zu machen. Abbenaui zeigte uns sogleich einen Ort, wo unser Mittagsmahl zubereitet wurde, welches in einem schönen Schwein bestund, das mit Tarowurzeln sollte gebacken werden. Er rieth uns, nicht zu weit zu gehen, da das Essen Mittags fertig seyn würde, welches er durch das Hinzeigen

auf

auf die Sonne zu verstehen gab. Bey unserer Landung versammelten sich sehr viele Einwohner, und da unsere Leute verschiedene Wege giengen, so theilten sich auch die Eingebohrnen in verschiedene Partheyen. Ein Mann führte mich für einen Nagel nach einem Dorfe, A-Tappa genannt. Die Gegend dahin ist ziemlich eben, und besteht aus einer leichten rothen Erde, und würde bey gehöriger Kultur vortrefliche Kartoffeln u. dgl. hervorbringen; so aber ist sie ganz mit einem langen schlechten Grase bedeckt, weil die Insulaner Land genug nahe an ihren Wohnungen finden. A-Tappa ist ein ziemlich großes Dorf, und liegt hinter einer langen Reihe von Kokosbäumen, welche vortrefflichen Schutz gegen die brennende Mittagssonne geben. Unter diesen Kokosbäumen ist eine große Strecke von nassem Boden, der zu Plantagen von Tarro und Zuckerrohr benutzt wird. Das Volk sammelte sich neugierig um uns her; einige baten, wir möchten uns vor ihren Thüren unter dem Schatten der Bäume niederlassen, andere boten uns Kokosnüsse, die sie von den Bäumen geholt hatten, mit freundschaftlicher Gutmüthigkeit an. Auf einmal hörte ich geworfene Steine rasseln, und plötzlich liefen alle Einwohner davon. Als ich mich umwandte, kam Teiheira auf uns zu, und weil er befürchtete, die Leute würden uns durch Zudringlichkeit beschwerlich fallen, so ergrief er jenes Mittel, sie wegzutreiben. Daraus erkannte ich die große Macht der Eriks über das gemeine Volk.

Bey

Bey unserer Zurückkunft war das Essen fertig. Der eine brachte eine große Kürbisflasche mit Wasser, ein anderer Kokosnüsse, ein dritter eine Schüssel mit gebackenem Tarro, und der letzte das Schwein, welches auf einer großen runden Schüssel lag. Hierauf goß der letzte, welcher der Oberkoch zu seyn schien, etwas Wasser über das Schwein und rieb es mit den Händen, wobey er zu verstehen gab, daß er dadurch eine vortrefliche Brühe machen würde. Wir konnten es geschehen lassen, da unser Appetit nicht mehr leckerhaft war. Die Leute hatten alle Aufmerksamkeit, die nur zu erwarten gewesen wäre, wenn wir in einem Londner Speisehaus für eine Guinee gegessen hätten. Das ganze Mahl, wenn wir die Art Brühe zu machen ausnahmen, war mit einer Anständigkeit und Reinlichkeit begleitet, die man bey einem unkultivirten Volke nicht hätte erwarten sollen.

Als ich nach dem Essen am Ufer des Flusses spatzieren gieng, und einen Mann in einem kleinen Kanot auf demselben rudern sah, so fiel mir ein, eine Wasserfahrt zu machen, und der Schiffer nahm mich auch für ein paar Nägel gerne ein. Ich konnte ihn aber, da wir nahe an ein hohes hölzernes Gebäude kamen, nicht bereden, daselbst zu landen; denn er gab mir zu verstehen, daß das Gebäude ein Marai oder Begräbnißort sey, dem er sich nicht nähern dürfte. Wir fuhren also weiter hinauf. Das Thal ist nirgend über eine Meile breit, und verengert sich immer mehr. Der Fluß

hat in seiner größten Breite nicht über hundert Ellen; wie weit er sich in die Insel hineinerstreckt, kann ich nicht sagen, aber vermuthen, daß seine Quelle in der Mitte der Insel entspringt.

Nachdem ich das Kanot verlassen hatte, gieng ich auf ein nicht weit vom Flusse entferntes Dorf zu, wo ich verschiedene unserer Leute antraf. Dieses Dorf war Abbenauis Residenz, der hier verschiedene Häuser hatte. Längst dem ganzen Wege von diesem Dorf bis an das Gestade liegen viele Häuser zerstreut, deren Bewohner alle uns nöthigen wollten, unter ihren Bäumen auszuruhen. Offenbare Züge der gutmüthigsten Gastfreundschaft! An dem Wege im ganzen Thal sind Tarowurzeln gebaut. Diese Pflanzungen sind ganz mit Wasser bedeckt, indem Gräben um sie hergezogen sind, so daß sie durch den Fluß gewässert, oder auch abgelassen werden können. Die Bäume, welche zahlreich um die Häuser her stehen, sind gewöhnlich Papier-Maulbeerbäume. Noch muß ich bemerken, daß diese Pflanzungen, man mag die gesunde Urtheilskraft und Geschicklichkeit, womit sie angelegt sind, oder den unermüdeten Fleiß betrachten, auch einem brittischen Landwirth Ehre machen würden. — Nach Untergang der Sonnen kamen wir glücklich wieder an Bord.

Am 12 Februar lichteten wir die Anker, und lavirten bis zum 15ten gegen Oniehau zu, konnten aber erst am 16ten in der Yamsbay vor Anker gehen-

gehen. Hier suchten wir die Anker, welche Kapitan Portlock verlohren hatte, und die wir wirklich auch am 17ten glücklicher Weise wieder fanden. Während dieser Zeit kauften wir von den Insulanern eine Menge Yams ein. Indem wir hierauf wieder bis zum 23sten bey leichten, veränderlichen Winden und Windstillen lavirten, bekamen wir den nordlichen Theil der Insel Atuai zu Gesichte. Das Ufer ist bis an das Wasser bergicht, und wir fanden keine Spur, daß dieser Theil der Insel bewohnt wäre. Am 28sten giengen wir in der Weimoahbay auf Atuai wieder vor Anker, in Hofnung, frische Lebensmittel zu bekommen; aber die Einwohner waren Tabu, und wir bekamen keinen zu sehen. Wir vermutheten, daß der König unserer überdrüßig wäre, und befürchte, wir hätten die Absicht, uns auf Atuai nieder zulassen. Wirklich hätte der feinste Politiker kein besseres Mittel ergreifen können, sich unwillkommene Gäste vom Halse zu schaffen, mit denen er doch keinen andern öffentlichen Streit anfangen konnte, als daß er sie aushungerte. Nach langwierigem Hin- und Herlaviren näherten wir uns am 12 März abermals der Weimoabay; aber es ließ sich kein einziges Boot sehen. Dieß bestättigte uns in der Meinung, daß der König beschlossen habe, uns durch Hunger von der Insel zu vertreiben. Wir verließen also am 16ten mit getäuschten Hofnungen diese Inseln, und steuerten mit einem frischen Südwinde gerade nach Norden.

Am 31sten, da wir im 39° 23′ N. Br. und 154° 23′ W. L. waren, sahen wir verschiedene Puffins (Procellaria Puffinus Linn.) auch eine junge Robbe, welches anzeigte, daß das Land nicht mehr weit entfernt wäre; aber es war leider! so dichtes neblichtes Wetter, daß wir, wenn wir auch nur zehn Meilen bis zu einem selbst hohen Lande gehabt hätten, ohne es zu sehen, vorüber gesegelt seyn würden. Am 23 April, da unsere Breite 59° 9′ und die Länge 147° 65′ war, sahen wir, und bemerkten Abends, daß das Land westwärts Foot-Eylan- und das ostwärts liegende die Montague-Insel wäre, so daß wir uns in einer guten Richtung zur Einfahrt in den Prinz Williams Sund befanden. Am folgenden Tage zu Mittag waren wir mitten in dem Anfange des Kanals. Unsere genaue, bey sehr hellem Wetter gemachte Beobachtung gab 59° 47′ N. Br. und 147° 52′ W. L. Dieser Ort ist also auf Cooks Generalkarte um eilf englische Meilen zu südlich gezeichnet.

Da wegen der Windstille keine Hofnung war, daß wir den Sund erreichen würden, so warfen wir in einer tiefen Bay, die sich gegen Osten öfnete, die Anker. Dieß that Kap. Portlack vermuthlich deswegen, weil er in einiger Entfernung oberhalb der Bay zwey Kanots sah, welches ihn hoffen ließ, daß er hier Eingebohrne antreffen würde. Am 24sten kamen auch fünf Kanots an das Schiff, die aber nichts zu verkaufen brachten.

Sie

Sie empfiengen uns mit ausgestreckten Armen und dem oft wiederholten Worte Lauleigh, dessen letzte Silbe sie sehr nachdrücklich aussprachen. Auf unsere Nachfrage nach Seeotterhauten zeigten sie nach Prinz Wilhelms Sund, und wiederholten die Worte: Nutha Notuneschock! (Seeotterhäute) oft und nachdrücklich. Diese fünf Kanots waren mit Fellen überzogen, und sie waren nur mit acht Personen besetzt. In ihren Ohren hatten sie viele kleine blaue Glaskorallen, die sie vermuthlich von den Russen erhalten hatten, da einige Messer und eiserne Waffen, die sie uns zeigten, augenscheinlich rußische Arbeit verriethen.

Am 25sten schickten wir unsere Boote an das Ufer, um Wasser und Holz zu holen, welches sie leicht erhielten; man fand aber keine Bewohner, und auch keine Spur, daß vor kurzem Leute hier gewesen wären, woraus wir schlossen, daß unsere Gäste nur eine Jagdparthie aus dem Prinz Wilhelms Sunde seyn müßten. Wir machten ihnen einige Kleinigkeiten zum Geschenke, um sie aufzumuntern, nicht nur mit Pelzwaaren wieder zu kommen, sondern auch ihre Nachbarn dazu aufzumuntern. Sie waren darüber vergnügt, und versprachen mit Fellen wiederzukommen. Da sie bis zum 28sten nicht kamen, so seegelten wir aus dieser Bay ab. Diese Bay hat einen Ueberfluß an wilden Gänsen und Enten, die aber so scheu sind, daß wir uns ihnen selten auf einen Flintenschuß nähern konnten. Auch giebt es hier viele Möwen,

auch einige weißköpfigte Adler, und eine große Menge kleinerer Vögel, Sandläufer, Schnepfen, Kibitze u. dgl. Die einzige Art von Fischen aber, die wir fiengen, war ein der Flünder ähnlicher, welchen die Matrosen die Sandglarkhe (Pleuronectes limasida) nennen. Einer unserer Leute fieng ein merkwürdiges Geschöpf, welches ich für eine Art von Polypen halte; es schien theils von thierischer Substanz zu seyn, und hieng an einer kleinen Gerte.

Am 1 May giengen wir oberhalb des Kanals nach Prinz Wilhelms Sund unter Seegel, richteten aber am folgenden Tag unsern Lauf nach dem Kanal zwischen der Insel Montague und den grünen Inseln, und ankerten in einer Bay auf Montague-Eiland. Hier wurde der König Georg ans Land gezogen, dessen Boden geschabt und gereiniget, und die Zimmerleute mußten die beschädigte Bretterbekleidung ausbessern. Am 5ten fuhr Kapitain Dixon mit einigen wohlbewafneten Booten ab, um in dem Sunde Handel zu treiben. Am 6sten brauten wir Sprossenbier. Um uns an der amerikanischen Küste mit diesem gesunden Getränke versehen zu können, nahmen wir aus England eine Menge Hefen in Flaschen mit, welche die beste Wirkung that.

Am 20sten kam Kapitain Dixon mit den Booten zurück, von welcher Reise er in seinem Journale folgende Nachricht im Wesentlichen ertheilt:

Auf

Auf der nordöstlichen Seite der Insel Montague in einer großen Bay traf ich einige Indianer an, die mir zu verstehen gaben, daß sie nach dem Kap Hinchinbroeke gehörten, wohin ich am 6ten seegelte. Hier fand ich verschiedene Indianer, und kaufte einige Seeotterfelle. Die Indianer zeigten alle nach der Snug-Cornee-Bay, und gaben uns zu verstehen, daß dort ein Schiff läge. Wir mußten in der Nacht scharfe Wache halten; denn das Betragen dieser Indianer war sehr verwegen und unverschämt. Als sie sich daher in ihrer Hofnung, uns bestehlen zu können, betrogen sahen, so fuhren sie sehr mißvergnügt wieder ab.

Als ich am 17ten in der Snug-Cornee-Bay anlangte, sah' ich weder ein Schiff, noch Einwohner, ließ aber doch scharfe Wache halten, weil das Schiff des Kap. Cooks in dieser Bucht bey hellem Tage war angegriffen worden. Am folgenden Tag kamen zwey Indianer, und gaben ebenfalls zu verstehen, daß ein Schiff in der Nähe läge, und erboten sich, mich für eine Schnur Glaskorallen hinzuführen, welches ich gern annahm; da aber das Wetter schlecht wurde, so verließen sie mich, daher ich wieder zurückkehrte. Gegen Abend kamen wieder sechs Kanots zu mir und diese führten mich wirklich in die Bay, wo das Schiff lag, welches die Nutka, vom Kap. Meares kommandirt, war. Am 9ten lichtete ich die Anker, und kehrte nach unsern Schiffen zurück, weil ich nun überzeugt war, daß ich hier keinen Pelzhandel würde

treiben können. In dem Sunde trafen wir einige Kanots an, und ein Indianer bot uns einige Seeotterfelle zum Verkauf an. Er verlangte dafür eine Bratpfanne, die er von ungefähr erblickt hatte. Wir gaben sie ihm; aber er wollte sie nicht ganz annehmen, sondern forderte, wir sollten den Stiel abbrechen, welchen er als etwas sehr schätzbares annahm, die Pfanne aber mit Verachtung verwarf.

Am 10 May kam Kap. Meares in Begleitung seines ersten Steuermanns an Bord des Königs Georg, und brachte einige Säcke Reis mit, um sie gegen verschiedene Erfrischungen einzutauschen, die sie sehr nöthig hatten. Der Kapitain glaubte seine Reise in zwölf Monaten geendiget zu haben, ein früh eingefallener Frost aber nöthigte ihn, den ganzen Winter an der Küste zuzubringen. Er verlohr daher einen großen Theil seiner Mannschaft durch Krankheiten. Am 11 n dieses verließ er uns, nachdem wir ihn mit so vielem Mehl, Zucker, Syrup, Branntewein u. a. versehen hatten, als wir nur entbehren konnten. Kapitain Portlok überließ ihm auch zwey Matrosen, welche sein Schiff nach den Sandwichsinseln führen sollte.

Nun hielten wir zur Beförderung unsers Handels eine Trennung für das beste. Portloks langes Boot sollte unter Führung der Herren Haymard und Hill nach dem Cooksflusse gehen, König Georg, bis das Boot zurückkäme, in Prinz Wil-

Wilhelms Sund bleiben, und unser Schiff zu gleicher Zeit nach König Georgs Sund segeln. Am 12ten gieng das lange Boot ab. Bald nach dessen Abfahrt kamen zwey Kanots an unser Schiff, die zwar nichts mitbrachten, aber am folgenden Tag in Begleitung ihres Oberhaupts mit vielen Waaren wieder zu kommen versprachen. Sie kamen auch wirklich mit zwey großen und einigen kleinen Booten, und als sie unser Schiff erblickten, so fiengen sie an zu singen, und schlugen dabey mit den Rudern regelmäßig den Takt. Ihre Kadenzen waren nicht ohne alle Harmonie. Als sie an die Seite des Schiffes kamen, überhäuften sie uns mit freundschaftlichen Grüssen, und ihr Oberhaupt, Namens Schanwä, zeigte einen Brief an den Kap. Portlok, welcher von der Nutka kam. Diese Leute lebten in der Nähe der Snug Cornee-Bay, und hatten bey ihrer Zurückkunft den Kapitain Meares benachrichtigt, daß sie in einer großen Entfernung zwey Schiffe gesehen hätten. Darauf schrieb er diesen Brief und gab ihn den Indianern; aber sie kamen später damit an, als uns der Kapitain selbst angetroffen hatte.

Kapitain Portlok nahm diese Leute an Bord, in der Hofnung, daß diese Gefälligkeit sie aufmuntern würde, ehrlich zu handeln; aber sie brachten nur bloßen Ausschuß, und den Brief nur deswegen, um Gelegenheit zu haben, auf dem Schiffe zu stehlen. Sie giengen auch dabey sehr künstlich zu Werke. Schanwä und einige seiner Leute such-

ten das Schiffsvolk durch Singen und Tanzen zu unterhalten, während dessen die andern auf die andere Seite des Verdeckes schliechen, und alles, was ihnen in die Hände fiel, in die Boote ihrer Gefährten warfen. Wenn sie auf der That ertappt wurden, so ließen sie die Beute mit großer Gleichgültigkeit fahren; was aber einmal in ihrer Gewalt war, das bekam man selten wieder. Als sie sahen, daß man ihrer Raubsucht Einhalt that, so verließen sie uns.

Die Vögel und Produkte des Meeres sind hier ebendieselben, wie in der Bay, wo wir zuerst vor Anker lagen. Wahrscheinlich werden, wenn die Sonne den Schnee schmilzt und dadurch kleine Bäche entstehen, auch Lachse hier anzutreffen seyn; aber jezt hatte sie noch keinen Eindruck auf diese fürchterliche Masse gemacht, und rund um uns her herrschte noch der Winter. Da sich am 14ten ein leichter Wind aus Südwesten erhob, so seegelten wir aus der Bay, und Nachmittag schieden die beyden Schiffe mit wehenden Flaggen und drey herzlichen Hussah's von einander.

Am 18ten sahen wir den Berg St. Elias, und am 23sten richteten wir unsern Lauf nach der westlichen Spitze eines Landes, welches noch fünf Meilen von uns entfernt war. Wir schickten unser Fischerboot mit unserm zweyten Steuermann aus, um einen Ankerplatz zu suchen. Dieser kehrte Abends zurück, und berichtete, daß er einen vortref-

treflichen Hafen gefunden, und viele Einwohner gesehen hätte. Am 23sten Abends warfen wir in derselben den Anker, und es kamen sogleich verschiedene Kanots zum Vorschein. Wir redeten diese Leute mit Worten, die wir in Prinz Wilhelms Sund gehört hatten, an, aber sie verstanden uns ganz und gar nicht, wodurch wir überzeugt wurden, daß dieses Volk eine von jenen ganz verschiedene Nation sey. Am 24sten sahen wir am Strande sehr viele Einwohner, die uns durch Zeichen zu verstehen gaben, daß wir ans Ufer kommen möchten; wir sahen auch Rauch hinter einigen Fichten aufsteigen. Kapitain Dixon gieng hierauf im Boote ab, um den Platz in Augenschein zu nehmen. Er fand viele Eingebohrne, und einige Hütten, die nur für eine gewisse Zeit gebaut waren; aber der Eingang des Meerbusens war zu seicht, als daß unser Schiff durchkommen konnte. Doch arbeiteten wir uns in einen nordlich gelegenen Hafen hinein, wo wir ganz vom Lande umgeben, von niedrigen, fast ganz vom Schnee entblößten Inseln umgeben, und sehr gut gegen alle Winde geschützt waren.

Viele von den Eingebohrnen kamen sogleich sehr vergnügt an das Schiff, und ein alter Mann brachte uns acht oder zehn vortrefliche Seeotterfelle. Theils dieser Umstand, theils daß wir weder Korallen noch eisernes Geräthe bey ihnen sahen, ließ uns vermuthen, daß noch keine Europäer mit ihnen Handel getrieben hätten, und daß wir also

eine

eine gute Erndte haben würden. Aber wir haben uns in unserer Hofnung betrogen; denn bey weitere Bekanntschaft mit diesen Leuten zeigten sie uns Glaskrallen und Messer in Menge. Auch aus den schlechten Fellen, die sie jezt zum Verkaufe brachten, sahen wir, daß wir nur eine Nächlese hielten. Bis zum 1 Jun. war unser Handel sehr unbedeutend, ob wir gleich von vielen Leuten besucht wurden.

Am 1 Junius untersuchte Kapitain Dixon die um uns her liegenden kleinen Inseln, und nahm einen Indianer zum Führer mit. Er hatte zwar hie und da zerstreute Hütten gefunden, aber sie gehörten Leuten, die wir schon gesehen hatten, und er bekam kein Fell von einigem Werthe zu Gesicht. Ob gleich alles, was wir hier kauften, nur in sechzehn guten Seeotterfellen, zwey Pelzen von Murmelthieren, einigen Waschbärenhäuten und Stücken von Bieberfellen bestand, so entdeckten wir doch erst am 3 Junius, daß der geringe Vorrath der Einwohner ganz erschöpft war. Wir beschlossen also, diesen Ort bey der nächsten Gelegenheit zu verlassen.

Da wir glaubten, diesen Hafen zuerst entdeckt zu haben, so nannte ihn Kapitain Dixon zu Ehren des Lord Mulgrave: Port-Mulgrave. Unser Ankerplatz liegt im 59° 32′ N. B. und im 140° W. L. Der Sund enthält eine Menge kleiner niedriger Inseln. Wenn es hell war, konnten

wir

wir nördlich und westlich, ungefähr zehn Seemeilen entfernt, ein hohes, gebirgigtes Land erkennen, das ganz mit Schnee bedeckt war, und ein Theil des festen Landes zu seyn schien. Die Inseln und das feste Land sind mit Fichten von verschiedener Gattung, und Haselstauden bewachsen. Es schienen verschiedene Stauden aufzusprossen; aber ihr Wachsthum war noch so weit zurück, daß wir nicht erkennen konnten, was sie eigentlich wären. Bey dem allen herrschte doch gelindes Wetter, und das Thermometer stand auf 46 Gr. Kap. Dixon gieng oft an das Ufer, und kam selten ohne geschossene wilde Gänse und Enten zurück. Dieß verschaffte uns nicht nur ein herrliches Gericht, sondern erregte auch bey den Indianern eine hohe Meinung von unsern Schießgewehren, daher waren sie auch ruhig, und beleidigten uns nie. Die Anzahl der Einwohner in diesem Sunde mochte sich gegen siebenzig belaufen. Sie sind von mittlerer Größe und wohlgestaltet; aber auch sie beschmieren ihr Gesicht mit vielerley Farben, so daß man nicht leicht ihre natürliche Farbe erkennen kann. Mit vieler Mühe brachten wir es dahin, daß eine Frau sich ihr Gesicht und ihre Hände abwusch. Nun hatte zu unserm Erstaunen ihr Gesicht ganz den lebhaften Glanz eines englischen Milchmädchens, und die gesunde Röthe ihrer Wangen machte den schönsten Kontrast mit der weißen Farbe ihres Nackens. Ihre Augen waren feurig und schwarz, und die ebenfalls schwarzen Augenbrau-

braunen waren schön gewölbt. Auf ihrer Stirne konnte man die kleinsten Adern sehen. Aber die Harmonie ihrer Gesichtszüge war durch eine sonderbare, von uns noch eine gesehene Sitte entstellt. In einem langen Einschnitte der Unterlippe tragen sie ein rundes, einen halben Zoll dickes Holz, und da nicht alle diesen Schmuck haben, so scheint es ein Zeichen des Vorrangs zu seyn. Die Sprache ist hier von der in Prinz Williams Sund und im Cooksflusse verschieden, und scheint barbarisch, hart und schwer auszusprechen. Ihre Zahlen gehen bis zu zehn. Elendere Hütten, als die ihrigen kann man sich nicht denken. Einige unordentlich in die Erde gesteckte Pfähle, mit unbefestigten Brettern eingeschlossen und bedeckt, machen eine Hütte aus, die weder vor Regen noch Schnee schützt. Das Innere ist voll Koth, Schmutz und Trägheit. Die Knochen und Ueberbleibsel der Mahlzeit werden in einen Winkel hingeworfen. An einem andern Orte liegen Haufen von Fischen, Stücke von stinkendem Fleisch, Fett u. d. Und doch scheinen diese Leute mit ihrem Schicksal ganz zufrieden zu seyn, und sind vielleicht glücklicher und ruhiger, als man unter den vergoldeten Dächern der Palläste ist. Ihre Hütten sind vermuthlich deswegen so schlecht, weil sie keinen bleibenden Aufenthalt haben; denn so bald Wildpret oder Fische nicht mehr so reichlich vorhanden sind, so reißt man die Hütte nieder, trägt die Bretter in die Kanots und rudert an einen andern Ort, wo man mehr Vorrath findet.

Die

Die großen Boote sind ganz roh ausgearbeitet, aus großen Bäumen, die ganz grob ohne eine besondere Form ausgehöhlt sind. Jedes Ende hat die Gestalt eines Fleischertrogs, und sie sind gemeiniglich so groß, daß zwölf Menschen darinnen Platz haben. Ungeachtet ihr Fischgeräthe weit schlechter als das unsrige ist, so fiengen sie damit doch weit mehr Fische als wir. Der Angelhaken besteht aus einem Stücke Holz, an dessen obern Theile man die Figur eines menschlichen Gesichtes ganz grob ausgeschnitten sieht. Ich halte es nicht für einen bloße Zierrath, sondern für eine religiöse Anspielung und eine Art von Gottheit, die ihnen beym Fischfange Glück bringen soll. Sie bereiten ihre Speisen so, daß sie heißgemachte Steine unter die Stücken von einem Fisch, Meerkalb u. dgl. in eine Art von Weidenkorb legen, und ihn dann fest machen. Sehr gerne kauen sie eine Pflanze, die eine Art von Taback zu seyn scheinet. Sie vermischen sie aber noch mit Kalk, auch zuweilen mit der innern Rinde der Tanne und einer daraus extrahirten harzigen Substanz.

Nicht weit vom Ufer sahen wir einen Begräbnißplatz, der sehr regelmäßig eingezäunt war. Mit den Todten verfahren sie auf folgende Art. Sie trennen den Kopf von den Körper; diesen wickeln sie in Pelze ein und legen ihn in eine länglichte Küste, den Kopf aber in eine viereckigte. An jedem Ende der Kiste, in der sich der Körper befindet, wird ein dicker Pfahl schräg in die Erde geschla-

geschlagen, so daß die Spitzen oben zusammenstoßen, die mit Stricken fest zusammengebunden werden. Ungefähr zwey Fuß von der Spitze dieses Bogens läuft ein schmales Stück Holz kreuzweis hindurch, und wird an jedem Pfahle sauber befestiget. Die Küste wird mit Muschelschaalen oder mit Zähnen sehr nett ausgeziert, auch mit verschiedenen Farben bemahlt; die Pfähle aber sind bloß weiß angestrichen.

Am 4 Jun. verließen wir diese Gegend. Am 11ten erblickten wir Land, welches das Kap Edgecombe war, und am 12ten seegelten wir auf eine sehr geräumige Bay zu, und sahen gegen Abend in einer beträchtlichen Entfernung ein großes Boot voller Leute, welches schnell auf uns zuseegelte. Wir sahen etwas, das einer weißen Flagge ähnlich war, darinn aufgesteckt. Wir hielten sie bald für Russen, bald für Spanier; als sie aber näher kamen, erkannten wir ein indianisches Boot, und fanden mit Vergnügen, daß diese Leute in dem Sund, auf dem wir zusteuerten, zu Hause gehörten. Während das Schiff in die Bay bugsirt wurde, kauften wir von unsern neuen Bekannten einige geringe Felle; sie gaben uns aber zu verstehen, daß wir in dem Hafen viele Einwohner und Felle finden würden. Was wir für eine weiße Flagge gehalten hatten, war ein weißer Federbusch, den wir für ein Zeichen der Freundschaft hielten.

Am

Am 13ten früh kam eine Menge Eingebohrner an unser Schiff, und nachdem sie eine geraume Zeit gesungen hatten, fieng ein lebhafter Handel an, und wir kauften eine Menge vortreflicher Seeotterfelle. Diese Leute schienen weit lebhafter zu seyn, als die im Port Mulgrave. Bis zum 16ten gieng der Handel lebhaft fort; nahm aber etwas ab, indem uns verschiedene Indianer verließen, um mehr Felle von ihren Nachbarn zu holen. Die den Einwohnern liebste Waare waren acht bis vierzehn Zoll lange Tohi's. Auch die zinnernen Gefäße fanden großen Beyfall, so wie Schnallen, Ringe u. dgl. Glaskorallen wurden mit Verachtung ausgeschlagen, und kaum als Geschenke angenommen. Vom 17ten bis zum 21sten nahm der Handel stuffenweise ab, und zuletzt brachte man uns kaum etwas anders, als unbedeutende Stücke von abgetragenen Kleidern. Unter diesen Leuten befand sich ein alter Mann, der sehr verständig zu seyn schien. Dieser gab uns zu verstehen, daß vor einiger Zeit zwey Schiffe, größer als die unsrige, in dieser Gegend vor Anker gelegen wären. Er zeigte uns ein weißes Hemde, das sie ihm gegeben hatten. Da es nach spanischer Art gemacht war, so schlossen wir daraus, daß es die spanischen Schiffe gewesen, die 1775 an dieser Küste waren.

Anfangs betrugen sich die Eingebohrnen gegen unsere Leute, die um Holz zu fällen und Wasser zu holen ans Land gegangen waren, sehr höflich; aber bald fiengen sie an, ihnen die Taschen auszu-

leeren, und entwendeten die Werkzeuge auf das dreisteste. Nur der Anblick einiger weniger Flinten hielt sie in Ehrfurcht, denn sie kannten die tödliche Wirkung derselben, weil sie den Kap. Dixon Vögel schießen gesehen hatten.

Unser Kapitain nannte diesen Ort Norfolk-Sund, zur Ehre des Herzogs von Norfolk. Es liegt im 57° 3′ N. Br. und 135° 36′ W. L. Er ist sehr geräumig; doch kann ich nicht sagen, wie weit er sich gegen Norden erstrecke. Das Ufer hat Tannen im Ueberflusse, auch viele Haselstauden. Wir fanden verschiedene Arten blühender Bäume und Gesträuche, wilde Stachelbeere, Johannisbeere und Himbeere, auch wilde Petersilie, die sich als Salat oder in der Suppe vortreflich essen läßt. Wilde Gänse oder Enten ließen sich selten sehen; doch schoß Kapitain Dixon fleißig am Ufer, um dadurch den Eingebohrnen Furcht einzujagen, welche Absicht er auch erreichte. Wir sahen am Ufer vielen Lachs zum Trocknen aufgehangen, aber die Eingebohrnen wollten ihn nicht gern verkaufen. Da aber Heilbutten und andere Fische die einzige frische Nahrung waren, die wir erhalten konnten, so wurde das Fischerboot häufig zum Fischen ausgeschickt, welches viele vortrefliche Drachenbarse (Scorpoena L.), einige Weichfischarten (Gadus Merluccius L.) fieng.

Die größte Anzahl der Eingebohrnen, die wir auf einmal bey dem Schiffe sahen, war 175, und die

die ganze Anzahl der hier lebenden Menschen möchte nicht über 450 betragen. Sie sind denen am Port Mulgrave sehr ähnlich. In Ansehung der Sitten sind sie den Indianern am Cooksflusse und im Prinz Wilhelms Sunde ähnlicher, als denen im Port Mulgrave. Ihr Handel wurde mit vieler Regelmäßigkeit betrieben. Immer kamen sie mit Anbruch des Tages ans Schiff, und sangen allezeit eine halbe Stunde, bis der Handel anfieng. Das Oberhaupt besorgt den ganzen Handel, und wenn ein anderer Stamm an das Schiff kommt, um etwas zu verkaufen, so wartet er geduldig, bis jener fertig ist. Ungefähr um zwölf Uhr verließen sie gewöhnlich das Schiff, um an dem Ufer zu essen. Gegen Abend waren die Besuche am zahlreichsten, aber da wurde wenig oder nichts gehandelt. Die Kleider bestehen durchaus aus Fellen, die in mancherley Form zusammengenäht sind.

Ich bemühte mich einstens von einem der Oberhäupter die Bedeutung einiger Wörter ihrer Sprache herauszubringen, und als ich nach der Sonne zeigte, so gab er sich viele Mühe, mir begreiflich zu machen, daß, ob wir ihnen gleich an Kunst überlegen wären, sie doch so gut, als wir, von oben herab kämen, und daß die Sonne jedes Geschöpf im Weltall beseele und lebendig erhalte. Und wenn die täglichen Morgen- und Abendgesänge dieser Leute vielleicht eine Art von Anbetung der Sonne sind, so giebt uns dieß eine Idee von ihrer Religion.

Als wir bemerkten, daß die Eingebohrnen keine Waaren zum Handel mehr hätten, so beschlossen wir diese Gegend mit dem ersten guten Winde zu verlassen. Wir waren mit dem hier gemachten Handel noch so ziemlich zufrieden, da wir ungefähr zweyhundert vortrefliche Seeotterfelle und viel anderes Pelzwerk eingekauft hatten. Robbenfelle und Bieberschwänze brachten wir auf einen ordentlich stehenden Preiß; denn man gab durchaus einen Ring für einen Bieberschwanz oder Robbenfell. Am 23sten seegelten wir mit einem schwachen Ostwinde ab. Unser Kapitain hatte die Absicht, sich längst der ganzen Küste nahe an das Land zu halten, und jede Gegend zu untersuchen, wo sich mit einiger Wahrscheinlichkeit Einwohner vermuthen ließen. Gegen Abend liefen wir in einem vortreflichen Hafen ein, und obgleich die Gegend dem Anschein nach so beschaffen war, daß die Eingebohrnen sie vorzüglich zu ihrem Aufenthalte hätten wählen sollen, so erblickte man doch keinen Menschen. Auch am 24sten kam kein Indianer zum Vorschein; der Kapitain stieg also ans Land, kehrte aber, ohne Eingebohrne entdeckt zu haben, zurück. Da der Tag sehr schön war, so wurden unsere Felle auf das Verdeck gebracht, und in der Luft ausgebreitet. Da unser Pulver etwas naß geworden war, so wurde auch dieses am 25sten an das Ufer gebracht, und die Fässer wurden ausgebessert. Ungeachtet der Kapitain mehrmalen ausgefahren, und in verschiedenen Buchten in einer beträchtlichen Entfernung vom Hafen gewesen war,

so

so hatte er doch nirgend eine Spur von Menschen oder Wohnungen angetroffen. Dieser Hafen liegt 56° 35′ N. B. und 135° W. L. Wir nannten ihn zur Ehre des Ritter Banks den Banks-Hafen.

Am 26sten verließen wir ihn, und am 1 Jul. sahen wir Land mit einer tiefen Bucht. Am 2ten Morgens näherten wir uns derselbigen, und bald sahen wir einige Boote mit Indianern auf uns zufahren. Sie waren auf den Fischfang ausgefahren, und einige trugen vortrefliche Mäntel von Bieberfellen, die sie aber herzugeben nicht geneigt schienen, ob wir ihnen gleich fast alle unsere Handelsartikel auskramten. Ihre Aufmerksamkeit schien ganz auf das Schiff gerichtet, welches sie mit Verwunderung und Erstaunen betrachteten. Dieses sahen wir für eine gute Vorbedeutung an, und wir hatten uns dießmal auch nicht geirret. Erst nach der befriedigten ersten Neugierde fiengen sie an zu handeln, und wir kauften ihnen sogleich alles, was sie an Mänteln und Fellen bey sich hatten, gegen Tohi's ab. Sie gaben uns zu verstehen, daß wir mehr Einwohner und sehr viele Felle finden würden. Das Dorf sahen wir gerade unserm Schiffe über, das ungefähr aus sechs ziemlich regelmäßig gebauten Hütten bestand, wo wir aber keinen Ankerplatz fanden. Gegen Osten eröfnete sich eine Bucht, in die wir hineinzuseegeln suchten, aber wegen widriger Ebbe konnten wir den Hafen nicht erreichen, und daher kehrten wir das große Mars-

seegel gegen den Mast, um mit den Eingebohrnen zu handeln. Mit unbeschreiblichem Vergnügen sahen wir zehn Kanots um das Schiff, worauf sich ungefähr 120 Menschen befanden, von denen viele schöne Biebermäntel und andere vortrefliche Felle brachten. Sie verkauften mit der größten Schnelligkeit, und einige warfen wirklich ihre Pelze an Bord, wenn sie niemand gleich annehmen konnte. Aber wir ließen auch keinen unbezahlt. Wir gaben fast nichts, als Tohi's, und in weniger als einer halben Stunde hatten wir gegen dreyhundert der schönsten Bieberfelle gekauft.

Am 3ten kamen verschiedene Boote an das Schiff, und da wir sahen, daß es unsere Freunde waren, und fanden, daß sie nichts mehr zu verkaufen hatten, so lag uns wenig daran, in den Hafen zu kommen, indem es wahrscheinlich war, daß wir östlich frische Vorräthe von Pelzwerk antreffen würden. Am 4ten lag die Spitze der entdeckten Bay, die ich Montel-Bay nennen will, ungefähr vier Meilen gegen Osten entfernt. Am 5ten waren wir im 53° 48′ N. Br. und sahen Land. Es kamen verschiedene Kanots an das Schiff, und brachten viele gute Mäntel, für welche aber kupferne Waaren, zinnerne Becken und blecherne Kessel verlangt wurden. Am folgenden Tag kamen sie mit einigen Mänteln von vortreflichen Seeotterfellen wieder. Diese Leute waren augenscheinlich von dem Stamme, den wir in der Mantelbay gesehen hatten, verschieden und nicht so zahlreich.

Am

Am 7ten befanden wir uns im 53° 28′ N. Br. und 153° 19′ W. L. Hier sahen wir Land und vom Lande verschiedene Kanots abfahren. Der Ort, wo sie herkamen, sah besonders aus, und bey genauerer Untersuchung fanden wir, daß sie in einer großen Hütte lebten, die auf einer kleinen Insel gebauet und nach Art eines Hippah (Festung) befestiget war, daher wir diesen Ort Hippah-Eiland nannten. Viele Umstände überzeugten uns, daß die Bewohner dieses Orts roher wären, als alle übrigen Indianer, die wir an dieser Küste gefunden. Wenn sie an das Schiff kamen, so trieben sie ihren Handel ganz ruhig, und gaben uns mit vielem Ungestümm zu erkennen, daß wir ans Ufer kommen sollten, und daß, wenn wir den östlichen Theil der Küste besuchten, uns die dortigen Bewohner die Köpfe abschlagen würden; auch waren sie mit Messern und Spießen wohlbewafnet. Wir kauften ihnen eine Anzahl schöner Mäntel und guter Häute ab, hatten aber nicht Lust, ihrer Einladung zu folgen, sondern giengen unter Seegel.

Am 9ten kamen fünf Kanots an unser Schiff, auf welchen auch einige Weiber waren, deren Unterlippen eben so verstellt waren, wie an andern Gegenden der Küste. Der Kapitain hätte gerne einen solchen Lippenschmuck gehabt, und bot der Frau allerley Artikel dafür an, welche sie aber mit Verachtung ausschlug, bis sie ungefähr ein paar glänzende Knöpfe erblickte, für welche sie ihren Schmuck bereitwillig hergab. Dieser ist 3 7/8 Zoll

lang, 2 5/8 Zoll breit, und mit einer Perlmutterschaale ausgelegt, um welche ein kupferner Rand läuft. Ob diese Leute gleich wild aussahen, und gut bewafnet waren, so handelten sie doch ganz ruhig.

Am 11 Jul. seegelten wir mit einem Nordwestwind auf das Land zu, sahen aber keine Indianer vom Ufer kommen. Unsere Breite war am 12ten 52° 2′ N. B. und am 13ten da sich der Nebel verzog, sahen wir verschiedene Kanots auf uns zurudern. Sie waren ein anderer Stamm, als die bisherigen, waren aber ebenfalls bewafnet, und verkauften uns alles, was sie an Pelzwerk bey sich hatten. Vom 14ten bis zum 20sten hatten wir größtentheils starkes Nebelwetter. Am 24sten sahen wir viele Kanots vom Ufer abstoßen, und in kurzer Zeit waren eilfe am Schiffe, welche beynahe 280 Männer, Weiber und Kinder enthielten, also die größte Anzahl von Menschen, die wir seit unserer Ankunft an diesen Inseln gesehen hatten. Wir fanden aber bald, daß sie uns hauptsächlich aus Neubegierde besuchten; denn was sie jezt zum Verkauf brachten, war blos die Nachlese der von uns so reichlich gehaltenen Erndte.

Da es augenscheinlich war, daß wir diesseits der Insel keinen Handel mehr erwarten könnten, so beschloß der Kapitain, um die Spitze herum zu seegeln, und zu versuchen, was wir auf der entgegengesetzten Seite finden würden. Am 28sten sahen

wir

wir nach Osten hin Land, in einer Entfernung, von zehn Meilen. Unsere Breite war 52° 57′ N. O. Das Land ostwärts hielten wir für das feste Land, und da die Fluth von demselbigen herkam, so trieb sie große Strecken Seetang, langes Gras und Stücken Holz an das Schiff, woraus wir schlossen, daß sich ein großer Fluß von jenem Theil der Küste her ergießen müsse. Der Fluß, der bey de Fonte los Reyos heißt, befindet sich nahe an dieser Stelle, und obgleich das, was er davon erzählt, sich kaum glauben läßt, so ist es doch aus obigem Umstande wahrscheinlich, daß tiefe Buchten in das Land hineingehen, und wir müssen bedauern, daß wir keine Gelegenheit hatten, diesen Theil der Küste zu besuchen.

Am 29sten kamen vom Ufer nicht weniger als achtzehn Kanots um unser Schiff, in welchen sich mehr als zweyhundert Personen befanden. Dieß war die größte Anzahl von Handelsleuten, die wir je beysammen gesehen hatten, und sie brachten uns eine Menge der vortreflichsten Pelze. Unter diesen Anführern befand sich auch ein alter Anführer, den wir auf der andern Seite der Insel gesehen, und den wir mit einer Grenadiermütze beschenkt hatten. Der Kapitain erlaubte ihn, als einer vermuthlichen Standesperson an Bord zu kommen. Hier erzählte er uns, daß er in einer Schlacht die Mütze verlohren habe, und zeigte zugleich verschiedene bey dieser Gelegenheit erhaltene Wunden. Uebrigens bat er um eine andere Mütze, indem er

uns bedeutete, daß er sie nie anders als mit seinem Leben verlieren wollte. Der Kapitain erfüllte seinen Wunsch, und durch die Beförderung unsers Handels war er dankbar dafür. Wenn bey dem Handel ein Streit entstand, so waren seine Landsleute immer mit seiner Entscheidung zufrieden. Wir zeigten nach Osten hin, und fragten ihn: ob wir dort Pelzwerk antreffen würden? Er gab uns darauf zu verstehen, daß die dortige Nation von der seinigen ganz verschieden sey, daß er ihre Sprache gar nicht verstehe, und immer Krieg mit ihnen führe. Daher gab er uns den Rath, uns nicht jener Küste zu nähern, weil uns die Bewohner gewiß umbringen würden. Da ich ihn fragte: was sie mit den Leichnamen der im Treffen erschlagenen Feinde anfiengen — so konnten wir aus seiner Antwort mit Wahrscheinlichkeit weiter nichts herausbringen, als daß sie von den Siegern verzehrt würden. Wenigstens werden die Köpfe immer als Siegeszeichen aufgehoben.

Unter allen Indianern, die wir gesehen hatten, hatte dieser Anführer das wildeste Ansehen, und sein ganzes Aeusserliches bezeichnete ihn hinlänglich als einen Anführer von Kannibalen. Er war mehr als gewöhnlich groß, mager und schlank, und ob er gleich abgezehrt schien, so war doch sein Schritt fest und seine Gliedmassen muskulös, die Augen stier und groß, auf der Stirne lagen große Runzeln, nicht vom Alter allein, sondern auch vom mürrischen Blicke hineingefurchet. Dieß zusammen-

mengenommen mit einem langen Gesichte, hohlen Backen, hoch herausstehenden Backenknochen, und einem natürlich wilden Wesen bildete ein Gesicht, das man nicht ohne Entsetzen ansehen konnte. Unterdessen zeigte er sich bey dem Handel sehr nützlich, und die Nachrichten, die er uns mittheilte, so wie auch die Art, wie er sich uns verständlich machte, bewiesen, daß er viele natürliche Fähigkeiten besaß. Außer der großen Menge Pelze, die wir von diesen Wilden bekamen, wenigstens 350 Häute, brachten sie viele Waschbärenmäntel, von denen jeder aus sieben sauber zusammengenäheten Fellen bestand. Sie hatten auch vielen Thran in Blasen von verschiedener Größe, welchen wir für Ringe und Knöpfe kauften.

Als wir unsern Handelsleuten alles Verkaufbare abgenommen hatten, so fuhren sie an ihre Ufer zurück. Am 30sten Jul. hatten wir einen gelinden Wind aus Süden, bey ziemlich schönen Wetter; und wir hatten 52° 30′ N. B. und das Ufer ungefähr vier Meilen entfernt. Nachmittags kamen verschiedene Kanots mit wenigen und mittelmäßigen Fellen, die aber eine Menge Heilbutten mitbrachten, welche uns sehr erwünscht kamen, da unser Vorrath von Fischen schon seit einiger Zeit aufgezehrt war. Bisher hatten sich diese Insulaner, ob sie gleich augenscheinlich von wilder Gemüthsart waren, ganz ruhig betragen; aber diesen Abend gaben sie uns einen offenbaren Beweis von ihrer boshaften und listigen Gemüthsart.

Die-

Diejenigen, welche Heilbutten brachten, zogen ihren Handel immer mehr in die Länge, und während dieser Zeit ruderten verschiedene Kanots unbemerkt nach dem Hintertheile des Schiffes, und da sie einige Häute an dem Fenster der Kajüte aufgestappelt sahen, so warf einer seinen Wurfspieß durch dasselbe, um die Pelze zu stehlen. Sobald sie unsere Aufmerksamkeit bemerkten, ruderten sie davon. Wir wollten ihnen zu verstehen geben, daß wir ein solches Unternehmen auch in der Entfernung strafen könnten, und feuerten ihnen einige Musketen nach; wie wir hofften, ohne schädliche Folgen für sie.

Nun hielt Kapitain Dixon für das rathsamste, seinen Weg, der Abrede mit Kapitain Portlock gemäß, nach dem Nutkasund zu nehmen, besonders, da jezt leichte veränderliche Winde, mit häufigen Windstillen dazwischen, es sehr wahrscheinlich machten, daß wir einige Zeit brauchen würden, ehe wir unsern Zweck erreichen würden. Und eben dieser Grund hielt uns ab, weiter nach Norden hinzufahren.

Am 31sten sahen wir Kap St. James gegen Süden, und unsere Breite betrug 52° 10′ nördlich. Das nächste Land war ungefähr drey Meilen entfernt. Gegen Abend kam ein Kanot mit vierzehn Personen an unser Schiff, die aber fast nichts zu verkaufen hatten. Sie gaben uns zu verstehen, einer von ihren Gefährten sey an den

Wun-

den, die er durch unsere Flinten erhalten, gestorben, daß sie aber deswegen uns nicht feind wären, und sie kamen auch wirklich ohne Furcht an das Schiff. Am folgenden Tag war das Wetter sehr neblicht, und die Felsen des Kaps lagen uns in der Nähe. Unsere Lage war daher gefährlich. Hierauf wurde das Fischerboot und die Jölle ausgesetzt, um das Schiff zu ziehen, bis wir mit vieler Gefahr aus dieser gefährlichen Gegend wegkamen.

Was nun aber diese Inseln anbetrifft, so läßt sich, nicht nur wegen der Menge der Buchten, die wir auf unserer Fahrt längst der Küste antrafen, sondern auch weil wir eben dieselben Bewohner auf den entgegengesetzten Seiten derselben fanden, mit allem Grunde vermuthen, daß dieß nicht ein ununterbrochenes Land, sondern vielmehr eine Gruppe von Inseln ist, und als solche nannten wir sie Königin Charlottens Inseln. Sie liegen vom 51° 42′ bis 54° 24′ N. B., und vom 130° bis 30′ W. L. Das Land ist an einigen Orten sehr hoch, aber nicht bergicht, und ganz mit Fichten bewachsen, die an einigen Orten einen angenehmen Kontrast mit dem Schnee machen, der beständig die hohen Berge bedeckt. Das Wetter war gemeiniglich mild und angenehm, und der niedrigste Grad des Thermometers 54.

Die Anzahl der Leute, die wir während unsers Handels sahen, betrug ungefähr 150, und wenn wir

wir voraussetzen, daß eben so viele am Ufer blieben, so wird sich die Zahl der sämtlichen Bewohner auf 1700 belaufen. Die große Menge Pelze, die wir hier antrafen, zeigt hinlänglich, daß diese Leute keinen Umgang mit irgend einer europäischen Nation gehabt haben, und ich zweifle nicht, daß wir mit Recht Anspruch darauf machen können, die Erdkunde mit diesen Inseln bereichert zu haben. Zierrathen sahen wir sehr wenig unter ihnen, und es scheint, daß sie ihre Messer und Wurfspieße eher durch Krieg, als durch Handel erlangt haben, da eine allgemeine Uneinigkeit unter den verschiedenen Stämmen zu herrschen scheint. Ueberhaupt nähern sie sich dem Zustande der wilden Rohheit mehr, als alle andere Indianer, die wir auf dieser Küste gesehen hatten.

Die Weiber verunstalten die Unterlippe eben so, wie im Norfolksunde, nur mit dem Unterschiede, daß hier das Holz ohne Unterschied von dem ganzen weiblichen Geschlechte getragen wird, da es in dem gedachten Sunde nur für die Vornehmeren bestimmt ist. Im Allgemeinen sind die Indianer sehr eifersüchtig, und erlauben ihren Weibern selten, an Bord zu gehen. Aber dieß war bey diesen Indianern nicht der Fall; sie erlaubten es nicht nur ihren Weibern, sondern trieben sie selbst dazu an. Wir fanden aber bald, daß nicht verliebte Neigungen diese Besuche veranlaßten, sondern daß sie bloß aufs Plündern ausgiengen, und alles, was sie nur erhaschen konnten, mit einer bewunderungswür-

würdigsten Geschicklichkeit stahlen. Doch fanden wir auch ein Beyspiel von Gefühl und Empfindsamkeit unter ihnen, welches vielleicht nicht immer unter den Europäerinnen anzutreffen seyn möchte.

Bey einem Besuche am 24 Jul. verlangte ein Oberhaupt mit seiner Frau sehr, das Schiff zu sehen. Kapitain Dixon erlaubte es ihnen. Sie hatten ein kleines Kind bey sich, welches sie zu lieben schienen. Da sie es den Leuten im Kanot nicht anvertrauen wollten, so kam das Oberhaupt selbst an Bord, und ließ die geliebte Bürde seiner Frau. Als der arme Kerl auf das Verdeck trat, war er ziemlich erschrocken, fieng an zu singen, und eine Menge demüthiger Geberden zu machen, wodurch er uns vermuthlich eine gute Meinung von sich beybringen wollte. Nach und nach ward er ruhig, und ließ sich überreden, mit hinunter in die Kajüte zu gehen. Worauf er sich recht vergnügt in sein Kanot begab. Die Frau gab zuerst ihrem Kinde einen zärtlichen Kuß, und kam dann ohne alle Furcht an Bord. Als sie auf das Hintertheil des Schiffes gekommen war, gab sie uns zu verstehen, daß sie bloß gekommen wäre, das Schiff zu sehen. Mit bescheidenem Mißtrauen in ihren Mienen suchte sie unsere Erlaubniß dazu zu erbitten. Sie war nach ihrer Art nett gekleidet; ihr Unterkleid, welches aus feinem gegerbten Leder bestand, saß dicht auf ihrem Leibe, und reichte vom Nacken bis auf die Waden; ihr etwas gröberer Mantel hieng locker, wie ein Ueberrock, und war mit ledernen

Rie-

Riemen festgemacht. Nachdem sie alles in Augenschein genommen, was ihre Aufmerksamkeit zu fesseln schien, so machte ihr Kapitain Dixon ein Geschenk mit einer Schnur Glasperlen als einen Schmuck für die Ohren, und eine Menge Knöpfe. Sie war kaum wieder in dem Kanot, als eine Menge Weiber, sobald sie die Glasperlen in ihren Ohren sahen, sehr ernstlich mit ihr redeten, und sie wahrscheinlich der Unenthaltsamkeit beschuldigten; denn sie drückte sogleich ihr Kind mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit an die Brust, brach in eine Thränenfluth aus, und ihr Mann brauchte lange dazu, sie wieder ruhig zu machen. Hierauf hielt das Oberhaupt sein Kind empor, und suchte uns begreiflich zu machen, daß er sein Kind auch liebe, und daß wir es ebenfalls beschenken möchten, welches wir zur größten Freude des Vaters mit ein paar Tohi's thaten.

Obgleich alle Stämme, die wir auf diesen Inseln antrafen, von ihren Oberhäuptern regiert werden, so sind sie doch in Familien getheilt, von denen jede eine eigene Einrichtung, und eine Art von untergeordneter Regierung zu haben scheint. Das Oberhaupt handelt gewöhnlich für den ganzen Stamm. Wenn aber bisweilen dessen Art zu tauschen gemißbilliget wurde, so machte jede besondere Familie Anspruch auf das Recht, ihre Pelze selbst zu verkaufen. Ich versuchte oft, einige Kenntniß ihrer Sprache zu lernen, aber jeder Versuch dieser Art erregte entweder ein höhnisches Gelächter, oder

wurde

wurde mit verächtlichem Stillschweigen beantwortet. Sobald sie mit uns gehandelt hatten, eilten sie wieder fort. Wenn aber einige etwas länger blieben, so waren sie nie mittheilend. So viel ich aber von ihrer Sprache habe bemerken können, so scheint sie einige Aehnlichkeit mit der im Norfolksunde zu haben. Die Anzahl der Seeotterfelle, die wir auf diesen Inseln kauften, betrug nicht weniger als 1821, darunter viele sehr schöne waren. Auf diese Art ist unser Handel in diesem einzigen Monate glücklicher gewesen, als ihn wahrscheinlich beyde Schiffe während der ganzen übrigen Reise gehabt haben. So ungewiß ist der Pelzhandel auf dieser unwirthbaren Küste.

Am 4 August sahen wir Land, welches wir für festes hielten. Wir lavirten und steuerten bey trüben neblichten Wetter bis zum 6ten, da wir 49° 48′ N. Br. hatten, und also nur zwölf Meilen nordwärts vom König Georgs Sunde waren. Da der Nachmittag ziemlich heiter war, so sahen wir gegen Abend die holzigte Landspitze (Woody Point). Am 8ten sahen wir ein Seegel in Südosten, und gleich darauf ein kleineres Fahrzeug in Gesellschaft desselbigen. Wir hofften, daß es der König Georg mit seinem langen Boote sey. Als sie sich aber mehr näherten, so fanden wir, daß es nicht Kap. Portlock seyn könne, da das kleine Seegel viel zu groß für sein langes Boot war. Wir waren also begierig zu wissen, was dieses für Schiffe seyn möchten, und daher ließ Kap. Dixon eine Ka-

none unter dem Winde abfeuern. Das kleine Fahrzeug beantwortete sogleich dieses Signal, und steckte die Flagge unserer Kompagnie auf. Mittags sprachen wir mit ihnen, und erfuhren zu unserer größten Freude, daß sie aus London, und von unsern Eigenthümern ausgerüstet wären. Das Schiff hieß der Prinz von Wales, Kap. Dolinet, und die Sluph: die Kronprinzessin, Kap. Duncan. Diese Schiffe verließen England im Sept. 1786, und hatten eine Faktorei in Staateneiland errichtet, um Robbenhäute und Thran zu sammeln. Von da waren sie, so gut sie konnten, nach König Georgs Sund gekommen, ohne einen andern Ort zu berühren. Während einer so langen Reise hatte der Scharbock unter ihnen sehr überhand genommen, und obgleich glücklicherweise keiner sein Leben dadurch verlohren, so genasen doch viele nur sehr langsam. Sie hatten nach Umschiffung des Kap Horn die Linie unter dem 116° W. L. paßirt, und in dieser Gegend veränderliche Winde und häufige Windstillen, mit trüben schwülen Wetter und vielem Regen bekommen, welches gewiß die Ursache der unter ihnen eingerissenen Krankheiten war. Kapitain Dixon hat daher bemerkt, daß es für alle Schiffe, die nach der nordwestlichen Küste von Amerika bestimmt sind, das Beste wäre, nach Umschiffung des Kap Horn gerade auf die Marquesas loszusteuern; denn er glaubt, daß sie dort Erfrischungen bekommen, und zugleich so gut nach Westen hinfahren könnten, daß sie bey dem Verfolg

ihrer

ihrer Reise den ungesunden Himmelsstrichen entgehen würden.

Herr Etches, Bruder unsers Rheders, der am Bord des Prinzen von Wallis war, sagte mir, daß sie im König Georgs Sund wenig Geschäfte gemacht hätten. Sie hätten aber ein Schiff aus Ostende, der Kaiserliche Adler genannt, Kapitain Berkley, gefunden, das einen Monat vor ihnen angekommen wäre und in seinem Handel sehr glücklich gewesen wäre. Im Sommer 1786 wären auch zwey Schiffe von Bombay da gewesen, die einen ihrer Leute zurückgelassen haben. Von diesem Manne gab Kap. Berkley folgende Nachricht: er war ein Irrländer, Namens John Mac Key, der nach Bombay im Dienst der ostindischen Kompagnie gegangen war. Hierauf engagirte er sich als Wundarzt an Bord des Schiffes Cook, und kam am 26 Jun. 1786 in König Georgs Sund an. Da er an dem Peteschenfieber sehr krank lag, so ließ man ihn auf Bitten des Herrn Strange, des Supercargo, zurück, um seine Gesundheit herzustellen. Hr. Strange befahl ihm, die Sprache der Eingebohrnen zu lernen, und sich bey den Eingebohrnen beliebt zu machen, auch zu verhindern, Pelze an andere Schiffe zu verkaufen zugleich versprach er ihm, im nächsten Frühling wieder zurückzukehren. Die beyden Schiffe kauften während ihres Aufenthalts sechshundert der besten Seeotterfelle, und verließen den Sund am 27 Jul., um nach dem Cooksfluß zu seegeln. Im

August 1786 kam die Seeotter, Kapit. Hanna, von China im König Georgs Sund an, und der Kapitain erbot sich, ihn an Bord zu nehmen, welches er sich aber verbat, weil er nun Geschmack an getrockneten Fischen und Wallfischöl finde, mit seiner Lebensart zufrieden, und fest entschlossen sey, bis zum nächsten Jahre zu bleiben, da ihn Herr Strange holen lassen würde. Kap. Hanna verließ den Sund im September. Die Eingebohrnen hatten dem Irländer seine Kleider genommen, und nöthigten ihn, sich nach ihrer Art zu kleiden, und ihre schmutzige Lebensart mitzumachen. Er verstand ihre Sprache vollkommen, und kannte ihren Charakter genau. Er hatte viele Reisen in das Innere des Landes gemacht, und glaubt nicht, daß irgend ein Theil desselben das feste Land von Amerika, sondern vielmehr alles eine Kette von Inseln wäre.

Doch versicherte mich Herr Etches, man könne sich nicht ganz auf die Erzählungen dieses Irländers verlassen, da er ein sehr unwissender junger Mensch sey; doch ist gewiß, daß er die allerunflätigsten Sitten der Eingebohrnen angenommen hat. Auch mit seiner Lage war er nicht sehr zufrieden; denn er nahm das Anerbieten des Kap. Berkley, ihn mitzunehmen, sehr gerne an. Unser Zusammentreffen mit diesen Schiffen war für uns beyde erwünscht. Nach dem, was sie uns sagten, war uns ein Besuch im König Georgs Sund unnütz, und da sie nach Prinz Wilhelms Sund gehen woll-

wollten, so konnten auch wir ihnen sagen, daß sie dort nichts antreffen würden. Hingegen rieth ihren Kapitain Dixon, nach der N. O. Seite der Königin Charlottens Inseln und dem gegen über liegenden Lande zu seegeln, welches wir für das feste Land hielten. Am 9 Aug. trennten wir uns von unsern Handelsbrüdern, und wünschten ihnen mit drey Salven eine glückliche Reise.

Vor Kap. Cooks letzter Reise war dieser Theil der Küste wenig bekannt. Der rußische Seemann Bering sah im Jahr 1741 Land im 41° 28′ N. B. und ankerte unter dem 59° 18′. Die Spanier sind mit der Küste etwas südlich vom König Georgs Sund, und um Kap Edgekombe bekannt, denn sie haben 1775 an beyden Orten geankert. Die Hauptörter, welche Cook mit Genauigkeit bestimmt hat, sind König Georgs und Prinz Wilhelms Sund, und der seinen Namen führende Fluß. Die Menge Felle, die man fand, veranlaßte die erste Errichtung des jetzigen Handels. Wir haben zwar die Geographie dieser Küste beträchtlich erweitert; aber es bleibt doch noch viel zu thun übrig. Zuverläßig ist die Küste von Inseln umgeben; ob aber irgend ein Land, das wir sahen, festes Land sey, muß noch entschieden werden.

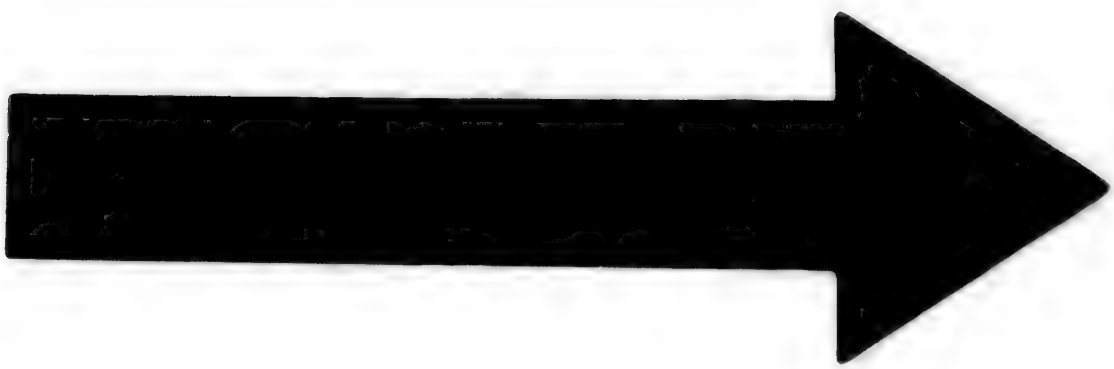
Diese ganze Küste sieht, wenige Gegenden ausgenommen, einem ununterbrochenen Wald ähnlich, und ist mit verschiedenen Fichtenarten, Erlen, Bir-

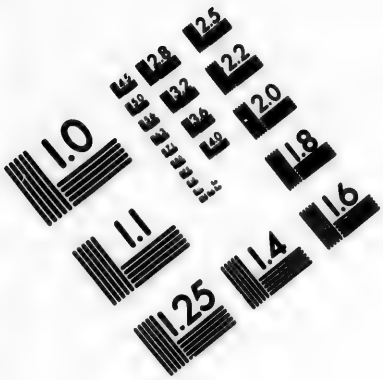
ken und Buschwerk bewachsen. In den Thälern und Ebenen findet man verschiedene blühende Gesträuche, auch allerley wilde Beeren. Die Erde auf den Hügeln ist ein Gemische von verfaultem Moose und alter Holzerde, welche durch das Schneewasser in die Thäler herunter geschwemmt wird, dort sich mit leichtem Sande vermischt, und einen Boden bildet, in dem die meisten unserer Gartengewächse fortkommen würden. Das Klima ist veränderlich, aber selbst im König Georgs Sunde nicht so gemäßigt, als in England. Ausser den schon genannten Thieren, welche Felle liefern, sahen wir nur eine Art wolfsartiger, großer und sehr zahmer Hunde. Vermuthlich giebt es Mineralien. Die Farben, womit die Indianer ihre Gesichter bemahlen, scheint Wasserbley und rother Ocker zu seyn. Auch sahen wir oft kupferne Ringe, welche kein fremdes Produkt zu seyn schienen. Nach einer mäßigen Berechnung mag die ganze Küste zehntausend Menschen enthalten. Die Anzahl würde, besonders wegen der Fruchtbarkeit der Weiber, viel größer seyn, wenn nicht die benachbarten Stämme immer mit einander blutige Kriege führten. Auch auf der See verliehren viele das Leben, wenn sie sich bey dem Fischfange zu weit wagen. Ihre schlechten Kanots können bey einem plötzlichen Sturm nicht aushalten.

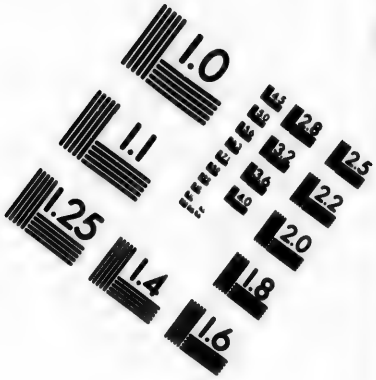
Von ihrer Gestalt habe ich schon geredet; noch muß ich bemerken, daß ich keine dicke Person unter ihnen angetroffen habe. Beyde Geschlechter zeichnen

zeichnen sich durch hohe hervorragende Backenknochen und kleine Augen aus. Das Haar ist lang und schwarz, und würde sie sehr zieren, wenn es nicht beständig mit vielem Fett und rothen Ocker beschmiert wäre; daher es auch ein beständiger Sammelplatz des Ungeziefers ist. — Die jungen Männer raufen sich den Bart aus, so wie sie aber älter werden, so lassen sie denselbigen wachsen. Die Männer tragen Röcke von Fellen, wie die Oberkittel der Fuhrleute; bisweilen sind sie wie ein Mantel über die Schulter geworfen, und mit kleinen Riemen befestiget. Die Vornehmeren, besonders am Cooksflusse, tragen ein kleines Stück Pelz um den Leib gebunden, womit die Schaam bedeckt ist, wenn sie der Hitze wegen den Rock ablegen, oder sie ihn verkaufen. Die Kinder können sich des freyen Gebrauchs ihrer Glieder eben nicht freuen; denn es werden drey Stücken Baumrinde so an einander befestiget, daß sie eine Art von Stuhl bilden. Darein wird nun das in Pelze gewickelte Kind gesetzt, und so fest gebunden, daß es seine Positur nicht ändern kann, und der Stuhl ist so eingerichtet, daß das Kind, wenn es auch von der Mutter gesäugt wird, nicht aus seinen Fesseln befreyt werden darf. Um die Kinder reinlich zu erhalten, gebrauchen die Mütter weiches Moos; aber damit wird es so genau nicht gehalten.

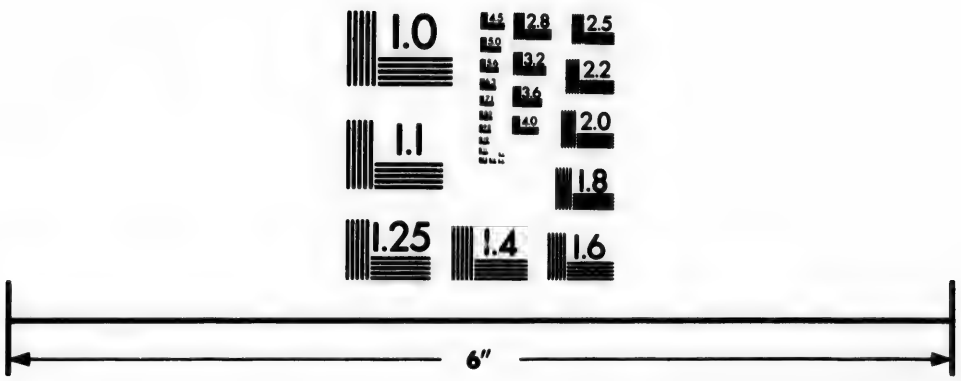
Der Putz ist in Ansehung der Gegenden auch verschiedener, als die Kleidung. Z. B. der zweite Mund zwischen der Unterlippe und dem Kinn ist






# IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

bey den Männern am Cooksflusse und in Prinz Wilhelms Sunde gewöhnlich; der hölzerne Schmuck der Unterlippe wird aber nur vom Port Mulgrave bis an die Königin Charlottens-Inseln getragen. In eben diesen Häfen werden die Glaskorallen höher geachtet, als anderswo. Es werden wenigstens zwey oder drey verschiedene Sprachen auf dieser Küste geredet, aber doch ziemlich allgemein verstanden. Sie sind alle rauh und schwer auszusprechen; doch haben die Wörter, ob sie gleich voller Mitlauter sind, mehr eine Labial- und Dental- als Guttural-Aussprache.

Die kleinen Kanots am Cooksflusse sind ungefähr achtzehn Fuß lang, und an jedem Ende, ungefähr wie der Hals einer Geige, gekrümmt; sie werden aus Ribben von schwachen Hölzern gemacht, und mit Seehundsfellen bedeckt. An der Aussenseite des Kanots werden die Jagd- und Fischgeräthe mit ledernen Riemen befestiget, so daß sie sogleich ergriffen werden können. Die kleinern Kanots werden mit kleinen Rudern, die an jedem Ende ein Blatt haben, und mit großer Geschicklichkeit regiert.

Ausser dem sogenannten Putze tragen sie auch gern Larven oder Visiere, und Mützen, die bemahlt sind, und Vögel, vierfüßige Thiere, Fische, auch Menschengesichter vorstellen sollen. Sie schneiden dergleichen Dinge auch in Holz, und sie sind oft nicht übel gearbeitet. Diese Seltenheiten schätzen

sie

sie sehr hoch, und tragen sie oft in netten Kästchen bey sich. Wenn sie zum Handel kamen, so schmückten sie sich, ehe das Singen anfieng, vorher mit ihren Putz. Das Oberhaupt, der das Koncert dirigirt, legt einen großen Rock aus Elendshaut an, der unten mit getrockneten Beeren oder Vogelschnäbeln besetzt ist, welche bey jeder Bewegung ein Geräusche machen. In der Hand hat er eine Art von Klapper, an welcher ebenfalls dürre Beeren und viele große Vogelschnäbel hängen, die er mit großer Freude schüttelt. Ihre Gesänge bestehen meistentheils aus verschiedenen Strophen, von denen sich jede mit einem Chor endiget. Der Anführer fängt jede Strophe allein an, und hierauf fallen Männer und Weiber ein, singen im Einklang, und schlagen mit ihren Händen oder Rudern einen regelmäßigen Takt, während dessen der Anführer allerley poßierliche Geberden macht.

Vielleicht sind ihre zahlreichen Abbildungen von Vögeln und Fischen, und ihre geschnitzten Vorstellungen von Thier- und Menschenköpfen eine Art von Hieroglyphen. Es ist zu bewundern, daß diese so rohen Wilden es in dieser Schnitzkunst so weit gebracht haben. Schon Cook hat dieses bemerkt, und eiserne Instrumente bey ihnen gesehen. Wann das Eisen zuerst auf dieser Küste bekannt worden ist, läßt sich nicht bestimmen; es muß aber schon von langer Zeit her seyn, und zweifelsohne haben sie es zuerst von den Russen erhalten. Sie machen auch eine Art bunter Decken oder Mäntel,

die nicht gewebt, sondern ganz aus freyer Hand gemacht zu seyn scheinen, und sehr artig sind. Man trägt sie aber nur bey ausserordentlichen Gelegenheiten. Ausser den alltäglichen Mänteln und Röcken haben sie noch große zum Krieg aus gegerbten Elenshäuten gemachte Röcke, deren sie wohl zwey oder drey tragen. Sie sind mit sechs bis acht Fuß langen Speeren, und kurzen Dolchen, die in einer ledernen Scheide an dem Leibe hängen, bewafnet. An dem Dolch ist ein lederner Riemen, an dessen Ende sich ein Loch für den Mittelfinger befindet. Das Leder wird um das Handgelenk gewunden, so daß der Krieger sein Gewehr nur mit dem Leben verliert.

Im Winter leben sie von getrockneten Fischen; zur Jagdzeit aber haben sie Abwechslung in ihren Speisen. Gebratene Robben halten sie für ein sehr leckeres Gericht. Wenn wir angebotene Stücken derselbigen ausschlugen, so sahen sie uns allezeit mit verächtlichem Unwillen an. Im Sommer giebt es eine Menge von Kräutern, die ihnen zur Speise dienen. Im Norfolksund sahen wir die wilde Lilienwurzel in Menge. Ungeachtet ihrer Rohheit, haben sie doch eine Verfeinerung, in der sie den gebildeten Europäern nicht nachstehen — das Spielen, welches mit der größten Leidenschaft getrieben wird. Die Spielwerkzeuge, welche ich sah, waren zwey und funfzig kleine runde Stücken Holz, von der Größe eines Mittelfingers, und mit rother Farbe verschieden gezeichnet. Damit spielen

zwey

zwey Personen. Die Kunst besteht hauptsächlich darinn, sie in verschiedene Stellungen zu bringen; aber ich kann es nicht beschreiben. Im Port Mulgrave verlohr ein Mann, der bey uns am Bord war, in diesem Spiele in kurzer Zeit ein Messer, einen Speer und verschiedene Tohi's. Obgleich dieser Verlust für den armen Menschen so groß war, als wenn ein englischer Spieler ein Landgut verliert, so ertrug er doch sein Unglück geduldig und gleichgültig.

Die Zeit wird nach Monden berechnet, und merkwürdige Begebenheiten werden eine Generation hindurch im Andenken behalten; ob noch länger, ist zweifelhaft. Die Stapelwaare bey dem Pelzhandel sind die Seeotterfelle. Wegen der Tauschwaaren muß ich bemerken, daß Kupfer beynahe der einzige Artickel ist, der im König Georgs Sund gesucht wird. Obgleich Sägen den Indianern sehr nützlich sind, so werden sie doch so wenig geachtet, daß man kaum eine für ein Robbenfell nehmen wollte.

Wir seegelten nun nach den Sandwich-Inseln. Auf dieser Fahrt sahen wir eine unzählige Menge sonderbarer thierischer Substanzen auf dem Wasser schwimmen, (Medusa Velella L.) welche die Matrosen Portugiesische Kriegsschiffe nennen. Am 21 August bekamen wir einen regelmäßigen nordöstlichen Passatwind. Unsere Breite war 34° 28' N. und die Länge 136° 20' Westlich. Am 5ten

Sep-

September sahen wir Owaihi, und da der Wind abnahm, so konnten wir bey Tage das Land nicht mehr erreichen; wir legten daher die Nacht hindurch im Laviren um. Diese Fahrt von der amerikanischen Küste nach Owaihie war der glücklichste Theil unserer Reise, indem wir sie in weniger als einem Monat zurücklegten. Wir dankten der Vorsehung um so viel mehr, da der Scharbock schon stark unter unserer Mannschaft eingerissen war. Kaum einer war von diesem Uebel frey, so daß diese Fahrt, wenn sie langsam gewesen wäre, traurige Folgen für uns gehabt haben würde. Nun flößte aber die Hofnung, bald Schweinenfleisch und Pflanzennahrung zu haben, jedem neue Kraft und neues Leben ein.

Am 6ten früh kamen viele Kanots und brachten uns kleine Schweine und Patatten. In kurzer Zeit hatte sich die Anzahl der Kanots sehr vermehrt, und die Leute waren sehr eifrig im Handeln. Viele kletterten in dieser Absicht an der Seite des Schiffes herauf, andere in der Absicht, ihre Neugierde zu befriedigen. Ein Insulaner sprang mit einem Feuerschürer aus der Werkstätte des Waffenschmidts über Bord, und eines von den Kanots nahm ihn auf, und ruderte nach dem Ufer zu. Da der Kapitain der Folgen wegen ein Beyspiel zu statuiren beschloß, so ließ er einige Flinten auf den Dieb abfeuern, wodurch er verwundet wurde. Einige Zeit nachher ließen sich seine Gefährten bereden, ihn an das Schiff zu bringen, und

wir

fanden, daß die Kugel sein Unterkinn getroffen hatte. Der Wundarzt verband die Wunde so gut er konnte, und wir schickten ihn fort; und da er um ein Tohi bettelte, so erhielt er eines. Die Indianer ließen sich durch diesen Vorfall in ihrem Handel nicht stören. Wir lavirten bis zum 8ten, weil wir so am bequemsten mit den Indianern handeln konnten, und hatten uns bereits mit einem großen Vorrath von Lebensmitteln versehen.

Am 8ten richteten wir unsern Lauf nach Wahu, weil der Kapitain daselbst Holz und Wasser einnehmen wollte, und am 9ten legten wir um, und setzten die Seegel bey. Das Wetter war schön mit einem frischen Ostwinde. Mittags lag das westliche Ende von Nanay nach Norden ungefähr zehn Meilen entfernt. Nachmittags kamen verschiedene Kanots an das Schiff, welche fast nichts als Angelschnüre brachten, die wir für kleine Tohi's eintauschten. Am 10ten spannten wir alle Seegel auf, da wir Wahu gerade vor uns sahen, und um Mittag warfen wir in der Bay, wo wir vorher gelegen waren, Anker. Wir hatten die Absicht, hier nicht länger zu bleiben, als bis wir uns mit Holz und Wasser versehen hatten, da wir aus der Erfahrung wußten, daß hier, wegen des schlechten Bodens, und wegen der ungestümmen Wogen, die beständig von Südosten in die Bay schlagen, nicht lange zu bleiben ist.

Es kame sogleich einige Kanots, aber wir hatten keinen Nutzen davon, weil alles Tabu war.

Gegen

Gegen Abend kamen Weiber, die zwar nichts brachten, aber doch den Matrosen nicht unangenehm waren. Am 10ten kam der König mit seinem Neffen Meiaro an Bord. Letzterer hatte einen weissen Ausschlag an der Haut, und da wir ihn erinnerten, daß dieses vom Avatrinken herkommen möchte, so versicherte er uns, daß dieses eine gewöhnliche Krankheit auf diesen Inseln wäre, und nicht vom Ava herkäme, indem er dieses Getränk gar nicht zu trinken pflege. Der König brachte ein schönes Schwein und einige Kokosnüsse zum Geschenk; aber er wollte augenscheinlich sein Betragen gegen unsere Geschenke abmessen. Nachdem ihm der Kapitain ein Geschenk mit einigen Tohi's und andern Kleinigkeiten gemacht hatte, so gieng er an das Ufer, und wir fühlten bald die guten Folgen unserer Freygebigkeit, indem sogleich eine große Menge Insulaner kam, und uns reichlich mit Wasser versorgte. Am folgenden Tage brachten sie uns Wasser in solchem Ueberflusse, daß viele ihre Kürbisflaschen in die See ausleerten, weil sie sahen, daß wir keines mehr nöthig hatten. Als sie bemerkten, daß wir nun Holz nöthig hätten, so brachten sie in kurzer Zeit eine Menge davon, nebst einer Frucht, die den Pfersichen etwas ähnlich war, angenehm und kühlend schmeckte, aber uns bey dem vorigen Besuche nicht zu Gesichte gekommen war. Bey einem zweiten Besuche des Königs ließ der Kapitain von dem Waffenschmidte eine Art von Dolch oder Schwerdt verfertigen, woran er eine große Freude hatte.

Am

Am 13ten seegelten wir mit einem frischen Ostwinde nach Atuai. Der König folgte uns in einem großen Kanot nach, unter dem Vorwande, daß er von uns Abschied nehmen wollte; im Grunde aber war es Eigennutz, weil er es gar nicht gerne gesehen hatte, daß wir seine Insel so bald verließen. Daher machte ihm unser Kapitain noch einige Geschenke, welche ihm eine große Freude machten. Er verließ uns mit vielen Freundschaftsversicherungen, und wiederholte dabey immer das Wort: proha, oder ich wünsche euch eine glückliche Reise. Am 16ten waren wir nahe an der östlichen Seite von Atuai, und sogleich kamen viele Eingebohrne an das Schiff, welche Patatten und Tarro brachten, die wir für Nägel eintauschten. Wir seegelten immer längst der Küste nach der Weimoabay. Ausser andern kam auch Teheita an Bord, und erzählte uns, da wir nach dem Abbenaue fragten, eine klägliche Geschichte, daß nemlich während unserer Abwesenheit ein fremdes Schiff an der Insel gewesen wäre, das die Einwohner sehr übel behandelt, und verschiedene getödet habe. Da wir ihm unsere alten freundschaftlichen Gesinnungen versicherten, so kam endlich auch unser alter Freund Abbenaue an Bord, der sich über unsere Ankunft sehr freute. Er sagte uns: die Nutka habe vor zwanzig Tagen die Insel verlassen; aber der Kapitain sey ein böser Mann, der ihnen nicht ein einziges Geschenk gegeben habe, ungeachtet er mit allen Erfrischungen reichlich wäre versehen worden.

Am 17ten wurden wir mit einem so großen Vorrath an Schweinen und Vegetabilien versehen, daß wir den ganzen Tag mit dem Schlachten der Schweine und Einsalzen beschäftiget waren. Am folgenden Tage hatten wir Besuche von dem König und den Vornehmsten der Insel. Die Begleitung derselbigen war zahlreich, und stimmte eine Hilva oder Gesang an, der schöner war, als irgend einer, den wir gehört hatten. Da wir von unsrem kurzen Aufenthalt an der Insel sprachen, so hatte dieses die Wirkung, daß alle Oberhäupter wetteiferten, unsern Bedürfnissen auf das geschwindeste abzuhelfen. Selbst der Eigennutz schien in diesem Getümmel freundschaftlicher Dienste verschwunden zu seyn.

Wir hatten nun beynahe achtzig Schweine am Bord, für welche wir noch Fütterung nöthig hatten. Sobald dieses der König erfuhr, so schickte er uns eine große Menge Tarrowurzel, welches bereitwillige Geschenk der Kapitain sogleich erwiederte. Er gab dem König einen großen Mantel von Boy, mit Borten besetzt und einen großen Tohie, welche in seinen Augen einen so großen Werth hatten, daß er sich für den größten Monarchen auf der Welt hielt. Auch die andern Oberhäupter bekamen Tohi's, Aexte und Sägen; die Damen aber Knöpfe und Glasperlen zu ihrer großen Freude und Zufriedenheit.

Dieser von Kap. Cook entdeckten Inseln sind eilfe, nemlich: Owaihie, Maui, Nanay, Morokinne,

kinne, Tahoaroa, Morotay, Wahu, Atuai, Onihaura, Onihau und Tahaura. Wahu ist Owaihie an Größe ziemlich gleich; denn sie ist über dreyßig Meilen lang, und hat wenigstens zwanzig Meilen in seiner größten Breite. Atuai hat in der Länge ungefähr dreyßig, in der größten Breite aber funfzig Meilen. Diese Inseln sind größtentheils bergicht, und einige haben sehr hohe Gebirge. Kap. King hielt die Berge Monakoah und Monaroa auf der Insel Owaihie für höher, als den bekannten Pik von Teneriffa. Ihre Gipfel sind beständig mit Schnee bedeckt, und doch verrathen die vielen und vortreflich angebauten Pflanzungen an den Seiten derselbigen keinen Winter. Die Aussicht auf diese Inseln ist angenehm und abwechselnd; an dem Ufer der See erblickt man viele Dörfer, welche von Kokospalmen, Pisangs und Papier-Maulbeerbäumen gegen die Sonne beschattet werden. Weiter hinein erblickt man unzählige sehr regelmäßige Pflanzungen, bis die Landschaft endlich von Gebirgen begränzt wird, die mit einen ewigen Frühlingsgrün bekleidet sind. Die Passatwinde bey diesen Inseln sind sehr unbeständig, und dann haben dieselbigen auch keinen guten Hafen. Das Klima ist so wie in allen tropischen Inseln. Die mittlere Höhe des Thermometers war während unsers Aufenthaltes achtzig Grade.

Owaihie, als die angebauteste Insel, liefert die meisten Lebensmittel; sie hat auch viele Hühner. Atuai ist im Range die zweite Insel, wo man

Erfrischungen einnehmen kann, und hat besonders den größten Ueberfluß an Tarro, auch an Kokosnüssen, und schönem Salz, welches zum Einpöckeln des Schweinenfleisches sehr nöthig ist. Auch kann man sich hier mit Wasser und Holz versehen. Die Oberhäupter sind freundschaftliche Leute, und der Handel geht schnell von statten. Wahu hat ebenfalls einen Vorzug, weil man auf ihr Holz und Wasser antrifft. Oniehau bringt eine Menge der vortreflichsten Yams hervor, und auch eine süße Wurzel, welche Tee heißt. Sie wird meistens vorher, ehe man sie verhandelt, gebacken, ist von einer klebrichten Substanz, und giebt bey schicklicher Zubereitung vortrefliches Bier. Schweine und Hunde sind die einzigen vierfüßigen Thiere, die wir auf diesen Inseln sahen. Die Hunde sind von der Art der Schäferhunde, sind träge und haben scharf gespitzte Ohren, die nach der Nase zu gerichtet sind. Arten der Vögel giebt es nicht vielerley. Ein große Menge Tropik- und Fregattenvögel nisten auf Tahaura, welches unbewohnt ist, und sie werden von den Einwohnern häufig gefangen. Die Fische, die man am häufigsten antrifft, sind Goldkarpfen oder Delphine, Stachelfische, Haye u. s. w. Die letzten werden sehr geschätzt, vermuthlich wegen der Zähne, denn sonst sind sie die Speise der Bedienten, die sonst keine andere Fische essen dürfen. Die Berge der Inseln sind stark mit Holz bewachsen; die eine der vorzüglichsten Arten gleicht dem Mahagoni und das andere dem Ebenholze.

Obgleich

Obgleich Kap. King die Anzahl der sämtlichen Einwohner auf 400000 schätzt, so muß ich diese Berechnung doch für übertrieben halten. Wenn man die Hälfte davon annimmt, so kommt man der Wahrheit näher. Der Charakter dieser Insulaner ist freundschaftlich, nicht beleidigend und jähzornig — lebhaft, lustig und dienstgefliſſen. Ihre Arbeiten treiben sie mit dem unverdrossensten Fleiſse. Auf der andern Seite sind sie aber zum Stehlen so geneigt, daß sie keine Gelegenheit vorbeylaſſen, etwas wegzuhaschen. Allein bey aller dieſer Neigung zum Stehlen, sahen wir nie ein Beyspiel von Unredlichkeit, wenn ihnen etwas zur Aufsicht anvertrauet war, wenn es für sie auch noch so kostbar seyn mochte. Ihre Sprache ist sanft, angenehm und reich an Selbstlautern. In ihrem Umgang scheint sie sehr wortreich, und sie wird mit vieler Geläufigkeit gesprochen. Wenn sie mit uns redeten, so bedienten sie sich nur der ausdrucksvollsten und bedeutendsten Wörter, und ließen die vielen Artickel und Bindewörter abſichtlich aus.

Im Ganzen genommen sind sie von mittlerer Statur, schlank und wohlproportionirt. Einige der Vornehmen, besonders ihre Weiber, sind zur Dicke geneigt. Ihre Farbe ist im Ganzen nußbraun; einige Weiber haben eine hellere Farbe, auch sehr kleine und zarte Hände und Finger. Beyde Geschlechter sind nur um den Unterleib bekleidet. Die Männer umwinden sich mit einem schmalen Stück Tuch, das Maro heißt; der Ahou der Frauenzim-

mer ist weit länger, und geht vom Mittelleibe bis zur Mitte der Schenkel. Die Männer lassen ihre Bärte wachsen; das Haar wird auf jeder Seite des Kopfs kurz abgeschnitten; von der Stirn aber bis in dem Nacken läßt man es lange wachsen. Die Weiber schneiden die ihrigen hinten ganz weg, und eben so auf dem Kopfe. Das Vorderhaar steht in die Höhe, und ist stark mit Kokosöl, auch mit Kalk aus Muschelschaalen beschmiert, wodurch es eine unangenehme Farbe bekommt. Anstatt der Bracelets wird eine Conchylienschaale um das Handgelenk gebunden; auch der Hals ist damit geschmückt. Ihr schönster Schmuck aber ist ein Halsband aus den bunten Federn der rothen Baumklette. Diese sind regelmäßig an Fäden festgemacht; daher ist ihre Oberfläche so glatt, wie Sammet, und die herrlichen Farben der Federn geben ihm ein prächtiges Ansehen. Die Mäntel der Männer sind wie die Spanischen geformt; der Grund ist Netzwerk mit Maschen, und die Federn sind in drey- oder viereckigen Figuren von abwechselndem Roth und Gelb angenäht, welches vortreflich aussieht. Der Grund der Mützen ist korbartig wie ein Helm geflochten; der erhabene Theil ist mit gelben, die Seiten aber mit rothen Federn besetzt. Diesen zierlichen Putz tragen aber nur die vornehmsten Oberhäupter bey ausserordentlichen Gelegenheiten. Die Matten sind eben so schön und gut gemacht, als sie nur eine europäische Manufaktur liefern könnte. Der Zeug wird von den Papier-Maulbeerbäumen gemacht, und wenn es

noch

noch feucht ist (denn es besteht aus einer weichen, unter dem Hammer nachgebenden Substanz) mit viereckigten Stücken Holz zu einer Breite von 12 bis 18 Zoll ausgeklopft. Hierauf wird es mit allerley Farben nach verschiedenen Mustern bedruckt, und zwar auf das eleganteste. Die Farben dazu liefern verschiedene Vegetabilien. Fächer und Fliegenwedel werden von Männern und Weibern gebraucht. Die Fächer sind von Kokosfasern nett gemacht. Die Handhaben der Fliegenwedel sind abwechslend mit Stückchen von Holz und Knochen geschmückt, so daß sie von weitem wie eingelegte Tischlerarbeit aussehen; der Wedel selbst besteht aus den Federn des Fregattenvogels. Die schlechteste Sorte ihrer Stricke konnten wir brauchen, unsere Ankertaue zu bewinden, die von der bessern Art waren zu andern Absichten dienlich, und die Angelschnüre taugten zu vortreflichem Tauwerk. Netze werden mit großer Geschicklichkeit und von ansehnlicher Größe verfertiget. Die Gestalt ihrer Kürbisflaschen oder Kalabassen ist sehr verschieden. Einige sind kugelförmig, mit einem langen engen Halse; andere lang und rund, aber von oben bis unten gleich weit. Viele davon sind niedlich in wellenförmigen Linien gebeizt, und sehen von ferne wie gemahlt aus. Ihre Häuser haben fast die Form eines Heuschobers, und sind niedlich mit Schilf oder Binsen gedeckt. Durch die Thüre muß man beynahe auf allen vieren kriechen; es werden nur einige Bretter vorgesetzt. Das Innere derselben ist reinlich; auf dem Boden ist eine

grobe Matte ausgebreitet, und der zum Schlafen bestimmte Platz ist etwas erhöht, und mit feineren Matten bedeckt. Das Hausgeräthe steht auf einer hölzernen Bank, und besteht aus Flaschenkürbissen, hölzernen Schaalen und Schüsseln. Schweine und Hühner werden in kleinen Gebäuden aufbehalten. Die Zubereitung der Lebensmittel besteht im Backen. Es wird ein Loch in den Erdboden gemacht, auf dessen Boden man einige glühende Steine legt, die mit Blättern bedeckt werden. Darauf legt man nun die Speise, welche zubereitet werden soll; auf diese werden wieder Blätter, und eine andere Lage von glühenden Steinen gelegt, und zuletzt der Ofen zugedeckt. Die Schweine werden auch inwendig mit dergleichen Steinen angefüllt. Sie wissen die Zeit auf das genaueste, wenn etwas fertig ist, und im Backen des Tarro und der Yams haben sie unsere Leute weit übertroffen. Die bessern Arten der Lebensmittel, als Schweine und Geflügel, sind bloß für die Erihs oder Oberhäupter bestimmt; und ein gebackener Hund wird für einen besondern Leckerbissen gehalten.

Die Tautaus, eine Art von Knechten, und die Weiber dürfen nichts als Fische und Vegetabilien essen. Eine von Tarro gemachte Art von Pudding ist eine ihrer Hauptspeisen. Warum den Weibern das Fleisch verboten ist, konnten wir nicht erfahren; der Seltenheit wegen kann es nicht seyn, und den Weibern der Vornehmen wird es

bis-

bisweilen erlaubt. Die Schlachtmesser sind aus den Zähnen des Hayfisches gemacht. — Ihre Kanots sind schön und mit großem Fleiße verfertiget. Man macht sie aus einem einzigen Baumstamme von zwölf bis vierzig Fuß lang. Das Aushöhlen der Bäume und die künstliche Arbeit an den beyden Enden des Kanots muß viele Zeit und eine anhaltende Mühe kosten. Sie sind gewöhnlich nur einen Zoll dick. Die einfachen werden durch einen Auslegebaum gerade gehend erhalten. Die doppelten aber durch halbe zirkelförmige Stangen, die auf jeder Seite der Kanots befestiget sind, mit einander verbunden. Ueber diesen und parallel mit dem Kahne läuft eine Art von Verdeck, auf welchem sich das befindet, was man von einem Orte zum andern bringen will. Die Ruder sind vier bis fünf Fuß lang, und sind der Backschaufel der Becker ähnlich.

Im Bildschnitzen sind sie ziemlich geschickt. Sie haben hölzerne Bilder in menschlicher Gestalt, welche sie als ihre Götter ansehen; aber ihre Religion muß nicht weit her seyn, denn wir kauften dergleichen Götter für Kleinigkeiten. — Von Krankheiten scheinen sie nicht viel zu wissen. Sie sind zwar durch ihren Umgang mit den Europäern angesteckt worden; aber ihre Lebensart ist so einfach, daß sie wenig darauf achten, und ihn auch nicht für wichtig zu halten scheinen. Ihre meisten Krankheiten rühren wahrscheinlich von dem unmäßigen Genusse des Avagetränks her, welches

die Augen schwächt, einen Ausſatz verurſacht und den ganzen Körper nach und nach entkräftet. — Die Hiewas oder Geſänge können nicht in Noten geſetzt werden; denn ſie gleichen eher einer geſchwinden und nachdrücklichen Art auszuſprechen, als einem Singen, und die Sänger verwenden mehr Aufmerkſamkeit auf die Geſtikulation, als auf die Modulation der Stimme. Die Weiber ſpielen dabey eine Hauptrolle. Sie fangen ihren Vortrag langſam und regelmäßig an, aber nach und nach wird er raſcher und lebhafter, bis er ſich zuletzt in ein konvulſiviſches Gelächter endiget.

Die Waffen dieſer Inſulaner beſtehen aus Speeren, Bogen und Pfeilen. Die ſechs Fuß langen Speere ſind von einer Art von Mahagoniholz, deren eines Ende mit einem pfeilförmigen Wiederhacken verſehen iſt. Sie können damit ihre Gegner oft in einer beträchtlichen Weite verwunden. Die Bogen und Pfeile ſind von Rohr gemacht, und ſehr dünn. Die Trommeln, die auch bey den Geſängen gebraucht werden, ſind zwölf bis ſechzehn Zoll hoch; an den Seiten ſind einige Löcher eingeſchnitten, und über das eine Ende eine Schweinshaut geſpannt, welches einen dumpfen und traurigen Ton hervorbringt. — Beide Geſchlechter tatouiren ſich; die Männer aber ſtärker. Wenn man einander grüßt, ſo ſtößt man die Naſenſpitzen zuſammen, welches als ein ſicheres Unterpfand der Freundſchaft angeſehen wird. — Im Schwimmen ſind beide Geſchlech-

ter

ter sehr geschickt. Bey dem Anblick eines Hayfisches im Wasser erschrecken sie im geringsten nicht. Oft sah' ich Insulaner aus den Kanots herausspringen und über Bord geworfene Schweinegedärme in dem Augenblicke haschen, da sich ein Hayfisch derselben zu bemächtigen suchte. — Es ist ausser Zweifel, daß diese Leute einen Begriff von einem höchsten Wesen, oder vielmehr von mehrern Wesen haben, die erhabener als sie sind. Ihre Priester haben die Oberaufsicht über den Dienst der Götter, und dirigiren die Ceremonien bey den Begräbnissen. Da wir aber während unsers kurzen Aufenthaltes keine solche Ceremonien nicht sahen, so können wir davon auch nichts umständlicheres sagen. Wir halten es für mehr als wahrscheinlich, daß Menschenopfer unter ihnen gebräuchlich sind, ob sie gleich einen guten, freundlichen und menschlichen Charakter haben, und auf einer weit höhern Stuffe der Kultur stehen, als die armseligen Einwohner der nordwestlichen Küste von Amerika. Kap. Cook hat bey seiner letzten Reise um die Welt, aus der Verwandtschaft der Sprachen zu zeigen gesucht, daß die Bewohner der Sandwich-Inseln von den Malayen abstammen, und zu eben der Menschenrace gehört, welche Neuseeland, die neuen Hebriden, die Marquesas u. s. w. bewohnt, welche Länder sich am 20sten ° N. bis zum 47° N. Br. und vom 100° bis zum 176° W. L. erstrecken.

Am 18 Sept. lichteten wir in der Weymoabay die Anker, und verließen Atuai, nachdem wir uns mit einem guten Reisevorrath versehen hatten. China war nun unser nächster Bestimmungsort. Unser Kapitain glaubte, daß es am besten wäre, Südwärts zu steuern, bis wir ungefähr im 130° 30′ N. Br. gekommen wären, und alsdann nach Westen vor dem Winde zu gehen, welches wahrscheinlich der beste Strich zum Passatwinde ist. Diese Breite erreichten wir am 21sten. Von da bis zum 8 Oktober gab es wenig Abwechslung. Am 22sten sahen wir Land, und zwar drey Inseln, welche wir, nach Ansons Angabe, für Tinian, Aguigan und Saypan hielten. Tinian ist die größte davon. Der Verfasser von Ansons Reise beschreibt sie wie ein Paradies, sowohl in Ansehung der schönen Ansichten, sondern auch des Ueberflusses der frischen Lebensmittel. Vielleicht ist diese Beschreibung übertrieben. Wir waren froh, daß wir hier nicht zu landen brauchten, da wir noch viele lebendige Schweine am Bord hatten, und unsere Mannschaft gesund war.

Von diesem Tage an bis zum 31sten hatten wir wenige Veränderungen. Am 4 Nov. sahen wir eine kleine Insel, und bald darauf ein höheres Land dahinter. Wir fanden bald, daß es die Inseln Botel Tobago Xima waren. Am 7ten erblickten wir wieder Land, und bald darauf einige chinesische Fischerboote. Am 8ten seegelten wir an; das vor uns liegende Land waren die Lemainseln.

seln. Obgleich sehr viele chinesische Boote in einer kleinen Entfernung von uns waren, so kam doch kein Lootse zu uns an Bord, daher gaben wir ein Zeichen, daß wir einen verlangten, und sogleich kam ein alter Chineser, der Certifikate von verschiedenen Kapitainen, die er nach Makao geführt hatte, vorzeigte. Er verlangte funfzig Thaler, war aber mit dreyßig zufrieden. Fast um Mitternacht ankerten wir auf der Makaorhede, wo wir den Kaiserlichen Adler, Kap. Berkley, der im Nutkasunde gewesen war, antrafen. Von Makao fuhren wir nach Wampo, den Ort unserer Bestimmung, wo ein Mandarinsboot zu uns kam, um unser Schiff zu begleiten, damit es keinen verbotenen Handel treiben möchte. Am 23sten erfuhren wir, daß Kapitain Portlock zu Makao angekommen sey, der am 25sten in unserer Nähe ankerte.

Er hatte, seitdem wir ihn an der nordamerikanischen Küste verlassen hatten, nicht so viel Glück gehabt, als wir; doch waren alle seine Leute gesund und munter. Das lange Boot aber war im Cooksflusse glücklicher gewesen. Von dem Groß-Sund fuhr Kap. Portlock gerade nach den Sandwichinseln, und kam acht Tage nach unserer Abfahrt daselbst an.

Nun wurde unsere Ladung nach Kanton gebracht. Unsere besten Felle, nemlich 2552 Seeotter, 434 Bären- und 54 Fuchsfelle wurden für

funf-

funfzigtausend Thaler verkauft — ein sehr niedriger Preiß, woran verschiedene Fehler, die beym Handel gemacht worden sind, Schuld waren. Auch war der Markt durch mehrere kurz hintereinander von der nordamerikanischen Küste angekommene Schiffe verdorben worden. Und da wir auch unsere Nachhausereise beschleunigen wollten, so konnten wir keine höhere Preise erwarten. Am 5 Febr. lichteten wir unsere Anker und seegelten ab, und am 9ten kamen wir wieder auf die Rhede von Makao. Vom 17ten bis zum 20 Februar hatten wir einen starken Passatwind, und schönes heiteres Wetter. Am 20sten sahen wir die Insel Pulo Sapata, welche in einer gewissen Entfernung viele Aehnlichkeit mit einem chinesischen Schuh hat. Am 29sten erblickten wir das Ufer von Sumatra bey einem gelinden und trüben Wetter, wobey viele Regengüsse fielen. Am 1 März kam ein Schiff, das wir schon seit einigen Tagen in unserer Nachbarschaft seegeln sahen, zu uns, welches der Landsdowne, ein Ostindienfahrer, war. Wir seegelten in seiner Gesellschaft, als er am 2ten einen Nothschuß that, weil er auf den kleinen Sandbänken von Lussipara auf den Grund gerathen war; er wurde aber durch unsere Beyhülfe bald wieder ohne Schaden von denselbigen losgewunden.

Am 13ten ließen wir, beynahe Nord-Eiland gegen über, einen Anker fallen, und liefen hierauf in die Rhede ein, wo wir drey holländische Schiffe, die

die nach Batavia gehörten, antrafen. Unsere Leute fanden vortreffliches Wasser am Sumatra-Ufer, womit unsere Fässer am 15ten gefüllet wurden. Wir hätten auch hier gerne Brennholz gefällt, weil es aber hier viele Einwohner giebt, so fürchteten wir Verdruß, und schickten wir in dieser Absicht Leute nach Nord-Eiland, die eine hinreichende Menge Holz von dort zurückbrachten. Da die Bewohner von Sumatra Malayen sind, so bemerkte auch ich zwischen ihnen und den Bewohnern der Sandwichinseln eine augenscheinliche Aehnlichkeit der Gestalt und Gesichtszüge; nur haben jene eine dunklere Gesichtsfarbe, welche von der grössern Sonnenhitze herrühren mag. Am 16ten seegelten wir wieder von dannen. Vom 17ten bis zum 22sten hielten wir uns in der Meerenge von Sunda, fast ohne weiter zu kommen, welches Kap. Dixon dazu benützte, unsern Wasservorrath zu ergänzen. Unsere abgeschickten Leute hatten auch eine gute Menge Kokosnüsse und Melonen eingekauft, wie auch Seeschildkröten.

Unsere Fahrt war in dem Monat März hindurch, besonders als wir die Meerenge von Banka passirten, am langsamsten, und viel ungesunder gewesen, als während unserer ganzen Reise. Die Ufer von Banka und Sumatra sind niedrig und sumpfigt, und bey den meistens schwachen Winden war das Wetter sehr schwül, daher viele unserer Leute eine entkräftende Hitze überfiel. Zum Glück hatten wir eine gute Menge Chinarinde am Bord,

welche

den Kranken gute Dienste leistete. — Am 30sten wurde beschlossen, daß sich unsere beiden Schiffe trennen, und jedes den nächsten Weg nach St. Helena suchen sollte. Nach vielen Stürmen, durch welche unser Schiff sehr gelitten hatte, am 14 Jun. betrug unsere Breite 17° 6′ und die Länge über 360, so daß wir rings um den Erdball gekommen waren. Da wir auf diese Weise in unserer Rechnung einen völligen Tag verlohren hatten, so borgten wir einen, und schrieben anstatt des 14ten, **Sonntags den 15ten Junius.**

Am 18ten sahen wir die Insel St. Helena, und ankerten zu Mittag auf der dortigen Rhede. Wir hatten das Vergnügen, hier unsern Gesellschafter den König Georg und alle Personen am Bord bey guter Gesundheit zu finden. Als der Kapitain Portlok das Vorgebirg der guten Hofnung umschiffte, blieb er näher an dem Ufer von Afrika, und hatte nicht so schlechte Witterung als wir, so daß er sechs Tage vor uns ankam. Unser Hauptgeschäft auf dieser Insel bestand darinnen, daß wir frisches Wasser einnahmen. Wir hätten zwar eben so nöthig gehabt, uns alle Erfrischungen, welche die Insel liefert, zu verschaffen; allein man gab uns zu verstehen, daß frische Lebensmittel sehr sparsam ausgetheilt würden, weil so viele Schiffe hier anlegten. Wir erhielten nicht mehr, als Dreyviertel frisches Rindfleisch; dieß war alles, was man entbehren konnte; um aber diesen Mangel zu ersetzen, so wurde eine ziemliche Men-

ge Reiß, Kartoffeln und Melonen eingekauft, und unter das Schiffsvolk vertheilt. Bis zum 23sten war die Mannschaft mit Wasserfüllen, Verbesserungen des Tauwerkes und andern Arbeiten beschäftiget, und einige wurden täglich ausgeschickt, um Wasserkresse, Sellery und Münze zu pflücken, welche häufig an dem Ufer wachsen.

Am 24sten lichteten wir die Anker. Unsere Fahrt von St. Helena bis nach Dover hatte wenig Abwechslung, wo wir am 17 Sept. glücklich angekommen sind.

---

## Des
## Kapitain Portlocks
## Reise
### an die nordwestliche Küste von Amerika und um die Welt.

Um den Rauchhandel zwischen der nordwestlichen Küste von Amerika und China zu treiben, vereinigte sich in England 1783 eine Handlungsgesellschaft, unter dem Namen Compagnie vom König Georgs-Sunde, und kaufte zu dem Ende zwey Schiffe, eines von 320 und eine Schnau von 200 Tonnen. Kapitain Portlock wurde zum Befehlshaber des größern Schiffes und der ganzen

gen Unternehmung, Herr Dixon aber zum Commandeur der Schnau ernannt. Beide waren Begleiter des Cook auf seiner letzten Entdeckungsfahrt, und also Männer, die einer solchen Unternehmung gewachsen waren. Das größere Schiff bekam den Namen König Georg und das andere der Königin Charlotte.

Am 29 August kamen die beiden Schiffe vor Gravesand an, und da sie bey Deal und Spithead anlegten, um Lebensmittel und andere Bedürfnisse einzunehmen, so giengen sie erst wieder in der Mitte des Septembers unter Seegel. Bey der Insel Guernsay giengen sie wieder vor Anker, wo sie einen hinlänglichen Vorrath von Branntewein, etwas Portwein und Aepfelcyder an Bord nahmen.

Die Inseln Porto Santo und Madera erblickten sie am 12 Oktober; und am folgenden Tag waren sie vor dem Eingange der Bay von Funchal, worauf sie am 24sten in der Bay Porto Praya auf der Insel St. Jago vor Anker giengen, um ihren Wasservorrath zu ergänzen und einige Erfrischungen einzukaufen. Es wurden Ziegen, Schaafe, Schweine und Orangenfrüchte eingekauft, aber nur ein einziger Ochs, weil der Preiß von zehn Piastern, da das Vieh sehr klein ist, zu hoch schien. Für den gekauften Ochsen wollte der Kaufmann das Geld nicht annehmen, und ließ sich nur mit Mühe dazu bereden. Er bewirthete die Kapitains sehr freundschaftlich, wofür sie ihm

Thee,

Thee, Wein und Branntewein schenkten. Zwey Tage lang durften sich die Leute des Schiffes auf dem Lande lustig machen, und am 29 Oktober giengen die Schiffe mit einer gesunden und vergnügten Mannschaft wieder unter Seegel.

Die Insel St. Jago ist gebirgicht; die Thäler scheinen sehr fruchtbar zu seyn, und man könnte hier mit gehöriger Sorgfalt das schönste Zuckerrohr bauen. Es wird auch Baumwolle hier gebaut. Es scheinen einige Einwohner fleißig und betriebsam zu seyn, aber sie werden von der portugiesischen Besatzung sehr gedrückt, die von den zu Markte gebrachten Produkten eine unmäßige Accise erhebt. Wäre diese Accise nicht, so würde man Schaafe, Ziegen, Schweine, Geflügel, Orangen, Citronen, Limonien, Pisangs u. s. w. wohlfeil bekommen. Ueberhaupt ist St. Jago eine gute Station für Schiffe, die entweder auf den südlichen Wallfischfang gehen, oder das Kap Horn umschiffen wollen.

Seit der Abfahrt von dieser Insel war das Wetter sehr schwül und es fielen starke Regengüsse. Da nun bey einer solchen Witterung die Mannschaft leicht erkranket, so wurden, so oft es das Wetter gestattete, die Kleider und Bet en der Matrosen aufs Verdeck gebracht, um sie zu durchlüften. Auch im Innern der Schiffe wurde für frische Luft gesorgt. Es wurde auch abwechselnd Sauerkraut, süßer Malztrank, eingesalzene Kohl-

sprossen und Fleischbrühtafeln gegeben. Dadurch bekamen die Schiffe auf dieser ganzen Fahrt nicht einen einzigen Kranken.

Am 16 November passirten sie den Aequator im 25sten ° westl. Länge bey einem gemäßigten Südost-Passat und schönem Wetter. Am 24ten kam Kapitain Dixon zu dem Kapitain Portlok an Bord, und es wurde beschlossen, nach Port Egmont auf die Falklandsinseln zu gehen, um daselbst der Mannschaft Erholung zu verschaffen, und frisches Wasser einzunehmen, damit die Schiffe nicht bey dem Kap Horn einen Hafen aufsuchen dürften. Am 3 Dec. hörte der Südost-Passat im 24° Süd. Br. auf, und an seine Stelle trat ein frischer Südwest, der aber immer südlicher ward. Am 12ten sahen sie das Meer mit einer ungeheuren Menge Laich angefüllt. Bey näherer Untersuchung wurde es für Garneelen-Laich erkannt. Jedes Theilchen war so groß wie eine kleine Bohne, durchsichtig und gallertartig, und enthielt in der Mitte eine kleine lebendige, aber noch nicht zur Reife gekommene Garneele, ein Insekt, das unter die Krebsarten gehört. Kapitain Portlok vermuthete, daß dieses Laich aus dem Platafluſſe komme, dessen Mündung sie jezt gegen über waren. Vermuthlich lockt dieses Laich auch die vielen Kaschelotte her, die man hier in groſser Anzahl schwimmen sah. Am 2 Jan. sahen die Schiffe die Falklandsinseln vor ihnen liegen. Da aber das Wetter neblicht, der Wind unbeständig, und

oft

oft ganz schwach war, da sie auch wegen Mangel einer Specialkarte nicht gleich den rechten Hafen finden konnten, so giengen sie erst am 5 Januar 1786 in Port Egmont vor Anker.

Als unsere Seefahrer gelandet waren, so fanden sie am Strande viele Seelöwen, von denen sie einige tödeten, und sich aus ihrem Fette Lampenöl bereiteten. Das Land fanden sie in einem ganz wilden Zustande, ohne einige Spur von ehemaliger Kultur. Kein Holz fanden sie nicht, aber doch die Wurzeln einer langen, groben Grasart, die getrocknet einen guten Torf abgiebt. Da sie am 7ten Wasser gefüllt hatten, so wurde der folgende Tag der Mannschaft zur Ergötzung auf dem Lande gegeben, wobey die Kapitains eine doppelte Portion Branntewein austheilen und ein Schwein schlachten ließen, um sie mit frischem Fleische zu traktiren. Bey einer Streiferey in das Innere der Insel hatten die Leute die Ueberbleibsel einer ehemaligen Niederlassung gefunden. In den Gärten blühten noch einige Blumen; auch fand man noch etwas Rettig, Schalotten, kleine Kartoffeln und sehr ausgearteten Sellery. Die Leute erblickten auch ein Schwein, welches aber so wild war, daß sie es nicht fangen konnten. Nach einigen Tagen sah man auch in einiger Entfernung einen Stier, eine Kuh und einige Schweine, welche vermuthlich von den Engländern, als sie 1774 die Inseln räumten, zurückgelassen worden sind. Man versäumte es übrigens nicht, eine große An-

zahl Seehunde und Seelöwen zu erschlagen, deren Thran und Häute benutzt wurden.

Am 15ten kam ein kleines Fahrzeug an, von dem man erfuhr, daß zwey zum Thransammeln bestimmte englische Schiffe in einem guten Hafen bey Swan Eiland vor Anker lägen. Das eine Schiff hatte dreyhundert Tonnen Oel am Bord, welches man von den sogenannten Seeelephanten gewinnt. Ein guter Seeelephant giebt eine halbe Tonne Oel, das man wegen der Reinigkeit des Fettes ohne Schmelzen erhält. Man packt das Fett nur in Tonnen, worauf es selbst in Oel zerfließt.

Am 23 Jan. giengen die Schiffe unter Seegel. Am 6 Febr. fiengen sie an gegen Westen zu steuern, da sie nunmehr 60° 9′ S. Br. und 70° 13′ W. L. erreicht hatten. In dem Meere von Chili fanden sie gegen die gewöhnliche Meinung starke Nord- und Westwinde, die mit heftigen Stössen untermischt waren. Die beyden Kapitains wurden einig, den Lauf nach Norden fortzusetzen, und die Inseln los Majos aufzusuchen, welche die Spanier im 40° N. Br. und 135° W. L. entdeckt haben, damit sie nicht bis nach den Sandwichinseln, der Erfrischungen wegen, seegeln dürften. Doch ward Owaihi zum Sammelplatz bestimmt, wenn sich die Schiffe trennen sollten. — Am 15ten fanden sie eine Schildkröte, welche fünf und sechzig Pfund wog, und der Mannschaft zum Osterschmause diente. Da sie an diesem Tag einen

nen groſsen Schwarm von weiſsen Vögeln erblickten, so schloſsen sie daraus, daſs sie nicht weit vom festen Lande wären.

Nun war das Wetter wieder sehr schwühl, und die Regengüsse stark und heftig. Es fieng auch der Scharbock an sich zu zeigen. Zum Glück hatten sie von den Falklandsinseln einige Fässer voll Gartenerde mitgenommen, und Senf und Kresse hineingesäet, deren Pflänzchen jezt im schönsten Wachsthum standen. Kap. Portlok hatte auch vor der Abreise aus England in ein Faſs Meerrettig gepflanzt, der nun auch hervorgrünte. Durch den Genuſs dieser frischen Gemüse wurde der äuſserst kranke Bootsmann wieder besser.

Am 12 May hoffte man Los Majos ansichtig zu werden; aber vergebens. Daher wurde beschlossen, ohne weitern Zeitverlust nach den Sandwichinseln zu seegeln. Am 24sten erblickte man die Insel Owaihi, deren östliche und südöstliche Ufer sehr fruchtbar und anmuthig zu seyn schienen; die südliche und südwestliche Gegend aber ist ganz unfruchtbar und schien mit einer Art von Lava bedeckt zu seyn.

Wir suchten nun die Bay Karakakua auf, wurden aber durch unbeständige Winde aufgehalten. Da wir Abends am Monde viele Feuer bemerkten, so besorgten wir, daſs die Insulaner gegen uns aufgebotten würden. Wir bemerkten auch an den

Insulanern, die in Kanots zu uns kamen eine gewisse Schüchternheit, und sie fragten oft nach dem Kapitain King, woraus wir auf ihre Besorgniß schlossen, daß wir gekommen wären, um Cooks Tod zu rächen. Die Eingebohrnen umringten am folgenden Tag das Schiff in großer Anzahl, und verlangten mit Ungestümm an Bord; sie waren dabey kühn und unverschämt. Sobald wir den Ankerplatz erreicht hatten, vermehrte sich die Anzahl der Eingebohrnen um unser Schiff, die bald an dem Ankertau, bald an den Seiten in das Schiff kletterten. Unterdessen kauften wir viele Schweine, Salz, Pisangs, süße Erdäpfel und vortrefliche Aronswurzeln. Um Mitternacht, da noch immer rings um die Bay Feuer brannten, kam ein Eingebohrner mit einer brennenden Fackel vom Lande, wahrscheinlich in der Absicht, das Schiff anzuzünden. Mit Anbruch des Tags besuchte uns wieder eine ungeheure Anzahl Menschen, und es war noch kein Befehlshaber unter ihnen, der sie im Zaum gehalten hätte. Wir mußten daher Schildwachen mit blanken Säbeln ausstellen, um sie vom Schiffe abzuhalten.

Bey solchen Umständen beschlossen wir, die Bay Karakakua so bald als möglich zu verlassen. Um 9 Uhr gab ich Befehl den Anker zu lichten, aber das Gedräng um das Schiff war so groß, daß unsere Boote kaum an den Ankerboy kommen konnten. Um mir also Luft zu machen, ließ ich mit den Kanonen blind feuern, und zu gleicher

Zeit

Zeit die Flagge aufstecken, auch von der Mastspitze einen weißen Wimpel wehen, zum Zeichen, daß das Schiff Tabu wäre, d. i. als heilig nicht berührt werden dürfte. Dieß that sogleich Wirkung; die Insulaner flohen bestürzt an das Ufer. Sobald wir uns ausser der Bay vor Anker gelegt hatten, brachten sie uns in ihren Kanots Schweine und Pflanzen, und wir setzten den Tauschhandel auch am folgenden Tage fort. Sie brachten uns auch frisches Wasser in Kürbisflaschen, das wir gegen Nägel eintauschten, und uns desto erwünschter war, da wir noch keine Hofnung hatten, unsern verminderten Wasservorrath zu ergänzen.

Am 1 Jun. giengen wir an der Südostspitze der Insel Woahu vor Anker in einer Bay, welche den Namen König-Georgsbay erhielt. Die Einwohner brachten uns sogleich Kokosnüsse und Pisangfrüchte, auch etwas Zuckerrohr, wofür wir ihnen Stückchen Eisen und andere Kleinigkeiten gaben. Wir konnten hier keinen bequemen Platz zum Wasserfüllen entdecken, und daher begnügten wir uns mit dem Wasser, welches uns die Eingebohrnen zum gegenwärtigen Gebrauche zuführten, und wovon wir ihnen eine Kürbisflasche voll, von ungefähr zehn Maas, mit einem Nagel bezahlten. Die Kranken und Wiedergenesenen wurden unter Aufsicht des Wundarztes ans Land geschickt, wo sie von den bisher friedfertigen Eingebohrnen nicht mißhandelt wurden. Von einem alten Priester, der uns täglich besuchte, und allezeit ein kleines

Ferken und einen Palmzweig zum Geschenk brachte, erfuhr ich, daß der jetzige König Tahiterri hieße, und daß seine Residenz in der Bay jenseits der Westspitze liege. Er wollte, daß wir uns dort vor Anker legen sollten; wir blieben aber lieber in der König Georgs Bay, weil wir hier täglich einen erfrischenden Seewind hatten, und die Gegend sehr schön war. Alles war angebaut, und mit Pflanzungen von Zuckerrohr, Tarrowurzeln und süßen Erdäpfeln bedeckt, zwischen welchen Kokosbäume hervorragten und die Landschaft zierten.

Am 5ten steuerten wir aus der Bay, und als wir der Spitze Rose gegen über waren, kam der alte Priester noch einmal, und brachte als ein Geschenk von Tahiterri einen schönen Federhelm, wofür ich ihm ein paar große Hobeleisen schenkte. Dem alten Priester gab ich ein Kasket von unserer leichten Reiterey, worüber er erfreut war. Es begleiteten uns noch einige Kanots, die uns fliegende Fische, die größten, die ich je gesehen hatte, verkauften, sie waren zehn bis zwölf Zoll lang und wurden von den Insulanern in Netzen gefangen. Hier muß ich noch bemerken, daß die Insel Woahu, nach meinem Erachten, unter allen Sandwichinseln die schönste ist und den Europäern, die sich daselbst niederlassen wollten, die meisten Vortheile darbietet, denn es ist kein unfruchtbares Fleckchen auf der ganzen Insel. Von den Kriegern hatten sich viele auf eine Art tattauirt, wie

ich

ich es auf den Sandwichinseln nie gesehen hatte, indem die Gesichter von Punkturen ganz schwarz waren.

Die Regierung dieser Insel scheint seit 1778 eine gänzliche Veränderung erlitten zu haben. Von allen damaligen Fürsten ist bloß der König von Woahu, Tahiterri, noch übrig, der zugleich die Inseln Morotai und Mauwi beherrscht.

Am 6 Jun. erblickten wir die Insel Atuai, und am 7ten segelten wir an der Ost- und Südostseite hin, wo die Gebirge bis an ihre Gipfel mit hochstämmigen Wäldern bedeckt sind. Hier sieht man auch keine Einwohner und keine Spuren von Kultur; aber sobald wir die Südostspitze umschifft hatten, sahen wir das Land meistens angebaut und mit zerstreuten Wohnungen besäet. Wir richteten unsern Lauf nach Onihiau, und legten uns am 8ten in der Westbay vor Anker, wo uns sogleich die Insulaner Yamswurzeln und Patatten, auch kleine Ferkeln brachten, die wir gegen Glaskorallen und Nägel eintauschten. Wir kauften hier einen guten Vorrath von Yamswurzeln ein; aber der Handel mit Schweinen fiel mager aus. Als ich den Statthalter dieser Insel mit etwas rothem Tuch und zwey großen Hobeleisen beschenkte, so schickte er sie sogleich an den König Taheo nach Atuai, und versicherte, daß ich eine Gegengefälligkeit dafür erhalten würde, und am 10ten geschah dieses wirklich, denn es kamen einige

große Kanots, in welchen die Eingebohrnen eine Menge Schweine, Aronswurzeln und Zuckerrohr zum Verkauf brachten. Dafür schickte ich dem König ein Kasket, und, auf ausdrückliches Verlangen des Statthalters, einen Armstuhl aus meiner Kajütte zurück.

Wir beschäftigten uns jezt eifrig mit Eintauschung von Lebensmitteln, mit Schweineschlachten und Einsalzen des Fleisches. Die Matrosen, die noch nicht ganz hergestellt waren, ließ ich täglich spatzieren gehen, welches ihnen sehr wohl bekam. Zu unserm Vorrath an frischen Lebensmitteln kauften wir auch einen Vorrath von gesalzenen Fischen, die von vortreflichem Geschmacke waren. Es wurden auch bisweilen Kunstwerke zum Verkauf gebracht; unter andern kaufte ich ein paar Fliegenwedel, deren oberes Ende aus den schönsten Vogelfedern bestand, und deren Griffe von Menschenknochen sehr zierlich mit Stückchen von Schildkrötenschaalen belegt waren. Am 13 Jun. seegelten wir, nachdem wir vielen Vorrath eingenommen hatten, aus der Bay ab, die wir wegen des eingenommenen großen Vorraths die Yambay nannten. Aus der Süßwurzel oder Ti lernte ich ein sehr gutes Bier brauen, das nicht nur ein sehr wohlschmeckendes Getränke, sondern auch ein gutes Mittel gegen den Schaarbock war.

Jezt richteten wir unsern Lauf nach dem Cooksfluſſe. Am 29 Jul. sahen wir viele Seehunde,

ob

ob wir gleich noch sehr weit von der amerikanischen Küste entfernt waren. Daher vermutheten wir, daß wir ein noch unbekanntes Land in der Nähe hatten, da wir auch auf Cooks letzter Reise im 41° 50′ N. B. und 142° 30′ W. L. bey einem Stück Holz vorbeysegelten, das noch nicht lange im Wasser gelegen zu haben schien, und von Westen her kam. Wir glaubten also hier bald Land zu sehen; aber das Wetter war mehrere Tage bey beständigen Staubregen so trübe, daß wir eine deutsche Meile weit vom Lande hätten hinseegeln können, ohne es ansichtig zu werden.

Am 3 Jul. wurde es heiter und wir befanden uns im 44° 4′ N. B. und 151° 12′ W. L., und am 15ten gegen Abend erblickten wir die amerikanische Küste. Wir seegelten zwischen dem Kap St. Hermogenes und dem Kap Elisabeth hinauf, bis wir am 19ten etwas südlich vom Kap Bede eine Oefnung entdeckten, die einem Hafen ähnlich war. Zu unserm Erstaunen hörten wir einen Kanonenschuß vom Lande her; es war aber ein so dichter Nebel, daß wir den Rauch des Schusses nicht sehen konnten. Wir löseten nun auch eine Kanone, welches uns vom Lande wieder beantwortet wurde. Hierauf kamen Leute in einem Boote an unsern Bord, welches Russen waren. Da niemand von uns rußisch sprach, so konnten wir sie nicht verstehen. So viel brachten wir heraus, daß sie von Kodjack gekommen wären, um im Cooksflusse zu handeln. Sie nahmen Herrn Macleod

cleod in ihrem Boote mit ans Land, der uns die gute Nachricht zurückbrachte, daß wir eine sichere Einfahrt in den sehr bequemen Hafen vor uns hätten. Die Wohnungen der Russen schienen ihnen nur zu einem Sommeraufenthalt zu dienen, weil es bloße Zelten von grober Leinwand oder Thierhäuten waren. Ihr Kommando bestund aus 25 Mann; sie hatten auch eine Anzahl Eingebohrner bey sich, welche wahrscheinlich zu Unalaschka oder Kodiak zu Hause waren. Der Kommandant der Russen brachte mir vortreflichen Lachs zum Geschenk, den sich die Mannschaft schmecken ließ; ich gab ihm dagegen Yamswurzeln, Rind- und Schweinefleisch, auch einige Flaschen Branntewein, den sie aber sehr vorsichtig genossen, um keinen Rausch zu bekommen, aus Furcht von den benachbarten Einwohnern überfallen zu werden.

Ich lief eigentlich aus Mangel an Holz in diesen Hafen ein, und da unsere Leute Bewegung nöthig hatten, so konnten wir hier an einem unbewohnten Orte unsere Geschäfte ruhig verrichten. Am 21 Jul. früh stieg ich ans Land und fand am Strand einen Bach von gutem Wasser, auch Fichten, schwarze Birken und Pappeln in Menge; es waren Kiefern darunter, die Schiffen von 400 Tonnen zu Hauptmasten dienen konnten. Weil aber der Platz zum Laden nicht bequem war, so fand ich tiefer in dem Hafen einen bessern, wohin ich sogleich Zimmerleute schickte, um Stangen zu ihrem Gebrauch zu hauen, indessen ein anderer

Theil

Theil der Mannschaft Brennholz fällen mußte. Ob sich gleich noch keine Eingebohrne zeigten, so machte uns doch die Behutsamkeit der Russen wachsam. Wir warfen unser großes Netz aus, fiengen aber nur wenige Köhler. Der rußische Befehlshaber machte mir eben einen Besuch, und gab mir zu verstehen, daß dieser Ort zum Fischen nichts tauge, daß es aber in der Nähe seines Aufenthaltes Fische genug gäbe; und dort fiengen wir auch ungefähr 30 Lachse und einige Schollen.

Die Niederlassung der Russen lag auf einer angenehmen Fläche. Sie hatten zwey von Häuten verfertigte Boote, deren jedes mit zwölf Rudern versehen war. Der Anführer und die Indianer wohnten in einem mit grober Leinwand bedeckten Zelt, und die andern schliefen unter den ans Land gezogenen umgekehrten Booten. Sie haben kein Brod, und nähren sich vornemlich von Fischen, auch bereiten sie aus der Wurzel einer Pflanze, die Steller Serena nennt, eine Speise, die wohlschmeckend seyn würde, wenn sie keinen Thran daran thäten. Auch haben sie sehr guten Thee. Sie hatten drey Weiber bey sich, eine aus Unalaschka, und die beyden andern aus Kodiak. Als ich sie besuchte, bereiteten einige die rohen Seeotterfelle, andere besserten die Boote aus, und andere putzten ihre Gewehre. Die meisten Indianer waren auf der Jagd. Alles war wegen der Eingebohrnen besorgt, weil sie schon Versuche eines Ueberfalls gemacht hatten. Der Befehlsha-

ber

ber schilderte sie als ein grausames Volk, aber die von Kodiak und Unalaschka sehr vortheilhaft.

Am folgenden Morgen wurde ein sehr reicher Fischfang gemacht, indem das Schiff schwer beladen mit vortreflichem Lachs zurückkam, daher ließ ich der Mannschaft statt der gesalzenen Schiffskost Fische mit Yamswurzeln kochen. Hierauf gieng ich mit dem Kap. Dixon im Wallfischboot aus, um die Bay aufzunehmen. Der Hafen läuft neun englische Meilen ostsüdostwärts ans Land, und, wo er sich endigt, ergießt sich in ihn ein Fluß mit mehrern Mündungen. Hier sind sichere Buchten mit vortreflichem Strande, wo man im Nothfall ein Schiff ohne die geringste Gefahr ans Land ziehen konnte. Der Fluß war jezt zur Zeit der Ebbe von geringer Breite, wimmelte aber von Lachsen, und an den Ufern fanden wir Spuren von Bären und Elennthieren. Mit der ankommenden Fluth ruderten wir in einen Arm des Flusses hinauf, wo wir einen großen braunen Bären gewahr wurden, der aber, sobald er uns bemerkte, sehr schnell in ein Gehölze lief. In Zeit einer Stunde sahen wir mehr als zwanzig Bären, die aber alle so schüchtern waren, daß wir keinen schießen konnten.

In Erwartung eines günstigen Windes begab ich mich mit Kap. Dixon in eine bequeme und sichere Bucht, an deren westlichen Ufer wir ans Land stiegen, wo wir einige Schichten von Glanzkohlen

kohlen entdeckten, von denen sich einige Stücken leicht ablöseten, mit welchen wir bey unserer Zurückkunft an Bord die Probe machten, und fanden, daß sie hell und klar brennten. Am 26sten giengen wir unter Seegel. Vom Gipfel des Vulkans stieg eine große Rauchsäule auf, Feuer aber sahen wir nicht. Wir fanden keine Spuren, daß die Küste hier bewohnt wäre, ob sie gleich anmuthig und gegen die kalte Witterung geschützt zu seyn scheinet.

Am 28 Jul. giengen wir an dem westlichen Ufer des Cooksflusses vor Anker, und wurden von zwey kleinen Kanots besucht. Die Eingebohrnen brachten einige getrocknete Lachse, welche sie für Glaskorallen verkauften. Am folgenden Tag sahen wir zwey große und mehrere kleine Kanots vom Ufer abstoßen. In einiger Entfernung von uns stimmten sie einen Gesang an, näherten sich hierauf dem Schiff und breiteten zum Zeichen ihrer friedlichen Gesinnung ihre Arme aus, einige hielten auch grüne Pflanzen in die Höhe. Die meisten hatten die Gesichter über und über mit Ocker und Reißbley eckelhaft beschmiert. In den Ohren und Nasen hiengen blaue Glaskorallen, auch Zähne, und die Unterlippe war horizontal durchschnitten, und auf ähnliche Weise verziert. Wir tauschten von ihnen gegen zwanzig Seeotterfelle und einige Mäntel ein, die aus den Fellen des Ziesels (Mus litillus Linn.) sehr niedlich zusammengesetzt waren. Sie handelten mit uns ehrlich, und

nach

nach einiger Bedenklichkeit wagte sich ihr Oberhaupt nebst einigen Begleitern in unser Schiff, und ruderten, vergnügt mit ihrer Aufnahme, wieder an das Land zurück.

Unser Schiff lag im 60° 49′ N. Br. Am folgenden Tag besuchten uns wieder einige Kanots, und wir kauften von ihnen gute Seeotterfelle und Mäntel von Zieselfellen, nebst Waschbären und Füchsen; auch brachten sie uns vortreflichen Lachs in großer Menge, wofür wir Glasperlen und Knöpfe gaben. Wir handelten einige Tage ruhig fort, nur daß die Eingebohrnen nach ihrer Nationalsitte uns bestohlen; unter andern entwandten sie den eisernen Hacken von einer Winde und den eisernen Handgriff eines Schleifsteines. Ein bejahrter Befehlshaber gab dem Kap. Dixon zu verstehen, daß kürzlich zwischen den Russen und Eingebohrnen ein Gefecht vorgefallen wäre, das vermuthlich wegen eines Diebstahls entstanden war. Nachdem sie mit dem großen Kanot zwey Tage abwesend gewesen waren, so zeigten sie bey ihrer Zurückkunft uns an, daß das ganze Land am Cooksfluße vom Pelzwerk entblößt wäre, und daß sie keine mehr auftreiben könnten. Daher nahm ich mir vor, bey der nächsten Gelegenheit diesen Fluß zu verlassen, und nach Prinz Williamssund zu gehen, wo wir mit dem schönsten Pelzwerk reichlich versehen zu werden hofften.

Um diese Zeit hatten wir fast unaufhörlich ungestümmes Wetter; doch brachten uns kleine Ka-

nots

nots Lachse zu verkaufen. Einige am Bord gekommene Eingebohrne beschenkte ich mit einem Messer, einem Bohrer und einigen Glaskorallen. Sie wußten nicht, was sie mit den Bohrern anfangen sollten; als ich ihnen aber den Nutzen derselbigen zeigte, und damit ein Loch in ein Holz bohrte, so schätzten sie dieselben höher, als die andern Geschenke.

Nach Westen hin giebt das Land einen schönen Anblick von abwechselnden Thälern und Hügeln, die größtentheils mit Tannen und Gebüsche bewachsen sind. Aus den Thälern fließen verschiedene Bäche in die See; auch sahen wir einige Häuser und ein Gerüste, auf welchem der Lachs getrocknet wird. Das hohe Schneegebirg im Hintergrunde macht diese Gegend malerisch schön. Die Luft war auch wegen des Sturms mild geblieben, und die Witterung scheint hier nicht so rauh zu seyn, als man glaubt. Man findet hier Brombeeren, die so gut wie die europäischen schmecken; auch gediegenen Schwefel, Ginseng, Schlangenwurz, Reißbley, Steinkohlen und den köstlichsten Lachs im Ueberflusse. Die Eingebohrnen tauschten ihre Waaren ehrlich und betrugen sich friedlich.

Am 10ten giengen wir unter Seegel und nannten die verlassene Bay die Handelsbay (Trading-Bay). Der Wind war mehrentheils schwach und veränderlich, und wir erreichten am 13ten die Mündung des Flusses. Bey dem Kap Elisabeth

würde man mit dem besten Erfolg Wallfische fangen können, die hier an den Küsten sich in großen Schaaren sehen lassen. Erst am 17 Aug. giengen wir bey dem Eingange des Prinz Wilhelm Sundes vor Anker, konnten aber nach vielen vergeblichen Versuchen nicht einlaufen; daher beschlossen wir, den Nutkasund zu unserm Winteraufenthalt zu wählen, und verließen am 28sten die Küste. Am 9 Sept. lag uns der Berg Fairweather Ostnordost, und nun wendeten wir uns nach Nordosten um den Eingang des Croß-Sundes zu erreichen. Da wir ihn aber hier verfehlten, legten wir die Schiffe um, und seegelten südlich. Von dem anhaltenden schlechten Wetter befürchtete ich, daß wir schwerlich einen Hafen an der Küste erreichen würden, in welchem Fall wir nach den Sandwichinseln seegeln, um daselbst einen Wasservorrath einzunehmen und den Winter zuzubringen. Daher mußte ich meine Leute auf eine bestimmte Portion Wasser einschränken.

Am 14 Sept. erblickten wir das Land bey dem Kap Edgecumbe; aber wir fanden weder einen Hafen, noch eine sichere Bay, obgleich Cook hier die Insel-Bay angiebt. Wir kreuzten noch bis zum 16ten mit veränderlichem Wetter herum, und da wir keine Hofnung hatten, einen Hafen hier zu finden, so richteten wir unsern Lauf nach König-Georgs-Sund. Am 21sten, im 50° 47′ N. B. und 129° 28′ W. L. sahen wir eine Insel, und am folgenden Morgen lag schon Woody-Point, welche

welche den Eingang des Sundes bildet, drey Seemeilen weit von uns da. Es schien sich hier eine Bay zu öfnen, aber das ausgeschickte Wallfischboot fand nirgends einen sichern Ankerplatz. Wir seegelten nun ostwärts nach König Georgs Sund, mußten uns aber Abends wegen der Dunkelheit vom Lande entfernen. Am Morgen fuhren wir wieder gegen die Küste, und Nachmittag sahen wir ein Kanot vom Lande kommen. Es waren zwey Männer darinnen, die wir aber nicht bereden konnten, an Bord zu steigen. Wir kauften ihnen einige Fische ab, und gaben ihnen einige geringe Geschenke. Die Winde verhinderten uns abermals, den Sund zu erreichen, und wir hatten große Ursache uns von der Küste zu entfernen, da alles einen großen Sturm zu verkündigen schien. Um 11 Uhr in der Nacht war der Sturm auch schon so heftig, daß wir mit der Anstrengung unserer ganzen Mannschaft kaum im Stande waren, die Seegel einzuziehen. Um drey Uhr verwandelte sich der Wind in einem wütenden Orkan, der die Wellen so fürchterlich anschwellte, daß unser Schiff hin und her geworfen wurde, und die Zimmerhölzer von der gewaltsamen Bewegung krachten. Keine schrecklichere Nacht habe ich nie erlebt. Das erhabene Schauspiel der wie Berge aufgethürmten Wogen machte der brüllende Donner, die funkelnden Blitze, die Regenfluthen, und besonders die an jeder Mastspitze, und an den Enden aller Raen leuchtenden Meteore, die der englische Matrose Compasantes nennt, deren Glanz wenigstens so

helle war, als wenn wir eben so viele Laternen ausgesteckt hätten, noch fürchterlicher. Ausserdem flatterten ähnliche elektrische Flämmchen um alle Theile des Tau- und Takelwerkes. Die Seefahrer glauben, daß diese Erscheinung den höchsten Grad und das baldige Ende des Sturmes verkündige; und dieß fanden wir dießmal bestättigt. Nach einem äusserst heftigen Windstoß, der aber nur ein paar Minuten dauerte, trennten sich die Wolken, es wurde ruhiger und um sechs Uhr war es fast windstille.

Doch dauerte das schlechte Wetter und die hohle See fort; unsere Seegel und unser Tauwerk hatten sehr gelitten, und der Mannschaft war Erholung nöthig, daher steuerten wir am 29ten Sept. nach Süd gen Westen, um die Sandwichsinseln aufzusuchen. In der Mitte des Oktobers zeigte sich bey einigen Leuten der Scharbock, daher gab ich der Mannschaft täglich statt des Branntweins ein Nössel Portwein. Am 26sten erblickten wir im 32° 36 N. B. und 143° 35′ W. L. viele Tropikvögel, von denen einer einen kleinen Landvogel, der fast wie ein Schnepfe aussah, verfolgte.

Am 14 November erblickten wir endlich, aber noch in einer weiten Entfernung, den hohen Berg von O-Waihi, und am 16ten schifften wir längst dem Ufer hin. Es wagten sich einige Kanots zu uns, die nur wenige Fische brachten, weil es gefährlich war, bey dem starken Winde und der hohen

hen See mit einer Ladung auszulaufen. In der Nacht sahen wir auf dem Lande verschiedene Feuer, wodurch vermuthlich unsere Ankunft bekannt gemacht wurde. Am folgenden Morgen segelten wir mit einem sanften Ostwinde nordwestwärts, konnten aber nirgends einen Ankerplatz finden, indem die hohen Wellen heftig an die Küste schlugen, die hier aus steilen, schwarzen Felsen besteht.

Indem wir nahe an der Küste hinfuhren, versammelten sich die Eingebohrnen haufenweise am Strande, und schwangen Stücke von ihrem weissen Zeuge, als Freundschaftszeichen, in die Luft. Während wir ab und zu kreuzten, erschienen die Eingebohrnen mit großen Vorräthen an Schweinen, Pisang- und Brodfrüchten, Kokosnüssen, Aronwurzeln, Hühnern, wilden Gänsen und Salz. Wir gaben ihnen Nägel, Beile und allerley Spielsachen dafür, und trieben den Handel so lebhaft, daß wir in vier Stunden so viele Schweine hatten, daß wir mit ihrem eingesalzenen Fleische sieben große Fässer füllten. Eine ungeheure Anzahl kleiner Schweine behielten wir zur Verköstigung der Mannschaft mit frischem Fleische. An Pflanzenspeisen hatten wir gegen hundert und sechzig Zentner eingekauft. Das Salz betrug an Gewicht gegen hundert Zentner.

Die handelnden Einwohner betrugen sich ehrlich; die müßigen Zuschauer aber äusserten ihre gewöhnliche Neigung zum Stehlen. Einer kroch an

den Steuerruderketten hinauf, stieg durch das Fenster in die Kajüte, stahl den Azimuthkompaß, und entwischte damit glücklich, obgleich auf dem Hintertheile des Schiffes eine Schildwache ausgestellt war. Es wurden noch viele Kleinigkeiten gestohlen, und man darf sich nicht darüber wundern, da manchmal zwischen zwey und dreyhundert Kanots zugleich um unser Schiff herum waren. Unser ausgeschicktes Boot fand auf Sand und Korallengrund gegen fünf und zwanzig Faden Tiefe, aber in der Bay nirgends einen sichern Ankerplatz. Wir beschlossen also noch ein paar Tage hier ab und zu zu kreuzen, um einen guten Vorrath zum Einsalzen für die weitere Fahrt einzuhandeln. Wir hatten jezt alle große Schweine weggekauft, und diese Gegend der Insel O-Waihi ziemlich ausgeleert. Da aber unsere Schiffe wenig frisches Wasser hatten, und unser Tauwerk ausgebessert werden mußte, so hielten wir es für nöthig nach König Georgs Bay auf Woahu zu gehen, wo wir sicher liegen, und unsere Schiffe bequem ausbessern konnten.

Wir kreuzten wegen des unbeständigen Windes noch bis zum 30 November herum, an diesem Tage aber ließen wir um vier Uhr Nachmittags in König Georgs Bay den großen Buganker fallen. Es besuchten uns bald einige Kanots, die aber nicht viel zum Verkauf brachten. Die Ufer dieser Bay sind nicht volkreich. Wir gaben den Eingebohrnen zu verstehen, daß sie uns Wasser schaf-

fen

fen sollten; allein sie versicherten, daß nicht nur das Wasser, sondern auch alle Produkte der Insel auf Befehl des Königs Tabu, d. i. auszuführen verboten wären. Ich gab also einem Mann, der das meiste Ansehen zu haben schien, ein Geschenk für den König, und ein anderes für den alten Priester, meinen Bekannten, mit dem Auftrag, daß der König das Tabu aufheben möchte.

Am folgenden Morgen kamen viele kleine und große Fahrzeuge in die Bay, und bald darauf besuchte mich der Priester, der in einem großen mit Zweigen der Kokospalme geschmückten Kanot fuhr, und mir ein kleines Schwein, als das Symbol des Friedens und der Freundschaft, überreichte. Er brachte die Nachricht, daß mich der König bald besuchen würde. Gegen Mittag kam er auch. Er saß in einem großen von sechzehn Männern geruderten Kanot, und war von vielen Befehlshabern umgeben. Er fuhr dreymal feyerlich um das Schiff, und stieg dann beherzt allein hinauf, beschenkte mich mit einigen Schweinen und Früchten, wofür ich ihm ein Gegengeschenk ertheilte, womit er sehr zufrieden war. Jeder seiner Begleiter schenkte mir auch etwas, und ich suchte es ihnen zu vergelten, um ein freundschaftliches Verkehr zwischen uns zu befestigen. Der König Tahiterri ist ein wohlgebildeter Mann, gutmüthig, verständig und von seinen Unterthanen geachtet. Er blieb fast den ganzen Tag bey uns, und gab seinen Unterthanen Befehl, uns mit Wasser und allen

dukten der Insel zu versorgen. Und dieß hatte die beste Wirkung; das Tabu hörte sogleich auf, und wir erhielten Lebensmittel im Ueberfluß.

Am 3 December besuchte mich der König und mein alter Freund, der Priester, wieder. Dieser trank nach seiner Gewohnheit eine ungeheure Menge Awatrank, der ihn in den elendesten Zustand versetzte. Er war ganz entkräftet, und am ganzen Leibe mit einem Ausschlage bedeckt. Zwey von seinen Bedienten mußten ihm so unabläßig die Awawurzel kauen, daß ihre Kinnbacken ermüdeten, und er oft andere Awakäuer miethete, denen er einen Mundvoll mit einer Glaskoralle bezahlte. — Am 4ten brachte uns der König viele vortrefliche Fische von der Art der Seebarben zum Geschenk. Er genoß zwar von unsern Speisen, aber er trank keinen Tropfen Wein oder Branntewein; auch keinen Awa, sondern reines Wasser. Es gefiel ihn, daß wir ihm Achtung bezeigten, er hielt aber auch immer unter seinen Leuten gute Ordnung, daß sie uns nicht lästig wurden. Ausser Wasser und Lebensmitteln erhielten wir auch einen großen Vorrath an Brennholz, den wir gegen Nägel und Knöpfe eintauschten.

Am 5ten bemerkten wir um das Schiff viele Hayfische, deren wir einige fiengen. Nachdem wir die Leber herausgenommen hatten, schenkten wir sie den Insulanern, die darüber eine große Freude hatten; denn eingesalzen ist ein solcher Fisch für

für sie ein erwünschtes Gericht; mit der Haut beziehen sie ihre Trommeln, und die Zähne befestigen sie in ein hölzernes Instrument, dessen sie sich statt eines Messers bedienen. Es kam eine unzählige Menge Menschen die ganze Zeit über an unser Schiff, und wer keinen Kahn hatte, schwamm vom Ufer eine Strecke von 2 englischen Meilen zu uns, plätscherte den ganzen Tag im Wasser herum, und schwamm alsdann so frisch wieder zurück, als wenn er nur einige Schritte weit hergeschwommen wäre.

Am 2ten schickte ich den Herrn Hayward mit unserm grossen Boot nach der Königin Charlotten Bay. Der König besuchte uns wieder in einem einzelnen Kanot, weil die Brandung sehr hoch gieng; er ruderte selbst, und als er das Schiff sehr hin und her rollen sah, wagte er sich im Kanot nicht heran, sondern sprang ins Wasser, schwamm ans Schiff, und stieg an einem ihm zugeworfenen Strick herauf. Da ihm wegen der Bewegung des Schiffes übel wurde, so sprang er bald wieder ins Wasser und fuhr ans Land zurück.

Mein alter Freund, der Priester, schien nun unruhig und besorgt zu werden; und als ich ihn darüber befragte, so gab er mir einen Wink, daß Tahiterri einen feindseeligen Anschlag gegen uns gefaßt habe. Er zeigte mir auf einem Berge ein grosses Haus, und versicherte, es wäre einem Eatua, d. i. Gott errichtet, dem man ein grosses Opfer bringen,

und ihn um den Ausgang des vorgehabten Angriffes befragen wollte. Daher rieth uns der Alte, auf der Huth zu seyn. So unwahrscheinlich es mir scheint, so bereitete ich mich doch auf einen Ueberfall. Wir sahen, wie das Haus fertig und mit einem rothen Zeuge bedeckt wurde.

Am 14ten kamen viele Kanots, die besonders mit Holz beladen waren, an die Schiffe, auch der König kam mit den vornehmsten Oberhäuptern an Bord, die ich auf den gewöhnlichen freundschaftlichen Fuß behandelte. Doch wurde alle Vorsicht gebraucht. Der König mußte verschiedene der gemachten Sicherheitsanstalten bemerken, und besprach sich darüber mit seinen Begleitern, änderte aber nichts in seinem Betragen. Nach einiger Zeit wünschte er, die Wirkung unsers Schießgewehrs zu sehen. Ich schoß mit einer Pistole in einiger Entfernung ein Schwein todt, worüber der König und seine Begleiter zusammenfuhren; und als sie das Schwein todt daliegen und Blut aus der Wunde strömen sahen, geriethen sie in Erstaunen. Dieß machte einen so starken Eindruck auf sie, daß der Angriff unterblieb. — Der alte Priester aber kam doch noch einmal, und klagte die Treulosigkeit des Königs an.

Das Boot kam am folgenden Tag zurück. Er hatte in der Königin Charlotten Bay keinen sichern Ankerplatz für ein Schiff gefunden. Ein großer Flecken, wo der König sich gewöhnlich aufhalten soll, lag nahe am Strande in einem schönen, von

herr-

herrlichen Palmenhainen und Pflanzungen umgebenen Thale. Zwey Tage kam kein Indianer zu uns; wir sahen nicht einmal ihre Kanots, hingegen sahen wir viele Menschen um das Haus auf dem Berge sich versammeln. Am 17ten kam der alte Priester mit seinen Anklagen gegen den König aufs neue. — Schon seit einiger Zeit bat mich Towanuha, der Arakbäuer des Priesters, und ein Begleiter des Königs, der ein junger, schöner und vornehmer Mann war, sie mit nach Atuai zu nehmen, und da auch der König für sie bat, so versprach ich, ihren Wunsch zu gewähren. Sie machten sich also reisefertig, und Towanuha, der sich nun als Passagier für seinen eigenen Herrn hielt, nahm nun selbst Awa in reicher Maaße zu sich.

Gegen Abend wurde das Haus auf dem Berge niedergerissen, und um 8 Uhr sahe man am Ufer einige grosse Häuser brennen. Am folgenden Morgen gab uns der alte Priester zu verstehen, daß es Wohnungen der Eatuas oder Götter wären, mit welchen die Insulaner mißvergnügt wären, und daher die Götter aus Rache samt ihren Häusern verbrannt hätten. Der König machte uns auch einen Besuch, und er schien anfangs ängstlicher zu seyn als gewöhnlich. Da ich von dem Hause auf dem Berge zu reden anfieng, gerieth er in Verwirrung, und brach plötzlich davon ab. Hierauf nahm er zum letztenmal Abschied, und schien besonders bey der Trennung von dem Päapäa, der mit uns nach Atuai gieng, sehr gerührt zu seyn.

Nach-

Nachmittags machten wir uns seegelfertig. Der Ankertau des andern Schiffes zerriß in der Nacht; doch fischten wir glücklicher Weise das abgerissene Kabelende wieder auf. Als wir Nachmittags anfiengen, unsere Anker zu lichten, so riß auch uns das Kabel des Stromankers keine 3 Faden weit von dem Schiffe. Nun war es also gewiß, daß uns die Insulaner diese Streiche gespielt hatten. Bey Tagesanbruch giengen wir hierauf unter Seegel.

Am 22 Dec. legten wir uns in der Bay Waimoa auf der Insel Atuai vor Anker, und bald führten uns die Eingebohrnen vortrefliche Tarrowurzeln zu, und als ich mit Lebensmitteln versorgt zu werden wünschte, so kamen Kanots in Meng welche uns Schweine, Tarrowurzeln, süße Erdäpfel, Kokosnüsse und Zuckerrohr brachten. Am 24 gieng ich in Begleitung meiner Passagiere ans Land, um die Westspitze der Insel zu umgehen, und eine sichere Bay zu entdecken. Eine große Menge Insulaner empfieng uns beym Landen freundschaftlich, und einige Vornehme erboten sich, uns zu begleiten. Ich ließ dieses gerne geschehen, da dadurch das Gedränge von uns entfernt gehalten werden konnte, so wenig auch die Insulaner eine feindseelige Absicht hatten. Nachdem wir eine Strecke am Ufer gegangen waren, setzten wir uns nieder, um eine Erfrischung zu nehmen. Es kam ein Oberhaupt, Namens Tianna, dazu, der uns auf das freundschaftlichste nöthigen wollte, nach Weimoa zurück-

rückzukehren, und mit ihm zu essen; ich versprach aber, ihn auf dem Rückwege zu besuchen.

Erst um 3 Uhr kamen wir an die Nordwestspitze der Insel; aber dort war die Küste ganz offen und den Wellen ausgesetzt, die sich mit grossem Ungestümm daran brachen. Da ich vor der Nacht nicht nach Weimoa zurückkehren konnte, so übernachtete ich bey meinem Freunde Abbenui, der sogleich ein Schwein und einen Hund zum Abendessen abschlachten und zubereiten ließ. Fackeln von trockenen Binsen erleuchteten die Wohnung, und wir verzehrten die Mahlzeit mit dem größten Appetit. Am Morgen hatten sich fast hundert Weiber, mit ihren Kindern in den Armen, um uns versammelt. Sie lehrten die Kinder meinen Namen, den sie Popote aussprachen; und wie mir von allen Seiten Popote! zugerufen wurde, vertheilte ich, zu ihrer größten Freude, einige kleine Geschenke unter sie.

Am 25sten Dec. machte mir der Befehlshaber Tianna einen Morgenbesuch, und brachte mir ein Geschenk von Schweinen und Früchten, das ich mit einem ihm angenehmen Gegengeschenk erwiederte. Unter den Tauschwaaren befanden sich ausser den Lebensmitteln auch allerhand Stricke und Seile, sowohl von Grasarten, als von Kokosfasern, die wir sehr gut gebrauchen konnten. Als die Insulaner sahen, daß diese Waare Absatz fände, so verfertigten sie einen grossen Vorrath von Tauwerk,

welche

welche Arbeit ihnen sehr schnell von Statten gieng. Mit den Seilen aus Binsen und Gras konnten wir unsere Kabeltaue umwinden, und die Stricke aus Kokosfasern brauchten wir zum laufenden Tauwerk.

Am 28sten kam mein Freund Abbenui zu mir an Bord. Ich erkannte ihn kaum, so entkräftet und aussätzig war er durch den unmässigen Gebrauch des Awatrankes. Er hatte zwey mit Lebensmitteln beladene Kanots zum Geschenke für uns mitgebracht. Am 30sten besuchte uns der König; sein Geschenk bestand aus Lebensmitteln und einer Menge Zeug, auch verschiedenen mit Federn zierlich besetzten Mänteln. Ich stellte ihm den Pääpää und Towanuha vor, welche er freundlich empfieng, und sie seines Schutzes versicherte. Er ist ungefähr 45 Jahre alt, gut gebaut und dem Anscheine nach ein sehr guter Mann. Nachdem er alles im Schiffe begafft und bewundert hatte, begab er sich an Bord der Königin Charlotte, und von da ans Land zurück.

Am 1sten Jan. 1787 ließen sich, obgleich das Wetter schön war, wenige Kanots sehen. Da ich den Abbenui um die Ursache fragte, so antwortete er, es geschehe wegen eines Tabuara, den der König aufgelegt hätte. Dieses scheint eine Abgabe zu seyn, welche in Früchten besteht. Ich gieng an das Land, und bemerkte mit Vergnügen die gute Ordnung und die heitere Gutwilligkeit, womit

mit Männer, Weiber und Kinder Schweine, Tarrowurzeln, Brodfrüchte u. s. w. darbrachten. Nachdem alles beysammen war, wurde das Ganze in zwey Theile getheilt, und dann erklärte Taheo, daß es für die zwey Schiffe bestimmt wäre. Ich nahm mir sogleich vor, dieses wahrhaft königliche Geschenk dankbar zu erwiedern.

Ein Hay, den wir am 3 Jan. fiengen, war so groß, daß wir ihn mit einer Winde aus dem Meere ziehen mußten. Er hatte dreyzehn und einen halben Fuß in die Länge und acht und einen halben im Umfang. Die Leber war sechs Fuß lang, und sein Rachen so groß, daß er bequem eine Tonne verschlingen konnte. Wir fanden in ihm acht und vierzig Junge, jedes gegen acht Zoll lang, zwey ganze Schildkröten, jede von sechzig Pfunden, einige Ferkeln und eine große Menge Knochen. Die Leber behielten wir, um Oel daraus zu sieden, den Fisch aber schenkten wir den Insulanern, die darüber sehr erfreut waren.

Wir hatten jezt diese Gegend an Lebensmitteln so erschöpft, daß wir, ausser vortreflichem Zuckerrohr, Kokosnüssen und Stricken, fast nichts als sogenannte Kuriositäten, Zeugen, Matten, Spieße u. dgl. einkaufen konnten. Am 11 Jan. giengen wir also unter Seegel, und am 16ten giengen wir in Yambay auf Onihiau vor Anker. Wegen der hohen Brandung konnten die Einwohner keine Gemeinschaft mit uns haben. Am 17 Jun. gieng

ich

ich mit dem Abbenui im Wallfischboote ans Land. Um anlanden zu können, setzten wir uns in ein Kanot; ehe wir aber das Ufer erreichten, schlug es um, und wir mußten uns durch Schwimmen retten. Das Land schien schlecht angebaut; indem verschiedene Einwohner die Insel verlassen haben, und nach Atuai gezogen sind. Am folgenden Tag erlaubte ich der Mannschaft ans Land zu gehen. Sie hatten beym Landen mit mir einerley Schicksal, und es wären wahrscheinlich einige ersoffen, wenn nicht die Insulaner durch die Brandung geschwommen wären, und sie gerettet hätten.

Die Witterung war jezt so stürmisch, daß wir uns genöthiget sahen, am 31sten wieder in der Weimoabay auf der Insel Atuai vor Anker zu gehen, wo uns die Einwohner sogleich mit Erfrischungen versorgten. Am 5 Februar schickte ich Leute ans Land, welche aufs beste behandelt wurden. Herr Gouldin, der als Volontair dabey war, erzählte mir folgenden Umstand. Er war einem Insulaner mit seiner Frau begegnet, die zwey junge Hündchen, eins an jeder Brust, hatte. Er that ihr den Vorschlag, sie möchte ihm eines davon verkaufen; aber es war nicht möglich, sie dazu zu bereden. Doch wirkte endlich der Reiz einiger angebotenen Nägel so stark auf den Mann, daß er darauf bestand, daß sie ein Hündchen hergeben mußte. Nun willigte sie ein, aber mit allen Kennzeichen einer tiefen Betrübniß, indem sie das kleine Thier, ehe sie es hingab, noch zärtlich um-

umarmte. Die Frau verließ den Herrn Goulding nicht eher, bis er ins Boot stieg, und als er im Begriff war, dieses zu thun, bat sie ihn dringend, ihr das Hündchen nur noch einmal zu geben. Als es geschah, legte sie es sogleich an die Brust, und gab es ihm erst nach einiger Zeit wieder.

An diesem Tag stellten am Bord des Schiffes zwey Befehlshaber eine sehenswürdige Waffenübung mit Lanzen an, worüber wir sehr erstaunten. Der eine Na-matti-erai, der in dem Ruff eines grossen Kriegers steht, stellte sich unbewafnet drey oder vier Schritte weit von der Kajütenthüre hin. Sein Gegner stand acht bis zehn Schritte von ihm entfernt und hatte fünf Speere. Auf ein gegebenes Zeichen warf der leztere aus Leibeskräften einen Speer nach dem Na-matti-erai; dieser wich ihm durch eine Bewegung aus, und faßte zugleich die vorbeifliegende Lanze in der Mitte. Mit derselbigen parirte er die übrigen ganz ruhig aus, gab sie seinem Gegner alle wieder, bewafnete sich mit einem Dolch, womit er eben so kaltblütig die nach ihm geworfenen Lanzen abwies. Das kalte Blut, womit er dieses that, zeigte zugleich von Muth und Geschicklichkeit. Eine von den Lanzen fuhr hinter ihm ziemlich tief in den Verschlag der Kajüte, und die Wiederhaken brachen beym Herausziehen ab.

Da ich am Ufer vier bis fünf große, wohl unterhaltene, aber unbewohnte Häuser stehen sah, und den Abbemui fragte, warum sie mit dem Tabu be-

legt wären, so sagte er mir, daß sie für den König, wenn er nach Weimoa käme bestimmt wären, und daß er von dem König Befehl habe, mir hier ebenfalls ein solches Haus bauen zu lassen. Nach einiger Weigerung willigte ich ein, und zugleich fiengen die Arbeitsleute den Bau mit Vergnügen an. Nicht weit von dem Platze, wo es gebaut wurde, grub ich auf einem flachen Stein die Anfangsbuchstaben meines Namens, mein Vaterland und die Jahrszeit ein, und bat meinen Freund, diesen Stein in die Mitte des Hauses legen zu lassen. Da diese Häuser keine Fenster haben, so macht die hier herrschende große Hitze den Aufenthalt darinnen sehr unbequem. Darum kümmern sich aber die Eingebohrnen nichts; denn, wenn es ihnen zu warm wird, so gehen sie in das Meer. Auf einem Spatziergang wollte mich jeder in seinem Hause bewirthen; die Mütter brachten ihre Kinder, um mich zu begrüssen, welches durch die Berührung der Nasen geschieht, und Honi genannt wird. Auf diesem Spatziergange bewunderte ich aufs neue die Erfindsamkeit und den Fleiß der Einwohner in Einrichtung ihrer Tarro- und Zuckerrohr-Pflanzungen, die an den Ufern der Flüsse liegen, und mit vortreflichen von Stein und Erde aufgeführten Dämmen versehen sind. Die Tarrowurzel wird oft so dick, als ein Menschenkopf, und ersetzt das Brod sehr gut. Man macht auch eine Art von Pudding daraus, den man aufbewahrt, bis er säuerlich wird, und so ziehen ihn die Eingebohrnen allen andern Speisen vor.

Ich

Ich bin nicht im Stande, die hiesigen Einwohner, vom König bis zum geringsten Mann, nach Verdienst zu loben. Ihre Gastfreiheit und Freigebigkeit war unbegränzt. Unsere Art zu seegeln, zu bauen u. s. w. beobachteten sie so genau, daß ich hoffe, sie werden mit Hülfe ihrer natürlichen Geschicklichkeit ihre eignen Künste dadurch vervollkommnen. Am 12ten giengen wir endlich unter Seegel, und am 17ten warfen wir in der Yambay auf der Insel Onihiau die Anker. Unsere Mannschaft suchte sogleich den vor einiger Zeit daselbst verlohrnen Anker, und brachte ihn nach wenigen Stunden an Bord. Am folgenden Morgen giengen wir wieder unter Seegel, und schifften nach Atuai hinüber. An der Nord- und Westseite der Insel fanden wir keinen Hafen, und mußten daher am 28sten in der Weimoabay vor Anker gehen. Bis zum 31 März sammelten wir noch frischen Vorrath ein, und giengen dann in Gesellschaft der Königin Charlotte unter Seegel, um die amerikanische Küste wieder aufzusuchen.

Auf unsrem Lauf dahin ereignete sich nichts merkwürdiges. Die Mannschaft war gesund, und einem einzigen Kranken gaben wir mit der besten Wirkung täglich eine Flasche von dem Gebräu von der süßen Wurzel, das, wenn es eine Zeitlang abgezogen war, wie der beste Apfelwein schmeckte. Am 23 April entdeckten wir endlich durch den Nebel das Land ganz mit Schnee bedeckt, und zwar die Spitze der Montague-Insel, nach welcher wir

am 24sten hinsteuerten. Nach unsern Beobachtungen liegt diese Insel im 59° 47′ N. B. An dem Ufer, welches die Montague-Insel bildete, zeigte sich eine gute Bay, wohin wir unsern Lauf richteten.

Ehe ich noch vom Schiffe abstieß, besuchten uns die Einwohner in fünf Kanots, aber sie hatten nicht ein einziges Thierfell bey sich; hingegen hatten sie Glaskorallen, worauf sie einen großen Werth setzten. Sie nannten immer das Wort Nutka, und zeigten dabey den Sund hinauf. Da ich dieses Wort hier nie gehört hatte, so vermuthete ich, es möchte jemand von dem Nutkasunde hieher gekommen seyn; und als ich nach Seeotterfellen fragte, so gaben sie mir zu verstehen, sie hätten sie bereits an einem gewissen Thomas Mollay verkauft.

Am 25sten holten wir etwas frisches Wasser und zogen das große Netz, aber ohne Erfolg. Am folgenden Tag schickte ich einen Theil der Mannschaft ans Land, um Muscheln zu sammeln, weil es hier sonst keine Erfrischungen gab. Wir konnten nur längst dem Strande gehen, weil das angränzende Land noch ganz mit Schnee bedeckt war. Wilde Gänse und Enten sahen wir in Menge, aber sie waren so scheu, daß man sie nicht zum Schuß bringen konnte. Am 29sten fuhr ich mit dem Kapitain Dixon aus, um Eingebohrne aufzusuchen und die Ufer der Montague-Insel in Augenschein zu nehmen. An der Nordseite der Bay stiegen

wir

wir aus, und giengen eine große Strecke, ohne eine Spur von Einwohnern zu bemerken. Daher kehrten wir Abends an den Bord unserer Schiffe zurück. Hierauf untersuchten wir die ganze Gegend, wurden aber auf der Fahrt keinen einzigen Einwohner gewahr. Am 3 May begab ich mich in meinem Boote die Bay hinauf, wo ich einen vortreflichen, ganz vom Land umgebenen Hafen fand, aber auch wieder keine Spur von einem Einwohner sah. Hier hatten wir das Mißgeschick, daß der Ankerstock dicht an dem Ankerschaft abbrach, wodurch der Anker unbrauchbar wurde, welches für uns desto trauriger war, da ich einen Anker an Kapitan Dixon abgegeben, und jezt, ausser dem kleinen Wurfanker, keinen andern zum Verteuen übrig hatte.

Am 5ten schickten wir unsere Boote den Sund hinauf, um mit den Eingebohrnen Handel zu treiben; wir aber arbeiteten am Lande. Ein Theil der Mannschaft zog das Schiff ans Land, ein anderer Theil hieb Fichtenzweige ab, womit wir den Schiffboden beräuchern wollten; der Böttticher mit seinen Gehülfen mußte Sprossenbier brauen. Am 6ten sahen wir endlich einen einzigen Indianer in einem Kanot daher rudern; er brachte aber nichts, als eine Blase von Meerschweinthran, den er unter die größten Leckereyen rechnete. Ich gab ihm zu verstehen, was wir zu haben wünschten, und er schien mich auch zu verstehen, und verließ zufrieden das Schiff. Zwey Tage darauf besuchten

uns wieder drey Eingebohrne, welche aber auch nur zwey Flußotter- und zwey Seehundsfelle zum Verkauf brachten. Auch diese Leute sprachen oft das Wort Nutka aus, und kannten den Gebrauch der Schießgewehre. Die ausgeschickten Boote kamen am 10ten aus Snug-Cornee-Cove mit den Booten zurück. Kapitain Dixon hatte sechs und dreyßig Seeotterfelle und einiges andere Pelzwerk gekauft, und das meiste in der Nähe des Kap Hinchinbrook erhalten. Weil die Eingebohrnen ihm anzeigten, daß in Snug-Cornee-Cove ein Schiff liege, und ein paar Worte englisch sprechen konnten, so gieng er dahin, und fand die Schnau Nutka aus Bengalen, geführt vom Kap. Meares. Dieser hatte im Prinz Wilhelms Sund überwintert, aber einen großen Theil seiner Mannschaft am Scharbock verlohren. Kap. Dixon brachte mir einen Brief vom Kap. Meares, worinn er mir seine traurige Lage schilderte, und um Hülfe bat. Ich wurde gerührt, und beschloß, ihm allen möglichen Beystand zu leisten.

Die Nutka und das andere bengalische Schiff, die Seeotter, hatten die Felle so theuer eingekauft, daß der Werth unserer Ladung dadurch sehr verlohr. Die Eingebohrnen wollten sonst nichts, als grüne und rothe Glaskorallen und zwey Fuß lange Stücken Eisen. Wir mußten also am Lande eine Schmiede errichten lassen, wo unser Schmidt aus rohen Eisen achtzehn Zoll lange Hobeleisen und Speereisen von beynahe zwey Fuß verfertigen mußte.

Am

Am folgenden Morgen kam das Boot der Nutka, welches unser Boot bugsiren mußte, weil die Leute noch sehr schwächlich und von Kälte und Nässe ganz erstarrt waren. Kap. Meares war selbst dabey, und erzählte mir umständlich die traurige Lage, in welcher sie sich den Winter über befunden hatten, indem er und der Obersteuermann die einzigen waren, die noch Kräfte genug hatten, die Todten über das Eis zu schleppen und im Schnee am Ufer zu begraben.

Von dem Herrn Meares erfuhr ich, daß bereits mehrere Schiffe aus Indien und China die hiesigen Küsten besucht hätten, wovon wir bey unserer Abreise aus England nichts wußten. Dieß mußte unsern Handel großen Abbruch thun, und ich sah voraus, daß ich froh seyn dürfte, wenn ich, statt der viertausend Seeotterfelle, worauf ich mir Rechnung machte, tausend Stück bekommen würde. Ich kam daher mit dem Kap. Dixon überein, daß er mit seinem Schiffe sogleich nach König Georgs Sund eilen sollte; ich aber wollte mit dem meinigen in und um Prinz Wilhelms Sund bleiben. Meinen dritten Steuermann aber wollte ich mit sechs tüchtigen Leuten in dem großen Boote nach dem Cooksflusse schicken. Hinchingbrook-Cove ward zum Sammelplatze bestimmt, wo das Boot am 20 Jun. eintreffen sollte. Ich versprach, dort, wenn es ausbliebe, bis zum 20 Jul. aber nicht länger zu warten. Herr Hayward hatte auf diesen Fall den Befehl, sich mit seinen Leuten auf das

erste Schiff, das hier eintreffen würde, nach China einzuschiffen, oder nach Kodiak zu gehen, und über Asien nach Europa zurückzukehren.

Am 12 May fuhr unser großes Boot ab; die Mannschaft war muthig, und mit allen Bedürfnissen auf sechs Wochen versehen. Am folgenden Tag besuchten uns zwey große Indianische Kähne, worinnen gegen vierzig Männer, Weiber und Kinder waren, und von einigen kleinen Kanots begleitet wurden. Ihr Oberhaupt Schinawa war das Oberhaupt des mächtigsten indianischen Stammes in diesem Sunde, und ich beschenkte ihn reichlich, ob wir gleich nur zwey schlechte Seeotterfelle seinen Leuten abgehandelt hatten. Sie waren solche eingefleischte Diebe, daß sogar die Knaben kleine Stöcke mit einem Haken hatten, um uns die Taschen zu leeren. Auf ihrem Rückweg suchten sie ein zu der Königin Charlotte gehöriges Boot zu plündern. Als ich dieses mit dem Fernrohr wahrnahm, setzte ich ihnen mit dem Wallfischboote nach. Sie entflohen sogleich, als sie dieses bemerkten.

Am 14 May schieden die beyden Schiffe von einander. Kapitain Dixon richtete seinen Lauf in die See, und ich seegelte nach Hinchingbrook-Cove, wo ich am folgenden Tag ankam. Wir handelten noch an diesem Tag zehn bis zwölf gute Seeotterfelle ein; aber mit dem Fischfange wollte es wieder nicht glücken. Wir mußten mit wenigen Fischen zufrieden seyn, die wir am 16ten mit einigen

gen Fellen sehr theuer von den Wilden kauften. Ringsherum war das Land mit fünf bis sechs Fuß tiefen Schnee bedeckt. Am 18ten erhandelte ich einige gute Felle. Auf meine Frage, ob sie keinen Lachs hätten, erhielt ich zur Antwort: jezt könne man keinen fangen: wenn aber der Schnee geschmolzen wäre, dann gäbe es genug. An unsern Waaren fanden die Amerikaner keinen Geschmack; daher wollte ich das Wallfischboot an den Herrn Meares schicken, um ihn zu ersuchen, mir etwas von seinen Waaren, die er entbehren konnte, zu überlassen.

Auch am 21sten und 22sten fanden sich einige Indianer bey uns ein, denen wir dreyzehn gute und einige geringe Seeotterfelle abkauften. Unsere Leute sammelten Krabben und Miesmuscheln ein, die es hier reichlich und von guter Art giebt. Die Einwohner, wenn ich sie recht verstand, nennen diese Gegend Taklaximuk. Die meisten Seeotterfelle, die wir erhandelt hatten, waren noch nicht gehörig bereitet, und also lauter frischgefangene; wir mußten sie daher selbst ausspannen und bereiten. Das am 25sten zurückgekommene Wallfischboot brachte mir nichts von allem, was ich verlangt hatte. Am 6 Jun. schickte ich einige Leute auf eine kleine Insel, die gerade vor dem Eingange der Bucht liegt, um dort ein Stück Land umgraben zu lassen, in welches wir Kohl, Zwiebeln, Weißkraut, Rettig, Sellery, Spinat, Rüben, Erbsen, Bohnen, Hafer und Gerste säeten. Davon erhielt die Insel den Namen Garteneiland.

Am folgenden Tage verkauften uns fünf Indianer ein paar Seeotterfelle, nebst einem Vorrath von vortreflichem Kabliau. Auch unsere Boote kehrten mit einigen guten Seeotterfellen zurück, aber früher, als wir sie erwarteten, woran folgender Zufall Schuld war. Sie waren bey der Ebbe auf dem Trockenen sitzen geblieben, und nun kamen über zweyhundert mit Spießen und Messern bewafnete Indianer, denen sie nichts Gutes zutrauten. Sie konnten also nichts thun, als diese Plünderer bey guter Laune zu erhalten. Hätten sie sich ihren Diebereyen mit Gewalt widersetzt, so wäre schwerlich einer mit dem Leben davon gekommen. Zuerst stahlen die Räuber alle Handelsartickel, darauf auch zwey Flinten, ein paar Pistolen und einige Kleidungsstücke der Matrosen; der Anführer Schinawa aber stahl den Quadranten, nebst dem astronomischen Kalender und Tabellen, welches er für eine Sache von unschätzbarem Werthe hielt. Während sie diesen Diebstahl begiengen, verkauften sie unsern Leuten die gedachten Pelze, weil dieser Handel der Deckmantel ihrer Dieberey war.

Die Nutka kam am 9ten neben unsrem Schiffe vor Anker. Kapitain Meares bat mich, ich möchte meinem Zimmermann die Pumpen, Masten und Seiten seines Schiffes untersuchen lassen. Die Masten fand er in gutem Stande; die Seiten waren aber sehr auseinander getrieben und die Pumpen verdorben. Am 11ten kehrte unser großes Boot wieder aus dem Cookfluſſe zurück, und zwar

mit

mit gutem Glücke, daher schickte ich es am 12ten wieder dahin, mit dem ausdrücklichen Befehl, sich gegen den 20 Jul. wieder einzufinden. Die feuchte Witterung hatte für die Gesundheit unserer Mannschaft üble Folgen, denn es lagen viele am Fieber und an Erkältungen darnieder. Das Sprossenbier, das die Mannschaft täglich bekam, trug vermuthlich dazu bey, daß sich die Kranken bald wieder erholten. Da die Regengüsse den Schnee weggeschmolzen hatten, und die Ankunft des Sommers nahe war, so giengen die Wiedergenesenden ans Land, und sammelten wilde Kresse. Die gesammelten Krabben waren jezt von vortreflichem Geschmack. Die in die Bay hinausgeschickten Fischer fiengen am 22sten viele vortrefliche Kabeliau und Heilbutten, welche frische Nahrung uns allen sehr erwünscht kam. Wir fiengen nun bald mehr, als wir verbrauchen konnten.

Da einige Indianer uns besuchten, von welchen wir gute Felle einhandelten, und zu verstehen gaben, daß wir in der südwestlichen Gegend des Sundes das beste Pelzwerk finden würden, so schickte ich am 24sten die Boote mit Lebensmitteln auf einen Monat dahin. An eben diesem Tage bekamen wir einen Besuch von fünf und zwanzig Personen, deren Oberhaupt ein gutartiger kleiner Mann mit einem längen Bart war, und der mir ein gutes Fell schenkte. Er hieß Tatucktellingnuk, und gab mir zu verstehen, daß er aus dem Lande Tschinikok in der südwestlichen Gegend des Sundes käme.

Alle

Alle diese Leute schienen gutmüthig und friedfertig zu seyn. Ich erfuhr auch, daß der Aufenthalt des gedachten Schinawa Tatiklagmut heiße. Sein Stamm ist der zahlreichste in dem Prinz Wilhelms Sunde, und wird von allen seinen Nachbarn gehaßt, mit welchen er in beständiger Feindschaft lebt. Schinawa war seit der Plünderung unserer Boote nicht wieder zum Vorschein gekommen, doch hatten uns seine Leute einige Seeotterfelle gebracht, die sie andern abgehandelt oder mit Gewalt entrissen haben, weil es in ihrem Bezirke keine Seeottern giebt. Diese findet man nur in Taklaximut, Schucklamut und Wallamut. Diese letzte Gegend muß sehr weit ostwärts von Comtrollers-Bay liegen, denn wir haben keinen von ihren Bewohnern gesehen; auch waren alle von dorther gekommenen Felle zu Mänteln verarbeitet, die von den Eingebohrnen zur Bedeckung gegen die rauhe Witterung getragen wurden.

Am 30sten fiengen wir mit dem großen Netz sehr viele Heringe mit einigen Lachsen. Jene waren von vortreflichem Geschmack, und wir salzten einige Fässer ein, um sie auf die Reise mitzunehmen. Die Indianer in dieser Gegend wohnen in kleinen Hütten, die nur für das Bedürfniß von einigen Stangen und Baumrinden verfertiget werden. Sie nähren sich hauptsächlich von Fischen, und manchmal essen sie auch die getrocknete innere Rinde des Fichtenbaums. Eine mit Fischrogen bedeckte Art von Felsentang ist ihre größte Delikatesse.

tesse. Sie essen auch die innere Rinde der Angelika und der Schierlingswurzel, die uns ein Gift ist; durch die Gewohnheit aber ist sie ihnen nicht nur nicht schädlich, sondern sogar heilsam.

Das Wallfischboot und die Jölle kamen am 6 Jul. zurück, waren aber nicht glücklich gewesen, indem sie keinen Eingebohrnen gesehen hatten. Von der Mon.ague-Insel waren sie nach der südwestlichen Gegend des Sundes gesegelt, um eine Oefnung zu untersuchen, von welcher man vermuthet, daß sie aus dem Sunde durch den Fluß Turnagain in den Cooksfluß führe. Sie fanden aber viel Treibeis, welches aus dieser Oefnung zu kommen schien, daher sich der Officier, zumal bey dem starken Nebel, nicht zwischen die Eismassen hinein getraute.

Nun ließ ich Anstalten zur Abfahrt machen. Lachse wurden täglich in großer Anzahl gefangen. Ich ließ daher auf dem Lande eine Rauchhütte anlegen, wo sechshundert Lachse auf einmal geräuchert werden konnten. Oft fiengen wir auf einen Tag zweytausend Lachse. Auf einem Spatziergange fanden wir die schönste Brunnenkresse, davon wir so viel einsammelten, daß die ganze Mannschaft reichlich davon essen konnte. — Am 22sten kam unser großes Boot zurück, welches viel ungestümmes Wetter ausgestanden hatte. Es brachte mir vierzig Seeotterfelle von der besten Art, und einige schlechtere mit. Am 24sten hieben wir von dem

größ-

größten Baume auf dem Garteneilande alle Zweige herunter, und steckten auf dem Wipfel eine zehn Fuß hohe Stange mit einer hölzernen Fahne auf; unten am Stamm aber befestigten wir eine Inschrift mit dem Namen des Schiffs, der Jahrszahl und dem Monatstage. Und hierauf lichteten wir am 25sten früh die Anker.

Die Einwohner des Prinz Wilhelms Sundes sind zwar nicht groß, aber untersetzt; ihr Gesicht ist platt und rund, mit hohen Jochbeinen und etwas platten Nasen. Ihre Zähne sind weiß, ihre Augen dunkel und der Geruch scharf, den sie durch das Riechen an gedörrte Schlangenwurzeln zu stärken suchen. Ihre Farbe ist heller, als bey den südlichern Stämmen; man findet sogar Weiber mit rothen Wangen. Das schwarze Haar tragen sie gerne lang; bey der Trauer um Verwandte wird es abgeschnitten. Die Männer haben ungestaltete Beine, welches von ihrem beständigen Sitzen in den Kanots herkommt.

Sie sind so eitel, als die Europäer; dieß beweisen ihre bemahlten Gesichter und Hände, die durchlöcherten Nasen und Ohren und die zerspaltenen Unterlippen. Zwey bis drey Zoll lange Knochen hängen in den Nasenknorpeln, Korallen, bis auf die Schulter herunter, in den Ohren, und in der Unterlippe steckt ein durchlöchertes, knöchernes Instrument, an dem Korallen über das Kinn herunterhängen. Ungeachtet dieses Putzes sind sie

sehr

sehr unflätig, und wimmeln von Ungeziefer, das ihnen auch zur Speise dient. — Sie kleiden sich in Felle von Thieren und Vögeln. Gegen uns waren sie meistentheils friedfertig, auch gegen ihre Weiber und Kinder schienen sie zärtlich zu seyn. Sie bezeigten eine groß: Freude, wenn man diesen Kleinigkeiten schenkte; dabey sind sie aber sehr eifersüchtig. Eine herrschende Neigung bey ihnen ist das Stehlen. Sie bestehlen Fremde und einander selbst. Werden sie darüber ertappt, so geben sie das Gestohlne lachend zurück; denn mit Gewandheit stehlen zu können, scheint bey ihnen mehr rühmlich als schändlich zu seyn. Ausgelernte Diebe kommen mehrentheils mit einem über und über bemahlten Gesichte zum Vorschein, und während man seine abentheuerliche Gestalt betrachtet, sucht er etwas zu erschnappen. Auch das ist ein sicheres Zeichen, daß einer stehlen will, wenn er den Arm aus dem Ermel seines Pelzhemdes gezogen hat.

Im Ganzen sind sie ein gutartiges Volk. Wenn man hier eine Niederlassung anlegte, so würden sie fleißig auf die Seeotterjagd gehen. Wahrscheinlich sind die Einwohner vom Prinz Wilhelms bis nach König Georgs Sund lange so zahlreich nicht, als man sonst glaubte, und also auch den Niederlassungen nicht so gefährlich. Im Prinz Wilhelms Sund und bis nach Comptrollers-Bay würde man schwerlich dreyhundert wehrhafte Männer aufbieten können; auch der Cookfluß kann nicht viel mehr auf-

aufstellen, und alle diese Leute fürchten sich so sehr vor unsrem Schiessgewehr, daß einige bewafnete Männer unter ihnen sicher wären. — Die bequemste Stelle ist der westliche Hafen von Port Etches. Er liegt nahe an der offenen See; die hohen Gebirge in Osten und Norden geben Schutz vor kalten Winden im Winter; gegen Süden ist alles offen, und sobald der Schnee geschmolzen ist, welches in der Mitte des Junius geschieht, ist es angenehm.

Es giebt hier viele und verschiedenartige Fichten, auch Erlen und Haselsträucher. Heidelbeere, Himbeere, Erdbeere, rothe und schwarze Johannisbeere findet man im Ueberfluß; auch Brunnenkresse, wilden Sellery, Sauerampfer, Angelika, Schirling und wilde Erbsen. Von unsern ausgesäeten Sämereyen wollte nichts aufgehen, weil sie vermuthlich schon zu alt waren. Es fiel uns einmal ein, die noch zarten Erlenknospen statt eines Zugemüßes zu bereiten. Sie schmeckten gekocht der ganzen Mannschaft sehr gut; aber sie hatten eine sehr schlimme Wirkung; denn bey einigen wirkten sie als Purgier- und Brechmittel zugleich. Aus den Knospen der jungen schwarzen Johannisbeerstauden, denen wir einige Fichtenknospen beymischten, kochten wir aber einen sehr wohlschmeckenden Thee.

Da die Eingebohrnen ihre Lebensmittel weder räuchern, noch auch aus Mangel an Salz einsalzen,

zen, so können sie ihren Wintervorrath nur durch das Dörren in der Sonne bereiten. Die frischen Fische werden ausgenommen, zerspalten und dann gebraten; das Fleisch der Thiere bereiten sie in Körben oder hölzernen Schüsseln, in welche sie glühende Steine legen. Es wird dadurch sehr schnell gar. Im Sommer wandern sie herum, und auf diesen Zügen schützen sie sich dadurch gegen den Ungestümm der Witterung, daß sie ihre Kanots umstürzen, oder kleine Hütten von Stangen und Rinden verfertigen. Auch ihre Winterbewohnungen sind schlecht und unbequem, nicht über zehn Fuß lang, achte breit und vier bis sechs Fuß hoch. Sie sind aus dicken Planken gebaut, und die Fugen mit Moose verstopft.

Ihre Waffen sind sechzehn bis siebzehn Fuß lange mit eisernen Spitzen versehene Speere, Bogen und Pfeile, und lange Messer, mit denen sie sehr geschickt umzugehen wissen. Zum Fischen bedienen sie sich hölzerner Hacken und Schnüre, die aus einem dünnen Felsentang verfertiget werden; damit fangen sie Heilbutten und Kabeliau. Lachse werden entweder in Wehren gefangen, oder mit dem Speere gestochen. Die Seeottern tödten sie mit einem Harpun, der eine knöcherne Spitze und einige Widerhacken hat.

Sobald wir die Einfahrt des Prinz Wilhelms Sundes verlassen hatten, steuerten wir Ostsüdost, und am 4 Aug. sahen wir den Berg Fairweater.

Gegen das Kap Edgecumbe erblickten wir eine Oefnung in Nordosten, und indem wir darauf zuseegelten, sahen wir einen andern wahrscheinlich guten Hafen, ungefähr acht Seemeilen südostwärts vom Kreuzkap. In dieser Entfernung von dem Kreuzkap bis auf zehn Seemeilen weit diesseits des Kaps Edgecumbe scheint alles Land aus niedrigen, waldichten Inseln zu bestehen, deren mehrere den Schiffen guten Schutz gewähren. Das Innere des Landes erhebt sich in viele spitzige Berge, deren einige waldicht, andere aber ganz nackt sind. Nachdem wir eine Strecke in die Einfahrt hineingefahren waren, so verengte sich der Kanal bis auf eine halbe Meile, darauf aber sahen wir einen vortreflichen und geräumigen Hafen vor uns, in welchem wir den Anker warfen. Die Indianer begrüßten uns, wie gewöhnlich, mit Gesang. Ihre Sprache war von der im Prinz Wilhelms Sund ganz verschieden. Ihr Kahn war aus einem großen Fichtenstamme ausgehölt, und lief an den beiden Enden spitzig zu; das Vordertheil war etwas höher, und das Ganze sehr sauber gearbeitet. Sie hatten verschiedene Glaskorallen, woraus ich schloß, daß das Schiff des Kapitain Dixon in diese Gegend gekommen seyn möchte; ein zinnerner Kessel und einige Hobeleisen bestärkten mich in dieser Meinung. Es war möglich, daß sich dieses Schiff vielleicht noch in der Gegend des Kap Edgecumbe aufhielt.

Ich ließ daher das große Boot mit Lebensmitteln auf sechs Wochen und mit Tauschwaaren versehen.

sehen. Die von uns beschenkten Eingebohrnen kamen bald wieder, und brachten einige gute Seeotterfelle mit. Sie kennen die Einwohner am Cookfluße und Prinz Wilhelms Sund, mit welchen sie auch oft Verkehr haben, welches aber auch zu Streitigkeiten und Gefechten Anlaß giebt. Es ist daher wahrscheinlich, daß dieser Theil der Küste diejenige Gegend ist, welche die Einwohner des Sundes Wollamut nennen. Sie nahmen einen von unsern Matrosen mit sich ans Land, wofür sie uns zwey von ihren Leuten als Geisseln zurückeliessen. Sie kamen am folgenden Tage mit unserm Matrosen wieder, welcher berichtete, daß sie am Fuße eines Berges ihren Wohnsiz aufgeschlagen hätten. Ihr einziges Haus wäre nur für einen kurzen Aufenthalt aufgeschlagen, und Handelswaaren habe er wenige bey ihnen gesehen.

Dem Boote gab ich bey seiner Abfahrt Befehl, in 17 Tagen wieder zurückzukommen, und im Fall sie die Königin Charlotta fänden, sollte sie den Kap. Dixon ersuchen, nach unserm jetzigen Hafen zu segeln, weil ich gegen Ende dieses Monats nach China seegeln wollte, wenn sich unser Handel nicht besserte. — Da es hier viele weisse Cedern giebt, so ließ ich einige Stämme zu Brettern sägen. Am 8ten Aug. besuchten uns zwey große Kähne, worinnen 25 Personen waren. Sie sangen lange, und hierauf errichteten sie am Lande theils Hütten, theils suchten sie unter einigen überhangenden Felsen Schuz. Am folgenden Tag brachten sie fünf

gute Seeotterfelle, nebst vielen sehr schönen schwarzen Häuten, die ich für eine Art von Seehundsfelle halte, und vorher nie gesehen hätte. Sie handelten ehrlich mit uns, und schienen nicht diebisch zu seyn. Ich ließ sie daher an Bord kommen, und mit uns essen. Sie thäten dieses mit so gutem Appetit, daß zum zweytenmal aufgetragen werden mußte. — Nachmittag kam wieder ein Kanot, in dem 2 Männer, ein Knabe und ein kleines Kind waren. Einer von den Männern war von sehr schöner Gestalt, und schien, viel Ansehen zu haben. Von diesen neuen Gästen kaufte ich nicht nur einige sehr gute Seeotterfelle, sondern auch wilde Gänse, die sie verfolgen, und mit Stecken zu Boden schlagen, wenn sie in der Mause ihre langen Schwungfedern verlohren haben. Sie hatten ein Zimmermanns-Beil, das mit einem B und drey Lilien bezeichnet war, das sie, nach ihrer Aussage, von 2 Schiffen, die nordwestwärts zu ihnen gekommen wären, erhalten hätten. Ich schloß daraus, daß es die französischen Kriegsschiffe gewesen sind, welche unter dem Grafen von Peyrouse auf eine Entdeckungsreise ausgegangen sind. Bey der Trennung dieser Leute von uns versprachen sie, in 10 Tagen mit Pelzwerk wieder zu kommen.

Am 11 Aug. kamen wieder zwey große Boote; die darinn befindlichen Leute waren uns aber ganz unbekannt. Sie verkauften einiges Pelzwerk, hatten aber mit den andern Indianern keine Gemeinschaft, giengen in einer Bay, wo wir Sprossen-

senbier brauten, ans Land, und quartirten sich in der von uns errichteten bequemen Hütte, ein. Am 12ten ließ ich einige von unsern Leuten ans Land gehen, um in den nahen angenehmen Wäldern herumzugehen, und Heidelbeeren und Himbeeren einzusammeln. Auf einem Spatziergange trafen sie einen Platz an, wo viel indianischer Thee wuchs, welches uns erwünscht war, da der unsrige zu Ende gieng. Er wächst auf einer kleinen Staude, die kaum zwölf Zoll hoch wird; die Blätter sind ungefähr einen halben Zoll lang, zugespitzt und unten mit einem zarten Wollhaare bedeckt.

Bey einer Excursion zur See kamen wir zu den Wohnungen der Indianer, die aus einer nur für das gegenwärtige Bedürfniß errichteten Hütte, und aus den Ueberresten zweyer größerer Wohnungen bestanden. Am Strande lag ein sehr großes Boot, nebst drey kleinern. Aber ich fand statt eines zahlreichen Stammes nur drey Männer, drey Weiber und einige Kinder. Der älteste Mann und ein Mädchen waren von den Blattern übel zugerichtet. Der Alte suchte uns die Quaal zu beschreiben, die er bey der Blatternkrankheit ausgestanden hatte. Die Seuche hatte sehr viele Menschen dahin gerafft; ihm allein zehn Kinder. Wahrscheinlich sind diese Unglücklichen von den Spaniern, die 1775 an dieser Küste gewesen sind, angesteckt worden, und dieß wahrscheinlich im August. Wenn man weiß, wie diese Wilden, besonders in dieser Jahrszeit leben, so ist es ein

Wunder, daß sie nicht alle aufgerieben worden sind. Ich fand sie sämtlich um ein Feuer in einer engen Hütte zusammengedrängt, und mit stinkenden Fischen umgeben. Rund um das Haus waren stinkende Fische umhergestreut. An vielen Stellen sahen wir ganze Lager mit Maden angefüllt. Der Gestank war so abscheulich, daß selbst der mich begleitende junge Indianer, blos weil er einige Tage bey uns am Bord gewesen war, mich bat, daß ich diese stinkende Atmosphäre verlassen möchte.

Am 15ten kehrte unser großes Boot von seiner östlichen Reise zurück. Es war etwas ostwärts vom Kap Edgecumbe gewesen, und hatte ungefähr zwanzig gute See-Otterfelle eingetauscht. Zwischen unserm Hafen und diesem Kap fanden sie eine Meerenge, in welche sie hinein fuhren. Jenseits der Enge erweiterte sich die Durchfahrt, und sie hofften, daß sie sich wirklich in einer Durchfahrt befänden, die sie südostwärts vom Kap Edgecumbe ohne Gefahr in die offene See bringen würde. Ihre Erwartung wurde bekräftiget, da sich ihnen ein weitläuftiger Sund zeigte, wo sie viele Wallfische sahen, und zugleich lag ihnen der Berg Edgecumbe und eine Anzahl Inseln südostwärts vom Kap Edgecumbe. Sie waren an einer schönen und ebenen Gegend ans Land gestiegen, wo sie zwar frische Spuren von Einwohnern, aber weder Hütten noch Menschen sahen. Die Insel, auf welcher der Berg Edgecumbe liegt, erhielt jezt den

Namen

Namen Pittsinsel. Es kamen verschiedene Kanors zu dem Boot, und nach der Aussage der darinn befindlichen Leute sollte kurz vorher ein Schiff von zwey Masten in dieser Gegend gewesen seyn, und nach den europäischen Waaren, die sie hatten, konnte es kein anderes als die Königin Charlotte gewesen seyn. Indem unsere Leute auf dem Verdeck ihres Bootes aufräumten, zerschnitten ihnen die Indianer das Ankerthau, so daß der Anker verlohren war. Sie ergriefen nach vollbrachter That sogleich die Flucht auf das schnellste, aber unsere Leute verfolgten sie, und im ersten Zorn vernichteten sie die beyden Kähne der Eingebohrnen gänzlich. Diese flohen nun schleunig in die Wälder, wohin sie von unsern Leuten nicht verfolgt werden konnten.

In einer Bucht gegen Nordosten fanden wir nicht weit vom Strande eine Art von Denkmal, vermuthlich eines angesehenen Anführers: einen auf vier Pfosten ruhenden Boden von rauh behauenen Steinen. Die fast zwanzig Fuß hohen Pfosten standen im Viereck ungefähr sechs Fuß von einander; zwölf bis funfzehn Fuß über der Erde war der Boden befestiget, und zwey Seiten waren über demselben vier Fuß höher hinauf mit Brettern verschlagen, die beyden aber offen gelassen. In der Mitte dieses Bodens stand ein indianischer Kasten, der vermuthlich die Ueberreste eines einst wichtigen Menschen enthielt. Wir sahen auch auf der Westseite ein gemahltes Men-

schengesicht. Das ganze wankte schon sehr; die Pfosten waren schon mit Scherben gestützt und das Gemälde wieder gemahlt.

Am 20sten kam unser neulicher Gast aus Nordwesten her in einem großen Kahn, und ob er uns gleich neulich eine gute Ladung von Seeotterfellen versprochen hatte, so hat er doch nicht recht Wort gehalten. Er näherte sich mit seinen Leuten dießmal feierlich unter Gesang und Instrumentalmusik, indem sie mit den Händen auf einen alten Kasten statt einer Trommel schlugen, und klapperten mit zwey Klappern. Der Anführer hielt eine solche Klapper in der Hand, und wenn er sie schüttelte, so machte er eine Geberde, als wenn er damit etwas besonders sagen wollte. Er hatte einen alten, abgetragenen rothen Tuchrock an, auf dessen Schultern noch einige goldene und silberne Franzen sichtbar waren. Ueberdieß war der Rock von oben bis unten auf beyden Seiten nicht nur mit Knöpfen, sondern auch mit Zoll langen bleyernen Röhren besetzt. Das mit Fischthran wohl eingeriebene Haar, war mit dem feinen Daun der Seemöven ganz angefüllt. In diesem Aufzuge gieng er sehr gravitätisch einher. Als die Ceremonien vorüber waren, beschenkte er mich mit einem halben Seeotterfell, und gab zu verstehen, daß er, ehe der Handel eröfnet würde, an das Land gehen müsse. Er kam wieder, dachte aber an keinen Handel, sondern der Gesang fieng wieder an, wobey er verschiedene Rollen spielte, und immer die Kleidung

änderte,

änderte, welches hinter einer vorgehaltenen Matte geschah. Einmal zeigte er sich als Krieger in aller Wuth und zeigte uns, wie sie streiten und die Besiegten behandeln. Auch als Weib trat er auf, und, um die Täuschung noch vollkommener zu machen, trug er eine weibliche Larve. Endlich stieg er an Bord, und fieng an zu handeln. Ich kaufte fünf und zwanzig Stücke von Seeotterfellen, die ungefähr zehn ganze werth waren; denn ich mußte ihn nicht nur für sein Pelzwerk, sondern auch für seine Possen bezahlen. Zu Nachts blieb er bey uns am Bord, wofür sich einer von unsern Leuten, Namens Woodiok, als Geissel an das Land begab.

Dieser hatte schon öfters einige Tage unter den Eingebohrnen zugebracht, und bey dieser Gelegenheit ihre Gebräuche und Lebensart beobachtet. Seine Berichte stimmen vollkommen mit unsern Beobachtungen überein. Ihre Schmutzigkeit übersteigt alle Begriffe. Ihre meistentheils aus Fischen bestehende Speise wird immer mit stinkendem Oel und eckelhaften Sachen vermischt. Die Ueberreste jeder Mahlzeit werden in eine Ecke der Hütte auf einen Haufen geworfen, der in Fäulniß übergeht und einen verpesteten Gestank verbreitet. Als er sich einstens beym Spatzierengehen etwas weit von der Hütte entfernt hatte, pfief er ein Liedchen; so bald dieses die Eingebohrnen hörten, liefen sie ihm nach und legten ihm die Hand auf den Mund, wodurch sie ihm das Pfeifen verbo-

ten, weil sie dasselbige für ein abgeredetes Zeichen hielten.

Wir handelten noch den 21sten Aug. mit den Indianern, und kauften ihnen den Ueberrest ihrer Pelzwaaren ab. Da man nun in der ganzen Gegend keine Felle mehr auftreiben konnte, so ließ ich das Schiff seegelfertig machen. Diese westlichen Indianer, die erzdiebisch sind; haben sich als ein kriegerisches Volk den andern furchtbar gemacht. Ihre Sprache ist etwas, aber ihre Gesänge und ihre Musik ganz verschieden. Sie tragen Kleider von Fellen oder Pelze von See- und Landthieren, von demselben Schnitte, wie die Einwohner des Cooksflusses und des Prinz Wilhelmsundes. Die Männer spalten sich die Unterlippe nicht, tragen aber Zierrathen in den Ohren; bisweilen durchbohren sie sich auch den Nasenknorpel. Die Weiber entstellen sich aber auf eine abscheuliche Art durch einen Einschnitt in die Unterlippe, in welcher sie ein eyrundes, an beyden Seiten etwas ausgehöltes Holz tragen. Es scheint fast, als ob das Alter der Weiber, oder die Anzahl der gebohrnen Kinder die Größe dieses Mundstückes bestimmte. Das Gewicht dieses Zierrathes zieht die Lippe so hinunter, daß sie das ganze Kinn bedeckt, und dagegen auf das widrigste und eckelhafteste die Zähne und das Zahnfleisch der Unterkinnlade bloß und unbedeckt läßt. Beym Essen nehmen sie gewöhnlich mehr in den Mund, als sie auf einmal verschlucken können, und wenn sie es nun gekäuet haben,

so

so pflegen sie wohl das Mundstück als einen Teller zu gebrauchen, worauf sie das Gekaute legen, und in dieser Absicht zuweilen herausnehmen. Zweyjährigen Mädchen durchbohrt man die Lippe schon, und steckt ein Stückchen Kupferdrath durch das Loch; im 13ten und 14ten Jahr aber wird dieses herausgenommen, und ein hölzernes Mundstück an die Stelle gesetzt, welches anfangs nur so groß als ein Knopf ist. — Die Weiber wickeln entweder ihr Haar auf dem Scheitel in einen Schopf zusammen, oder machen sich hinten einen kurzen zusammengelegten Zopf.

Die Vielweiberey scheinet hier nicht üblich zu seyn. Die Männer werden sehr aufgebracht, wenn man bey ihren Weibern zudringlich ist. Hier essen nicht, wie auf den Südsee-Inseln, Männer und Weiber besonders, auch sind die Weiber nicht auf besondere Speisen eingeschränkt, sondern die Mahlzeiten sind gemeinschaftlich. Da ich nicht bemerkt habe, daß sie zum Wintervorrath Lachse dörren, so weiß ich nicht, wovon sie sich in dieser Jahreszeit nähren. Fast sollte ich glauben, daß sie die innere zarte Rinde der Fichte essen. Wenn wir ihnen blechene Kessel gaben, so bedienten sie sich derselben zu Trinkgeschirren; denn sie kochen in hölzernen Schüsseln, indem sie in das Wasser unaufhörlich glühende Steine legen.

In Ansehung der Statur sind sie den Europäern ähnlich; die Männer haben ein wildes und krie-

kriegerisches Ansehen. Ihre Waffen sind Dolche und lange Speere. Sie sind leicht zum Zorn zu reitzen, und in der Wuth bringen sie ihren Gegner leicht um. Wenn die Weiber nicht so äusserst unflätig wären, so würden sie ganz leidlich seyn; denn ihre Gesichtszüge sind angenehm, und ihr Betragen bescheiden. Sie suchen auch zu gefallen. Wenn unsere Leute Holz fällten, so stellten sich die Weiber in eine Reihe, um ihnen etwas vorzusingen und allerhand Bewegungen zu machen. Gefiel dieses unsern Leuten, so ließ der Chor der Weiber ein lautes Gelächter erschallen. Wenn die Männer nicht zugegen waren, so halfen sie uns gerne arbeiten; so bald aber diese kamen, so jagten sie die Weiber davon.

Ihre Hütten bestehen nur aus wenigen Brettern, die sie mit sich nehmen, wenn sie in ihren Winteraufenthalt ziehen. Es ist zu bewundern, daß sie mit ihren elenden Werkzeugen diese manchmal zehn Fuß lange Bretter, die nur einen Zoll dick sind, behauen können. In Verfertigung gewisser Seltenheiten verrathen sie Geschicklichkeit und Erfindsamkeit. Von biegsamen Zweigen verfertigen sie Körbe, worinn sie ihre Speisen kochen, indem sie glühende Steine hineinlegen. Fast alle ihre Geräthschaften sind geschnitzt, und zwar so, daß sie eine, wiewohl rohe Aehnlichkeit mit irgend einem Thiere haben.

Am 22 August giengen wir unter Seegel. Unser Ankerplatz im Portlocks Hafen liegt im 57° 16′

16′ N. B. Bis zum 27 Sept. ereignete sich auf unserer Fahrt nichts merkwürdiges; aber an diesem Tage sahen wir die Gebirge der Insel Owaihi, und am folgenden Tage waren wir in der Nähe derselben. Die Einwohner eilten in unzählichen Kanots, die mit Schweinen, Hühnern, Brodfrucht, Tarrowurzeln, Pisangs und Kokosnüssen beladen waren, an unser Schiff, ungeachtet die See ungestümm war. Vom Morgen bis zum Abend kauften wir gegen zweyhundert Schweine und Ferkeln, sechs Dutzend Hühner, hundert und zwanzig Zentner Brodfrucht, und an Schnüren, die theils aus Gras theils aus Kokosfasern verfertiget waren, eine hinreichende Menge, um 150 Klaftern zweyzöllige Seile von der besten Art daraus zu machen. Vierzehn Mann hatten den ganzen Tag zu thun, um Schweine zu schlachten und einzusalzen. Dabey bedienten wir uns des Vortheils, daß wir den größern Schweinen die Haut abzogen, und sie trockneten, um in Ermangelung von andern Leder den Rand unserer Seegel, wo es nöthig war, damit zu besetzen.

Den 29sten fiengen wir einige große Hayfische, wobey wir über die Dreistigkeit der Insulaner erstaunten, indem sie in großer Anzahl an das Schiff herumschwammen, während daß fünf bis sechs dieser gefräßigen Ungeheuer an dem Schiffe waren, und begierig nach dem Köder an der Angel schnappten. Und doch versuchte keines von ihnen einen Indianer anzugreifen. Vielleicht fürchten

sich

sich die Insulaner deswegen vor ihnen nicht, weil sie den Angriffen des Hay Stärke und Geschwindigkeit entgegen setzen können.

Am 3 Okt. fuhren wir an dem Ufer von Atuai hin, und erfuhren, daß sich der König nach Onihiau begeben, und vorher die Schweine mit dem Tabu belegt hätte. Wir hörten auch, daß die Königin Charlotte sich zwey Tage in der Weimoabay aufgehalten, und der Kap. Dixon bey dem Abbenui einen Brief an mich hinterlassen habe; der Brief aber sey Tabu. Daher beschloß ich, unverzüglich nach Onihiau hinüber zu steuern, wo wir am 4ten die Anker warfen. Nachmittag kam der König mit dem Abbenui und andern Vornehmen zu uns, und während ein Bote den Brief des Kapitain Dixons abholte, handelten wir Yamswurzeln und frisches Wasser ein. Am 7ten wurde mir der Brief eingeliefert, worinn er mir unter dem 15ten berichtete, daß er am 9 Aug. die nordwestliche Küste von Amerika mit einer Ladung von funfzehnhundert Fellen verlassen hätte. Gleich nach dem Empfang dieses Briefs ließ ich die Anker lichten, und ich beschloß, bis zum 14° N. B. südwärts zu steuern, und dann in dieser sichern Breite bis an die Diebsinseln hinzuseegeln.

Am 4 November erblickten wir die Inseln Saypan und Tinian. Auf den Ebenen dieser letztern Insel sahen wir eine Anzahl weisses Vieh grasen, welches vermuthlich noch von jenen weissen Rindern

dern herstammt, die der Lord Anson hier in so groſ-ſer Menge fand. Beyde Inseln sind über alle Beschreibung reizend, von unzähligen Kokospalmen und andern Bäumen überschattet. Am 15ten Nov. steuerten wir auf die Südspitze des kleinern Eilandes Botol Tabago Xima zu; diese Inseln liegen im 21° 52′ N. B. und 238° 35′ W. L. Auf der Westseite der gröſsern Insel zeigte sie sich sehr anmuthig; wir sahen viele angebaute Felder, und längst dem Ufer lagen Flecken von ziemlicher Gröſse. Wir hielten uns aber nicht auf, sondern steuerten hinüber nach der Küste von Formosa.

Am 8ten umgab uns eine Menge chinesischer Fischerboote, von welchen wir einen Lootsen bekamen, der uns für funfzig spanische Thaler nach Makao führte, wo wir am 21sten vor Anker giengen. Hier bekam ich einen Brief vom Kapitain Dixon, der mir Nachricht gab, daſs er glücklich in China angekommen sey. Er war nach Wampo hinaufgegangen, wo sich auch die Nutka befand. Sobald ich frisches Rindfleisch und Gartengemüse an den Bord genommen hatte, fuhren wir mit einem andern Lootsen nach Wampo, wo wir am 25sten eintrafen, die Schiffe ausbessern lieſsen, und für Rechnung der ostindischen Kompagnie eine Ladung Thee an Bord nahmen.

Zu Kanton besuchte ich Herrn Cox, einen Landsmann, und erstaunte, als ich bey ihm meinen alten Freund Tianna antraf. Letzterer erkannte mich sogleich,

sogleich, schloß mich zärtlich in seine Arme und weinte Freudenthränen. Sobald seine erste, heftige Freude vorüber war, erkundigte er sich genau nach seinen Freunden in den Sandwichinseln. Kapitain Meares hatte ihn zu Atuai auf sein Verlangen an Bord genommen, und in Makao unter der Aufsicht seines Obersteuermannes, Herrn Roß, zurückgelassen. Wenn er spatzieren gieng, so trug er immer seinen schön gefiederten Helm und Mantel, und hielt einen Speer in der Hand, um sich als einen Mann von hohem Range auszuzeichnen; dabey hatte er bloß seinen Gürtel um den Leib geschlagen. Da aber dieser Aufzug für ein gesittetes Land anstößig war, so ließ ihn Herr Roß eine Weste von Atlaß und ein paar Matrosenhosen machen, wozu er sich anfangs mit Mühe bereden ließ. Einst kaufte er sich Orangen, und gab der Verkäuferin ein paar Nägel dafür, mit dem Bedeuten, daß er sie nicht nur bezahlte, sondern ihr auch überdieß ein Geschenk gemacht habe. Damit war aber die Frau nicht zufrieden, sondern fieng einen großen Lerm an, der durch einige dazugekommene Herren gestillt wurde.

Gegen die Chineser hatte er eine große Abneigung, und mißbilligte es besonders, daß sie ihre Weiber einsperren. Er konnte ihre Sitten, ihre Person und Gestalt durchaus nicht leiden, so daß er einmal den Lootsen um einer geringen Beleidigung willen über Bord werfen wollte. Und doch haben ihn alle Klassen der Einwohner von Kanton bewun-

bewundert und geliebt. Als Kapitain Parker auf seinem Schiff den Engländern einen herrlichen Schmaus gab, und unsern Tianna einlud, so kamen nach Tisch eine Menge armer Tartarn in ihren Kähnen an das Schiff, und bettelten. Als Tianna hörte, daß sie um die Brosamen von dem Tische bettelten, wurde er traurig und sagte: es jammere ihn, Menschen zu sehen, die Mangel an Lebensmitteln hätten; dergleichen gäbe es in Atuai nicht. Er bat dringend, ihnen zu helfen, worauf der Kapitain alle übrig gebliebenen Speisen auf das Verdeck bringen, und durch Tianna an die Tartarn zu seiner großen Freude vertheilen ließ.

Am 6 Februar giengen wir von Wampo unter Seegel, und hatten bis zum 14ten schönes Wetter; doch wurden viele Leute von der Ruhr oder dem Fieber befallen, welches die Wundärzte dem unmäßigen Genusse des starken Getränkes in Wampo zuschrieben. Am 2ten und 3ten März schifften wir durch die Meerenge zwischen den Inseln Sumatra und Banka. Vom 30ten März bis zum 12 Jun. hatten wir sehr schlimmes Wetter, besonders starke Regen und Gewitter. Am folgenden Tag liefen wir in die Bay der Insel St. Helena ein, wo am 18ten auch der Kapitain Dixon eintraf, worauf wir am folgenden Tag unsere Reise fortsetzten. Am 22 August erblickten wir die Insel Wight, und am folgenden Tag giengen wir auf der Rhede von Margate vor Anker.

## Des
## Lieutenants Mortimer
# Bemerkungen auf einer Reise
unter
Anführung des Herrn Cox nach der Insel Amsterdam, den Marieninseln, O-Taheiti, den Sandwich- und Fuchsinseln.

Wir sind auf der neuerbauten Brigantine Merkur am 26 Februar 1789 von Gravesand abgesegelt, und sahen schon am 12 März die Kanarischen Inseln. Abends giengen wir bey Teneriffa auf der Rhede von Santa-Crux vor Anker. Am 25sten seegelten wir wieder ab, nachdem wir unser Schiff kalfatert, das Takelwerk von neuem befestiget, und Wasser und Wein an Bord genommen hatten. Am 6 April passirten wir die Linie, und am 21sten den Wendekreis des Steinbockes im 29° 30′ W. L. Am 27sten befanden wir uns im 34° 40′ S. B., in welcher die Schiffe, die um das Kap gehen, gewöhnlich die östliche Richtung zu nehmen pflegen. Da wir aber an den Inseln Tristan da Cuncha vor Anker gehen wollten, um die leeren Wassertonnen zu füllen, so hielten wir uns noch ferner Süd- Ost und Süd-Ost bey Süden bis zum 28sten, da wir die Inseln sahen. Weil sie uns aber zu fern und zu sehr

gegen

gegen den Wind lagen, so steuerten wir ostwärts. Am 9 May sahen wir das Kap, setzten aber mit einem frischen Winde aus Nordwesten unsern Lauf südostwärts fort. An der Insel Amsterdam giengen wir am 29 May auf der Ostseite vor Anker. Da wahrscheinlich vor uns kein englisches Schiff an dieser Insel vor Anker gelegen ist, so verdient sie etwas näher beschrieben zu werden.

Da wir ans Land stiegen, war das Ufer mit so vielen Seehunden bedeckt, daß wir sie, ehe wir aus den Booten stiegen, auseinander treiben mußten. Wir sahen auch Seelöwen von ungeheurer Größe und fürchterlichem Ansehen; einer davon war 21 Fuß lang, und fast eben so dicke. Ihre Farbe ist schmutzig weiß, sie sind aber friedlich und so schwerfällig, daß sie, wenn sie jemand sehen, sich kaum bewegen. Sie zogen sich rückwärts in das Meer, sperrten die Mäuler auf und schüttelten die Köpfe. Obgleich einige mit Flintenkugeln in den Kopf und in den Schlund geschossen wurden, und Pikenstiche bekommen hatten, so entkamen sie doch in das Meer. — In dem Bassin, wo unser Schiff lag, gab es Fische im Ueberfluß, besonders schöne rothe Persche von vortreflichem Geschmack. Wir kochten sie in den heissen Quellen, die ganz nahe an dem Bassin sind, in einigen Minuten gar. In einer dieser heissen Quellen stieg das Thermometer sogleich auf 185 1/2 Grad.

Die ganze Insel, die ungefähr vier Seemeilen im Umfange hat, ist mit einer Art von groben,

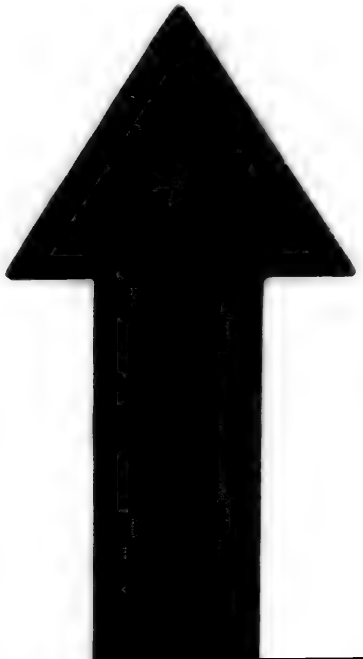
langen Grase bedeckt, in welchem sich die Robben gern aufhalten. Sie liegt 38° 43′ S. B. Die Länge bestimmten wir auf 78° 13′ östlich von Grenwich. Am 1 Jun. war das Wetter so heiter, daß wir ganz deutlich die St. Pauls Insel, die siebzehn Seemeilen nach Nord- Nord - Osten liegt, erblickten. Wegen eines sehr starken Windes aus Nordosten kappten wir am 4ten das Ankertau, um so schnell als möglich in die See zu gehen. Erst am 9ten gelang es uns, unsere Tau und Anker wieder zu bekommen. Bey unserer Abfahrt von der Insel haben wir eine Flasche, mit einem Steinhaufen umgeben, zurückgelassen, die ein Stück Pergament mit dem Namen des Schiffes, des Befehlshabers und der Jahrszahl enthielt. Wir haben während unsers Aufenthaltes bey dieser Insel gegen tausend sehr gute Robbenhäute und verschiedene Tonnen Oels erhalten.

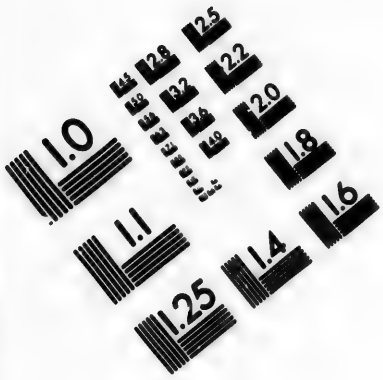
Vom 13ten bis zum 15ten hatten wir starke Winde, mit Regen und stürmischer See. Das Wetter wurde kalt, und das Thermometer stand am 23sten auf 49°. Am 3 Julius erblickten wir die Küste von Neuholland, und Abends giengen wir in einer tiefen Bay vor Anker. Am andern Morgen wurde ein Kommando an das Land gesetzt, um Wasser aufzusuchen, welches wir auch sogleich in einem kleinen Bache fanden. Nahe dabey sahen wir eine runde Hütte, von Baumzweigen und dürren Blättern sehr elend gebaut, und oben offen, so daß sie kaum Schutz gegen die

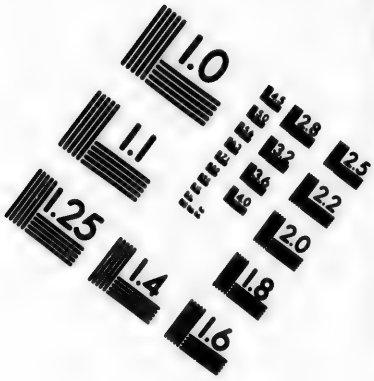
Wit-

Witterung gewährte. Rund herum lagen Perlmutterschaalen, und andere Spuren von kürzlich verzehrten Schaalthieren. Bey einem Spatziergang fanden wir das Land anmuthig, mit abwechselnden Hügeln und Thälern. Die Hügel waren dicht mit Bäumen bewachsen; auch fanden wir eine Menge bisher noch unbekannter Kräuter und Pflanzen, auch eine Menge Auswurf, der von einem großen Thiere seyn mußte, das wir aber, so wenig als Eingebohrne, zu Gesichte bekamen.

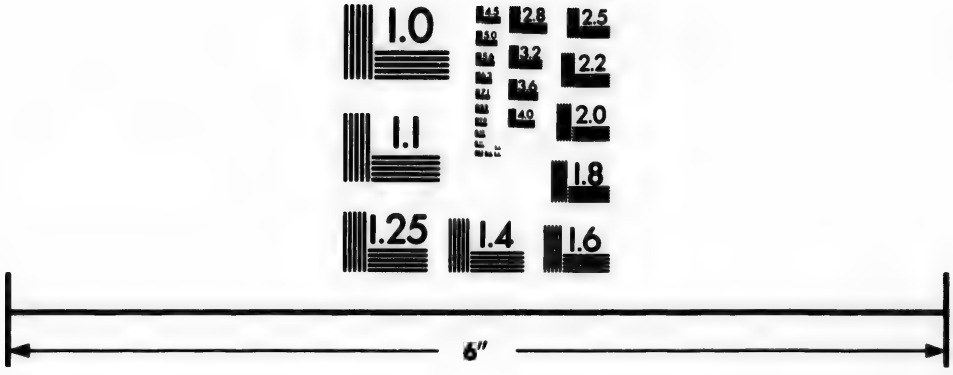
Am 5ten giengen wir unter Seegel, hielten uns dem Ufer nahe, und um Mittag lag das Südkap von Neuholland oder Van Diemens Land, Nordost bey Ost, ungefähr fünf Seemeilen weit. Am folgenden Abend befanden wir uns Tasmanns Haupt gegen über, arbeiteten die ganze Nacht vom 7ten gegen den Wind, und glaubten nahe bey der Adventurebay zu seyn, wo wir vor Anker gehen wollten, um uns einen Vorrath zu verschaffen, und unsere Wassertonnen zu füllen; aber mit Anbruch des Morgens sahen wir, daß wir zu weit nordwärts gegangen waren, und uns zwischen den Marieninseln befanden. Der Kapitain gieng in dem Boote ans Land, um frisches Wasser zu suchen, fand aber keines. Auf einer gegen Nordosten liegenden Insel fanden wir bald einen kleinen Bach von frischem Wasser, wo wir auch vor Anker giengen. Kapitain Cox nannte diesen Ort die Austernbay; sie liegt im 42° 42′ S. B. und 148° 25′ O. L. Der größte Theil der Mann-

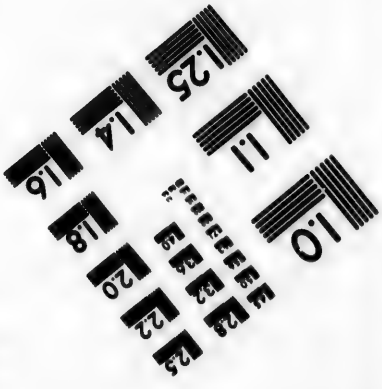





# IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)






Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

schaft wurde an das Land geschickt, um Holz und Wasser zu holen. Holz gab es im Ueberflusse. Wir sahen auch deutliche Spuren von Einwohnern; denn fast alle großen Bäume waren durch Feuer ausgehölt, um einen Schutz gegen das Wetter abzugeben. Ich fand auch eine Hütte, wie die an der Küste, die aber von Rinden gebaut war. Am 9 Jul. bemerkte man an der gegen über liegenden Seite der Bay einen Rauch, und da unser dritter Steuermann dahin ruderte, so sah er verschiedene Eingebohrne, die mit Stücken brennenden Holzes davon liefen. Er machte alle nur mögliche Freundschaftszeichen, die sie zwar nachahmten und darüber lachten, aber sie doch nicht bewegen konnten zu bleiben. Am andern Morgen sahen wir wieder einen Rauch, und als wir darauf zugiengen, sahen wir verschiedene Eingebohrne um das Feuer zwischen den Bäumen gehen, von denen einige sehr lange Stangen und brennende Hölzer trugen. Als wir uns näherten, erhoben sie ein lautes Geschnatter und entfernten sich. Auf einige Zeichen blieben sie in geringer Entfernung von uns stehen. Wir machten ihnen Zeichen, daß sie die Stangen oder Speere von sich werfen sollten, welches sie thaten; worauf wir auch unsere Flinten von uns legten. Sie ließen uns so nahe kommen, daß sie Zwieback, ein Federmesser und andere Kleinigkeiten von uns nehmen konnten, ließen sich aber nicht anrühren, und zogen sich nach und nach von uns weg. Sie hatten eine matt schwarze Farbe und wolligte Haare. Einige

nige waren sehr sonderbar punktirt, indem auf der Haut erhöhete Figuren waren, und der Leib war roth bemahlt. Sie giengen ganz nackend, einige Weiber ausgenommen, die eine Art von Mantel um die Schultern hängen hatten. Sie schienen ein furchtsames und unschuldiges Volk zu seyn, welches die Natur in ihrem rohesten Zustande darstellt. Wir gaben uns lange alle Mühe, ihnen Zutrauen einzuflössen, aber vergeblich.

In den Wäldern fanden wir eine Menge Papageyen und allerley kleine Vögel mit dem schönsten Gefieder, auch Krähen, von der Art der europäischen und viele Seevögel. Ob es gleich in dieser Himmelsgegend jezt Winter war, so war doch das Wetter sehr mild. Die meisten großen Bäume waren belaubt, und kleine Gesträuche stunden in der Blüthe. Die großen Bäume sind alle von einer Art, und von allen, die ich gesehen habe, verschieden. Wir sammelten auch viele wilde Petersilie, die uns als Salat sehr wohl schmeckte. Am 11ten giengen wir unter Seegel. Am 9ten Aug. sahen wir die Insel Tubuai, und Abends passirten wir den Wendekreis des Steinbocks im 211° O. L.

Am 12ten sahen wir die Insel O-Taheiti und giengen in der Matawai-Bay vor Anker. Sogleich drängten sich die Insulaner in so großer Menge um uns her, daß wir uns fast nicht bewegen konnten. Einige, die sich ein Ansehen geben

wollten, wechselten die Namen mit uns, und nöthigten uns große Stücken Zeug auf. Unter unsern neuen Freunden befand sich Poniou, das Oberhaupt von Matawai, der sanfteste und wohlgesinnteste Mann unter allen. Da wir uns nach dem Omai erkundigten, der mit Cook die Reise nach England gemacht hatte, so konnten wir sonst nichts von ihm erfahren, als daß er vor einiger Zeit auf der Insel Ulietea gestorben wäre. Weil die Insulaner in großer Menge über Nacht an Bord bleiben wollten, so brannten wir alle Abende eine Kanone ab, welches sie verscheuchte.

Auf einem Spaziergange sahen wir, daß mehrere Pflanzen und Gartengewächse aus den von den Europäern gesäeten Sämereyen entstanden waren. Einige waren üppig aufgewachsen, wurden aber vom Unkraut erstickt, weil die Einwohner keinen Werth darauf zu setzen schienen — Wir hatten einen Gefangenen, Namens Brown, der einen Kameraden verwundet hatte. Da dieser wünschte, zu O-Taheiti zu bleiben, so freuten wir uns, eines so unruhigen Menschen auf diese Art los zu werden. Er entfernte sich auch von dem Schiffe, ohne den geringsten Kummer über die Trennung von seinen Landsleuten blicken zu lassen, oder nur von irgend einem von uns Abschied zu nehmen, sondern er setzte sich ganz gleichgültig in das Kanot, indem er die Insulaner bat, ihm seine Hausgemalte und seine andern Sachen zu reichen. — Am 24sten erhielt der Kapitain einen Brief von Brown,

Brown, worinnen er berichtete, daß er mit seiner Lage und der Behandlung der Insulaner sehr zufrieden wäre. Da er um eine Bibel, um einige Zimmermannswerkzeuge und andere Kleinigkeiten bat, so schickte ihm der Kapitain alles, was er verlangte, nebst einem Briefe, worinn er ihm wegen seines künftigen Verhaltens, und wegen seines Betragens gegen seine neuen Freunde guten Rath gab. Einen guten Vorrath an großen Nägeln wünschte er sich vorzüglich, weil er ein großes Boot zu bauen dachte, welches ihm ohne Zweifel gelingen wird, da er ein geschickter Mensch war, und sich den O-Taheitern nothwendig zu machen wissen wird, vorzüglich wenn er sich keinen Branntewein wird verschaffen können, dem er sehr ergeben war, und der eine der Tollheit ähnliche Wirkung bey ihm hervorbrachte.

Am 27sten bestiegen wir, der Kapitain, der erste und zweite Steuermann, ich, Poniau und seine zwey Brüder das kleine, aber wohlbewafnete Boot, um eine Reise nach der Insel Eimeo, die sieben Seemeilen von O-Taheiti liegt, zu machen. Unsere Hauptabsicht war, das Rindvieh zu sehen, welches Cook nach O-Taheiti geführt, der König O-Tu aber hatte nach Eimeo bringen lassen. Unsere Taheitischen Freunde widerriethen uns diese Reise, und sagten, daß uns die Einwohner von Eimeo umbringen würden. Besonders schien Orepia, der Bruder des Königs, darüber gerührt zu seyn, denn er folgte uns in seinem Kanot nach,

umarmte uns, gab jedem die Hand und nahm förmlichen Abschied von uns. Wir glaubten aber, daß sie nur aus eigennützigen Absichten uns von der Reise abzuhalten suchten, und auf ihre Nachbarn zu Eimeo eifersüchtig wären.

Wegen der Windstille langten wir Nachmittags erst spät auf der Insel an. Ehe wir ans Land stiegen, gab uns ein alter Mann ein Schwein zum Geschenk, überreichte uns einen grünen Zweig zum Zeichen der Freundschaft, und wir befestigten ihn, zum gegenseitigen Zeichen unserer Freundschaft, an die Spitze unsers Bootsmastes. Wir stiegen unter einem starken Gedränge der Einwohner an Land, und diese versicherten uns, daß der König bald erscheinen würde. Unterdessen zeigte man uns einen Stier und zwey Kühe von den fünfen, die man zu besitzen vorgab. Es waren schöne Thiere und in gutem Stande, aber sehr verwildert. Die Insulaner bekümmern sich wenig um diese Thiere, und setzen keinen Werth darauf. Sie müssen ihnen auch mehr zur Last, als zum Vortheil gereichen, weil sie weder das Fleisch essen, noch sonst einen Gebrauch von ihnen machen; und da sie keine Verzäunungen haben, so erfordert es eine große Aufmerksamkeit, zu verhindern, daß sie nicht die jungen Papiermaulbeer- und Brodfruchtbäume zertreten oder zerfressen.

Nach einer Viertelstunde erschien der König mit seiner Gemahlin und seinem Sohne. Sein Name

ist

ist Tiratapunoi. Er ist ein großer, wohlgebildeter Mann, der aber wenig spricht und furchtsam zu seyn scheinet; seine Gemahlin aber scheint angenehm und gefällig zu seyn, die uns mit vieler natürlichen Höflichkeit aufnahm. Sie brachten vielen Zeug mit, welchen sie uns nach Gewohnheit um den Leib wickelten. Ueber unser Gegengeschenk, das aus Hobeln, Knöpfen und Spiegeln bestand, waren sie sehr vergnügt.

Am folgenden Tage nahmen wir Abschied von dem König und seiner Gemahlin, welchen der Kapitain versprechen mußte, mit dem Schiffe zurückzukommen. Um ihn zu diesem Besuche noch mehr anzulocken, erboten sie sich, ihm bey seiner Ankunft alle die großen Schweine, so nennen sie die Kühe und Ochsen, auszuliefern. Wir steuerten längst dem Ufer hin, bis wir an die Tatu-Bay kamen, wo Cook 1777 vor Anker gieng. Da wir an das Land giengen, und mit den Einwohnern einen freundschaftlichen Umgang hatten, erschien uns ein Mann, der, wie man uns sagte, der Eatua oder der Gott von Eimeo war, und einen jungen Pisangstamm in der Hand trug. Als er kam, machte ihm das Volk sogleich Platz. Er trat bis auf einige Schritte vor uns hin, legte den Pisangstamm auf die Erde nieder, lief dann schnell vor- und rückwärts, wobey er mit lauter Stimme und abentheuerlichen Geberden etwas wiederholte, indem er bisweilen auf die Wolken, und dann wieder auf uns zeigte, und uns beyde abwechselnd

anzu-

anzureden schien. Er sprach aber so wild und unzusammenhängend, daß man ihn unmöglich verstehen konnte. Hierauf gab man dem Kapitain zu verstehen, daß er den Pisangstamm aufheben, und ihn diesem Menschen überreichen sollte. Nachdem dieses geschehen war, und die abentheuerliche Figur noch einige Possen gespielt hatte, ließ man uns abreisen.

Wir richteten nun unsern Lauf nach der Matawai-Bay, und nahmen einen Mann von Eimeo mit, der nach O-Taheiti wollte. Wir sahen unter den Einwohnern von Eimeo viele, die eine hellere Gesichtsfarbe hatten, als die O-Taheitier; vorzüglich zeichnete sich eine Weibsperson durch ihre Haut aus, die eine kleine Röthe auf ihren Wangen und Lippen hatte, welches bey den Einwohnern dieser Insel etwas seltenes ist. Die Männer boten uns ihre Weiber an, und schienen die Annahme ihres Anerbietens für einen nothwendigen Beweis unserer Freundschaft zu halten.

Unter der großen Menge von Einwohnern, die uns während unsers Aufenthaltes in Matawai besuchten, war auch ein Mann, der uns erzählte, daß er auf einem spanischen Schiffe von O-Taheiti nach Lima gegangen, daselbst einige Zeit geblieben, und dann in eben demselben Schiffe zurückgekommen wäre. Er konnte einige spanische Wörter sprechen und bis zehn in dieser Sprache zählen; auch schien er für die Spanier sehr eingenommen

zu seyn, und erzählte viel von der guten Aufnahme, die er zu Lima gefunden hätte.

Am 7 Sept. giengen wir mit einem leichten Winde unter Seegel. Des Königs Mutter weinte beym Abschiede aus allen Kräften, aber auf eine so gezwungene Art, daß man sich des Lachens nicht enthalten konnte. — Ziegen und Katzen sind unter den Thieren, welche die Europäer diesen Insulanern zurückgelassen haben, die einzigen, worauf sie einigen Werth setzten. Diese essen sie auch zuweilen; aber von den Schaafen und dem Federvieh, welches Kapitain Cook zurückgelassen hatte, konnten wir nichts zu sehen und zu hören bekommen. — An den Taheitischen Müttern fiel mir eine sonderbare Gewohnheit auf, welche sie bey dem Füttern ihrer Kinder beobachten. Wenn sie ihnen eine gewisse Portion Brodfrucht oder andere Speise gegeben hatten, so nahmen sie ein paar Handvoll Salzwasser, und gossen es ihnen in den Hals, welches während einer Mahlzeit verschiedenemal wiederholt wird. So eckelhaft uns dieses Getränke vorkam, so schien es uns doch die Kinder mit Behagen hinunter zu schlucken.

Nachmittags erreichten wir Tatteroa, eine Gruppe von acht oder neun kleinen flachen Inseln; wir konnten aber keinen Ankerplatz finden. Sie scheinen durch Bezauberung aus dem Meer emporzusteigen, und stellen eine äusserst romantische, malerische Scene voll Einwohner dar. Selbst die

kleinste

kleinste der Inseln ist mit Bäumen bewachsen. Sie liegen beynahe in einem Zirkel, und das Meer, welches durch verschiedene Kanäle in die Mitte läuft, sieht wie eine grosse Laguna oder eingeschlossenen See gleich. O-Tu und sein Bruder besitzen Länder auf diesen Inseln, welche von O-Taheiti abhängig sind. Obgleich die Einwohner von O-Taheiti schon von uns gehört hatten, so war doch unser Schiff das erste aus Europa, welches ihre Inseln besuchte, und sie waren sehr begierig mit uns zu handeln. Aber wir gaben ihnen zu verstehen, daß wir nicht landen könnten, weil kein Ankerplatz für das Schiff vorhanden wäre.

Am 10 Sept. passirten wir im 207° O. L. die Linie, und am 20sten Abends sahen wir die Insel Owaihi. Am andern Morgen, da wir an dem Ufer hinseegelten, sahen wir viele Dörfer und Einwohner, von denen einer ein Stück weisses Zeug schwang, um uns einzuladen, an das Land zu steigen. Nachmittags brachten verschiedene Kanots frische und gesalzene Fische, Salz, Angelschnüre und kleine Schweine, die sie für Nägel vertauschten. Wir mußten durch Zeichen mit ihnen handeln; denn obschon ihre Sprache einige Aehnlichkeit mit der Taheitischen hat, so sprechen diese Insulaner doch so rauh durch ihre Kehle, daß wir sie nicht verstehen konnten. — Wir versuchten zwar in der Karakakua-Bay einzulaufen, konnten aber aus Mangel am Wind unsere Absicht nicht erreichen. Doch wurde unser Handel mit

den

den Eingebohrnen lebhaft, die uns Schweine, Tauwerk, Salz, Zeug, Speere, Federzierrathen und dgl. gegen große Nägel vertauschten, welche sie allem, was wir ihnen anboten, vorzogen.

Erst am 23sten konnten wir in die gedachte Bay einlaufen. Hier besuchte uns der König Maja-Maja, begleitet von einem Vornehmen von Atuai, Namens Tianna, welcher sehr erstaunt und erfreut war, den Kapitain Cox zu sehen, der ihn auf seiner Faktorey zu Kanton bewirthet hatte. Ohnerachtet seines männlichen und, wenn er in seine Landestracht gekleidet war, fürchterlichen Ansehens, hatte er doch einen sanften Charakter, der zuweilen fast an das Kindische gränzte. Oft saß er zu Kanton ganze Stunden, und spielte mit zwey weißen Kaninchen, lief hinter ihnen her, und machte ihre Bewegungen nach, indem er sich bückte und niederkauerte.

Der König sieht sehr wild aus, und ist auch so in seinem Betragen. Sein Leib war mit kleinen Geschwüren bedeckt, welches vermuthlich vom Avatrinken, und dem häufigen Genusse des Salzes und der gesalzenen Fische herrührt. Am 24sten gieng ich an das Ufer und besah' die Wohnung des Königs, die artig und bequem ist. Zwey Drehbassen und eben so viele zweypfündige Kanonen waren vor dem Hause auf einer steinernen Plattforme aufgepflanzt, welche der König von dem Kapitain Meares erhalten hatte. Nachmittags

tags gieng ein Kommando nach dem Dorfe Kaurana, wo Cook getödtet worden war. Ein Baum, den eine während des Gefechtes von einem der Schiffe abgefeuerte Kanonenkugel durchbohrte, steht noch nahe bey dem Ort, und dient zum Denkmal der unglücklichen Begebenheit.

Die Einwohner von Owaihi sind weder so gut gebildet, noch so gut gekleidet, wie die Taheitier. Sie brachten uns einige Schaumünzen, die zwey Nordamerikanische Schiffe, die zum Pelzhandel an der nordwestlich-amerikanischen Küste ausgerüstet waren, an den von ihnen besuchten Orten zurückgelassen hatten. Diese Schaumünzen sind von Zinn, und von der Größe eines Thalers. Auf der einen Seite sieht man die beyden Schiffe: Columbia und Washington, abgebildet, und um den Rand folgende Umschrift: Columbia und Washington unter J. Kendrik. Auf der andern steht die Fortsetzung in folgenden Worten: Zu Boston in Nordamerika nach dem stillen Meere ausgerüstet; und in der Mitte: J. Barrel, S. Brown, G. Bülfinch, J. Darby, C. Hatch, J. M. Pintard, 1787.

Am 25sten giengen wir unter Seegel, und da wir vor Mauwi vorbeyfuhren, so brachten uns die Einwohner in ihren Kanots einige Schweine und vortrefliche Yamswurzeln. In der Nacht vom 27sten passirten wir den Wendekreis des Krebses in 204° O. L. — Am 14 Oktober war das

Wetter

Wetter schon so kalt, daß das Thermometer auf 56° stand, und wir die Kajüte heizten. An diesem Morgen sahen wir Land in Nord bey Westen, welches wir für die Insel Amluk, eine von den Fuchsinseln hielten. Vormittags am 26sten erblickten wir die Insel Unalaschka, und giengen in einer Bucht der östlichen Bay von Unalaschka vor Anker. Ehe dieses noch geschehen war, kamen fünf Russen in einem großen mit Fellen bedeckten Boote, welches die Eingebohrnen führten, zu uns an Bord. Sie boten uns sehr höflich ihre Pelzmützen an, und halfen uns das Schiff in die Bucht lenken. Wir bedauerten, daß wir nicht mit ihnen reden konnten, sondern uns nur mit der Geberdensprache behelfen mußten. Auf diese Art erfuhren wir, daß sie zu einem Schiffe gehörten, welches an der Insel Unimak vor Anker läge, und daß sie nebst andern Gefährten in kleinen Partheyen auf diesen und den benachbarten Inseln vertheilt wären, um Felle zu sammeln. Sie waren schon 1785 von Ochotsk abgefahren, und mußten in einer so langen Zeit zwischen diesen öden Inseln vieles Ungemach ausgestanden haben, da sie meistens nur von Fischen und Beeren lebten; und doch schienen sie gesund und munter zu seyn. Sie brachten uns eine Menge vortreflicher Heilbutten und getrockneten Lachs zum Geschenke für den Kapitain, und erhielten von ihm dafür Wein und Branntewein zu ihrem größten Vergnügen. Unglücklicher Weise hatten wir weder Rauch- noch Schnupftaback, der ihnen und den Einwohnern noch angenehmer gewe-

sen seyn würde, besonders den letztern, die ihn nicht nur auf die gewöhnliche Art schnupfen, sondern auch essen.

Ich gieng mit dem Kapitain und dem dritten Steuermann mit unsern Flinten an das Land, wo wir eine Menge wilder Vögel, auch sehr große Adler mit weißen Köpfen sahen, die aber so scheu waren, daß wir sie kaum zum Schuß bringen konnten. Die Aussicht ist sehr traurig, alles mit Schnee bedeckt, nirgend ein Baum, nicht einmal ein Gesträuche. Bey unserer Zurückkunft an Bord fanden wir die Russen wieder, die uns ein zweytes Geschenk von Fischen, nebst einem Körbchen voll Beeren mitbrachten. Die Eingebohrnen kamen niemals vom Lande zu uns, ausser in Gesellschaft der Russen. Die Russen halten dieses arme Volk in der niedrigsten Abhängigkeit; sie zwingen die Männer, Fuchsfallen zu legen und darnach zu sehen, für sie zu jagen und zu fischen, die Weiber aber, ihnen Stiefeln zu machen. Sie nehmen ihnen auch die besten Felle ab, so daß, so lange Russen auf den Fuchsinseln sind, kein Fremder ein Pelzwerk bekommen kann. Um die Einwohner zu gewinnen, theilen sie zuweilen kupferne und zinnerne Ringe, Glasperlen u. dgl. unter sie aus. Ein Mann, der den größten Theil einer kalten Nacht hindurch für sie gefischt hatte, erhielt dafür eine Prise Schnupftaback, und schien damit vollkommen zufrieden zu seyn.

Am

Am 29sten kamen einige Weiber aus Unalaschka ans Schiff, aber die Russen ließen sie nicht an Bord, sondern schickten sie wieder ans Land zurück Da einige von uns diese Damen näher zu sehen wünschten, so fuhren wir ihnen in unserm Boote nach, und fanden sie am Strande sitzen. Aber die uns nacheilenden Russen, trieben sie mit Schlägen fort. Sobald aber die Russen fort waren, kamen doch einige Weiber an Bord und blieben die ganze Nacht da. Auch die Weiber liebten den Rauch- und Schnupftaback sehr, und als ihnen die Matrosen ein ausgekautes Stöckchen Taback aus ihrem Munde gaben, so ließen sie es von Mund zu Mund herumgehen, und kauten es mit dem größten Wohlbehagen. An den durchlöcherten Lippen und am Nasenknorpel trugen sie Zierrathen von Knochen und Glasperlen. Den Einwohnern von Unalaschka muß ich Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie von der Dieberey, welches ein allgemeiner Fehler der Insulaner der Südsee ist, ganz frey zu seyn scheinen.

Am 30sten ereignete sich ein Umstand, welcher die Anhänglichkeit der Thiere an den Ort, wo sie Futter und Pflege erhalten, beweiset. Wir hatten einige Schweine nach einer kleinen ungefähr zweyhundert Schritte von uns gelegenen Insel geführt, daß sie dort grasen sollten. Eines aber von diesen Thieren, ein englischer Eber, schwamm sogleich wieder nach dem Schiffe zu, welches er auch wirklich erreichte. Da aber gerade unsere Boote

ausgefahren waren, und wir das arme Thier nicht einnehmen konnten, so schwamm es nach dem gegenüber liegenden, über eine Viertelmeile entferntem Ufer, wo wir es am folgenden Tag abholten.

Am 2 Nov. gieng der Kapitain ans Land, und besah eine rußische Wohnung. Sie war fast den Hütten der Eingebohrnen ähnlich, die wie kleine Hügel aussehen, und mit Gras überwachsen sind. Die Eingebohrnen steigen mit Hülfe einer eingekerbten Stange hinein, die Russen aber haben eine Thüre und ein paar Fenster angebracht, die aus der Schwimmblase eines großen Fisches verfertiget sind. Der Eigenthümer des Hauses, der eben Fuchsfallen machte, empfieng den Kapitain sehr höflich, und setzte ihm das Beste vor, was seine armselige Hütte vermochte — Beeren und eine Art von Pudding aus Wurzeln. Die Russen leben unter den Eingebohrnen vertheilt, zwey bis drey in einem Dorfe, vermuthlich um sie in größerer Unterwürfigkeit zu halten, und darauf zu sehen, daß sie sich immer beschäftigen. Da Herr Cox wünschte, ein Unalaschkisches Kanot zu besitzen, so wurde ihm von den Russen eines geschenkt. Er hatte vorher den Eingebohrnen viel dafür geboten, aber vergeblich, weil es von den Russen abhieng. Zwey Schweine, die wir, in Hofnung, daß sie sich fortpflanzen sollten, ans Land geschickt hatten, haben sich in den Fuchsfallen gefangen und sind umgekommen.

Der

Der Kapitain hatte von den Russen erfahren, daß es einen südöstlichen Ausgang in die See gäbe, der durch eine kleine Insel, Namens Sedagha, die wir für einen Theil von Unalaschka gehalten hatten, gebildet würde. Daher hat er ihn am 6 Nov. in dem kleinen Boote untersucht, und am 8ten giengen wir durch denselben in die See. Während unsers Aufenthaltes zu Unalaschka war das Wetter meistens schön und ruhig; obgleich früh und Abends kalt, doch am Tage mild. Der Schnee, welcher bey unserer Ankunft fast die ganze Insel bedeckte, war jezt, ausser auf den Spitzen der Berge, geschmolzen. Der Thermometer stand meistentheils zwischen 42 und 50°. Der Hafen Udagaki, wo wir vor Anker lagen, befindet sich im 63° 45′ N. B. und in 166° 24′ O. L.

Am 20sten Morgens überfiel uns der heftigste Sturm, den wir auf der ganzen Reise hatten, und in kurzer Zeit verwandelte er sich in einen Orkan. Die Wellen schlugen zuweilen über uns zusammen, rießen einen Theil des Schnitzwerkes am Schiffsschnabel weg, und spülten das Boot von den Stangen auf dem Verdeck, wo es befestiget war, in die Vertiefung derselben hinab. Am 28sten passirten wir noch einmal den Wendekreis des Krebses im 169° O. L.

Am 12 Dec. erblickten wir die Inseln Saypan, Tinian und Aguigan, und liessen Nachmittag an der südwestlichen Seite der Insel Tinian den

Anker fallen. Ein angenehmes Lüftchen führte uns vom Lande Wohlgerüche zu, und bald ergötzte uns der Anblick des schönen weißen Rindviehes, das zwischen den Bäumen weidete. Der Kapitain gieng mit einem Kommando ans Land. Ob wir gleich hofften, daselbst Fleisch zu erhalten, so geschah es doch nicht, weil sich das Vieh, sobald es uns erblickte, in die beynahe undurchdringlichen Wälder zurückzog. Wir beluden das Boot mit Holz und kehrten mit einer Menge eingesammelter Limonien auf das Schiff zurück.

Wir begaben uns am folgenden Morgen wieder ans Land, aber etwas weiter nordwärts. Hier fanden wir einige von den Spaniern erbaute Hütten, welche alle Jahre von Guam hieher kommen, um Fleisch für die Besatzung von Guam zu holen. Es müssen kurz vor uns Leute auf Tinian gewesen seyn; denn wir fanden in einem Stalle ein erst kürzlich krepirtes wildes Schwein, und einen schönen Hund, den wir an Bord nahmen. Ein gebahnter Weg führte uns zu den Brunnen, dessen Lord Anson und Kommodore Byron erwähnen. Ich muß hier bemerken, daß die Seefahrer die Insel Tinian bald zu sehr herabwürdigen, bald, wie Lord Anson, zu verschwenderisch loben. Man sieht sich jezt wenigstens vergeblich nach den entzückenden Grasplätzen um, die Anson so reizend schildert.

Ich gieng mit dem dritten Steuermann auf die Jagd; aber wir mußten uns bald einen Weg durch

das

das Gebüsche bahnen. Nachdem wir uns eine gute Strecke weit durchgearbeitet hatten, so wurden wir durch eine Art von Unkraut, das uns bis an die Brust reichte, durch die Hitze und durch Fliegen so beläſtiget, daß ich meine Gefährten verließ und zu den Holzhauern nach den Hütten zurückkehrte. Ich kam spät an, weil ich immer auf Bäume klettern mußte, um zu sehen, ob ich auf dem rechten Weg wäre. Ich traf viele große, wilde Schweine an, und wäre beynahe über ein Thier gestrauchelt, welches so schnell durch ein Gebüsche schoß, daß ich es nicht erkennen konnte; wahrscheinlich war es eines von den Guanakos. Unser dritter Steuermann war auf eine Heerde Rindvieh gestossen, und hatte einen schönen, jungen Stier geschossen. Da am andern Morgen Leute ans Ufer geschickt wurden, um ein Stück davon zu holen, so fanden sie ihn größtentheils angefressen; doch schnitten sie einige unbeschädigte Stücken ab und brachten sie an Bord. Wir kochten eine gute Suppe davon, und fanden das Fleisch schön und durchwachsen. Die Insel hat wilde Schweine und Federvieh in Menge, und obgleich das letztere scheu ist, und selten aus dem Dickigt hervorkommt, so ist es doch angenehm, es überall krähen und gacken zu hören, und erregt eine Idee von Nachbarschaft eines Dorfes oder Meierhofes. Tinian hat eine Menge Zitronen, Guaven, Kokosnüsse, Breyäpfel, schlechte Orangen und allerley schöne Bäume, unter andern die Baumwollenstaude und den Brodfruchtbaum, der aber keine Früchte trägt. Auf unsern Spa-

Hiergängen fanden wir auch die Ueberbleibsel einiger merkwürdigen Gebäude, die Anson beschreibt und für das Werk der ersten Bewohner der Insel hält. Sie haben die sonderbarste Bauart, bestehen gegenwärtig aus zwey Reihen Säulen, entweder von Stein oder Komposition, und von pyramidalischer Form. Auf der Spitze stehen Halbkugeln mit aufwärts gekehrtem Durchschnitte.

Am 23 Dec. giengen wir unter Seegel und steuerten nach Westen. Am 24sten sahen wir die Insel Botol oder Tobago Lima und um Mittag die Insel Formosa. Da wir einige Einwohner jener Insel auf uns zurudern sahen, so legten wir bey; aber sie wollten zuerst nicht dem Schiffe nahe kommen, sondern warfen uns aus der Entfernung einige gekochte Wurzeln, Pisang, Tarro und einen Knochen zu, der wahrscheinlich von einem Hunde war. Wir warfen ihnen dafür einige leere Bouteillen zu, die sie mit großer Freude aufnahmen. Unterdessen schlich sich einer unter den Spiegel des Schiffes herbey, und schnitt einige Ellen von der Flagge ab, die ins Wasser gieng. Hierauf wurden sie zutraulicher, und einige, die ans Schiff kamen, ergriefen alles, was sie sahen. Einer wollte sogar die Flaggenschnur abschneiden, so daß wir sie aus dem Schiffe fortjagen mußten; worauf wir weiter seegelten. Diese Leute schienen eine Vermischung von Chinesern und Malayen zu seyn, haben eine blasse Kupferfarbe, gehen beynahe nackend und haben nur einen Streifen Tuch um den

Leib,

Leib, und eine ſtröherne Mütze auf dem Kopf. Alle hatten den Kris, oder den malayiſchen Dolch mit geſtammtem Rande an der Bruſt hangen.

Am 26ſten ſahen wir viele chineſiſche Fiſcherboote und Abends das feſte Land von Aſien. Am folgenden Morgen hatten wir die Lama-Inſeln im Geſichte, und giengen Nachmittag auf der Rhede von Makao vor Anker. Nachdem wir ans Land geſtiegen waren, und den Befehlshabern unſere Aufwartung gemacht hatten, nahmen wir einen chineſiſchen Lootſen, um uns nach Wampo zu führen. Am 12ten langten wir zu Kanton, dem Ort unſerer Beſtimmung, an. Wir hatten in zehn Monaten und fünf Tagen unſere Reiſe zurückgelegt, und einen unermeßlichen Waſſerraum durchſchifft. Merkwürdig aber und ſehr glücklich war es, daß unſer Schiffsvolk, ob wir gleich keinen Chirurgus hatten, auſſerordentlich geſund geblieben war, ſo daß wir unter ſo vielen, abwechſelnden Himmelsſtrichen nur einen einzigen Mann verlohren haben.

# Reisen

eines amerikanischen Dollmetschers und Pelzhändlers durch Nordamerika herausgegeben von J. Long.

Im Frühling des Jahrs 1768 gieng ich als ein junger Mensch von Gravesand, am Bord des Schiffes Kanada, nach Amerika. Nach einer sehr angenehmen Fahrt wurden wir fast an dem Ende unserer Reise durch schlimmes Wetter genöthiget, in Neufoundland einzulaufen, von da wir nach Quebeck schifften. Nach einiger Zeit kam ich zu Montreal an, wohin ich als Buchhalter bestimmt war. Hier lernte ich den Indianischen Handel, dem die Stadt ihre vorzüglichste Nahrung verdankt, und meine Vorliebe für die Wilden machte, daß ich in der Irokesischen und Französischen Sprache täglich weitere Fortschritte machte. Mein Herr, damit sehr wohl zufrieden, schickte mich auch nach einem Dorfe, Canuagha, neun Meilen von Montreal, an der Südseite des St. Lorenzflusses, um mir daselbst die Mohwkische Sprache recht bekannt zu machen.

Es ist dieses ein sehr ansehnliches indianisches Dorf, dessen Einwohner sehr gesittet und fleißig sind. Sie bauen Korn und leben nicht bloß von der Jagd, wie andere Indianer. Sie sind Christen, und haben einen französischen Priester, oder

einen

einen Diener des Herrn des Lebens, der sie unterrichtet und den Gottesdienst in Irokesischer Sprache hält.

Ich war sieben Jahre bey meinem Herrn gewesen, als ich beschloß, meinem natürlichen Hang zum Herumstreifen zu folgen, und stellte mich als Freywilliger an die Spitze einer Parthey Indianer. Bey dieser Gelegenheit wohnte ich mehrern Gefechten gegen die Amerikaner bey, und war auch bey dem Kommando, welches ausgeschickt wurde, die Mörder des Major Gordon zu entdecken. Wir kleideten uns sämtlich als Wilde, und da wir sehr wenig Proviant hatten, so lebten wir hauptsächlich von dem, was wir von den innern Baumrinden abkrazten, von wilden Wurzeln und Zwiebeln. Der Hunger würzte uns dieß alles zu leckergerichten. Bey einem solchen Herumstreifen muß man leicht seyn; die Wilden nehmen meistens nur Ahornzucker und etwas indianisches Korn mit, das sie zwischen zwey Steinen zermalmen und mit Wasser vermischen. Endlich trafen wir Feinde an. Unsere Wilden stürzten aus einem Hinterhalte über die Amerikaner her, erhoben das Kriegsgeschrey, scalpirten sieben von ihnen, und machten fünfe zu Kriegsgefangenen, die wir so bemahlten, daß sie uns ähnlich sahen.

Das Scalpiren ist eine bey den Indianern besonders übliche Art von Marter. Wenn vor dem Abnehmen der Kopfhaut mit dem Tomahawk (eine Art

Art von Beil' ein Schlag gegeben wird, so folgt augenblicklicher Tod; das bloße Scalpiren aber verursacht einen fürchterlichen Schmerz, jedoch ohne immer den Tod nach sich zu ziehen. Noch jezt leben in Amerika Personen beyderley Geschlechts, die nach dem Verluste der Kopfhaut eine Platte von Zinn oder Silber auf dem Kopfe tragen, um sich gegen die Kälte zu verwahren, sich dabey wohl befinden, und selten Schmerzen fühlen.

Nachdem ich meiner Nation in Kriegsdiensten eine Zeitlang nützlich gewesen war, so wurde ich von Sir Carleton als Seekadette auf dem Schiffe Fell, auf dem St. Lorenzfluß, angestellt, und ich blieb auf diesen Posten, bis das Schiff nach England beordert wurde. Alsdann gieng ich nach dem See der zwey Berge zurück, und trieb mein Dollmetscheramt mit neuem Eifer. Ich suchte mich vornemlich mit der Tschippewähsprache bekannt zu machen, weil ich mit der ersten Gelegenheit im Dienste eines Kaufmanns nach Nordwesten zu gehen gedachte. Ich lernte auch die Sitten und Gebräuche der Wilden, nahm an ihren Vergnügungen Theil, wurde bald als ein guter Tänzer bekannt, und lernte die Töne der verschiedenen Arten des Kriegsgeschreys so natürlich, wie ein Wilder. Folgendes sind die verschiedenen Arten der Indianischen Tänze: der Kalumet- oder Pfeifentanz, der Kriegstanz, der Anführertanz, der Abreisetanz, der Skalpirtanz, der Todtentanz, der Gefangenentanz, der Rückkehrtanz, der Speertanz, der Hochzeittanz und der Opfertanz.

Weil

Weil ich einem Wilden ähnlich sah, so begab ich mich oft in einem Kanot nach Montreal, und passirte mehrmals die Posten als ein Indianer. Bisweilen machte ich einen Schariwari mit, eine alte Gewohnheit, alte Töpfe, Kesseln u. dgl. vor den Thüren Neuverehlichter zusammenzuschlagen. Ich lernte auch, ein Kanot zu machen, und Makkissins oder Indianische Schuhe von Hirschleder zu verfertigen. Man besetzt diese Schuhe mit Stacheln von Stachelthieren und kleinen Glaskorallen, und hängt zuweilen auch noch kleine Schellen daran. — Endlich wurde ich es müde, bloß unter den Wilden zu leben, und machte eine Reise nach Montreal, wo mir der Antrag geschah, als Dollmetscher nach Norden zu gehen. Ich nahm den Vorschlag an, weil der Gehalt ansehnlich war; habe aber oft Ursache gehabt, es zu bereuen.

Am 4 May 1777 verließ ich Montreal mit zwey großen Kanots von Birkenrinde, deren jeder mit zehn Kanadiern besetzt war. Diese Kanots sind meistens acht Klafter lang und anderthalb breit, mit Birkenrinde bedeckt und mit faserigen Wurzeln sehr dicht zusammengenäht. Zu la Chine, einem Dorfe neun Meilen oberhalb Montreal werden die Indianischen Waaren an Bord gebracht. Von da bis Michillimakinak sind 36 Tragplätze; die Entfernung zu Lande und Wasser beläuft sich auf 900 englische Meilen. Bey gutem Wetter legt man die Reise oft in einem Monat zurück. Es kostet große Mühe, die Kanots die abschüssigen

Stellen

Stellen hinabzuführen. Wir setzten unsere Reise nach la Baviere oberhalb des langen Wasserfalls fort, wo sich einige Kaufleute niedergelassen haben, die aber keinen großen Handel treiben, auch von dem Pelzwerk keinen großen Gewinnst ziehen, weil sich die Wilden in dieser Gegend zu gut auf den Werth der Felle verstehen, und sich nicht betrügen lassen, wenn sie nicht betrunken sind.

Von diesem Wasserfalle giengen wir nach dem See der zwey Berge; von da nach Uttawa oder dem großen Flusse, und hielten uns immer an das Ufer bis wir den See Nipissin erreichten, aus welchem der Lorenzfluß entspringt; dann liefen wir in den französischen Fluß ein, der nach dem Huronsee führet, und kamen am 17 Jun. zu Michillimakinak an. In diesem Lande giebt es überall viele wilde Thiere, Bären, Elenn- und andere Hirschen, Biber, Vielfraße, Marder, Waschbären, Wölfe u. s. w. Fast alle Einwohner sind herumstreifende Wilde, die sich von der Jagd nähren. Keines von den Thieren in Nordamerika ist furchtbar, ausser der graue Bär, der sich gewöhnlich in dem wärmsten Klima aufhält, wo er hinkommt schreckliche Verwüstungen anrichtet, und oft ganze Familien tödtet.

Nachdem ich mich mit indianischen Korn und hartem Talg versehen und meine Kanots gegen kleinere vertauscht hatte, die bequemer über die Trageplätze zu bringen sind, so nahmen wir unsern

Weg

Weg nach den Wasserfällen zu St. Marie, einer Enge, die durch zwey Arme gebildet wird, die sich an dem äusserſten Ende des Sees von einander trennen. Hier haben die Indianer eine kleine mit Pfählen umgebene Festung und ungefähr zehn Häuſer zur Wohnung für die engliſchen und franzöſiſchen Kaufleute erbauet. Es giebt hier ſehr viele ſchöne Fiſche. Wir ſetzten von hier aus unſere Reiſe nach dem Lac Superior fort, der ſechshundert franzöſiſche Meilen im Umfange hat, und eine große Menge kleiner und großer Inſeln in ſich ſchließt. Beym Anfange dieſes Sees ſteht ein hoher Felſen, faſt wie ein Menſch geſtaltet, den die Indianer Kitſchi Manitu, d. i. Herr des Lebens nennen. Hier halten ſie jederzeit an, um ihre Gaben darzubringen, indem ſie Taback und andere Sachen ins Waſſer werfen. Sie wollen dadurch dem Felſen, als dem Repräſentanten des höchſten Weſens, ihren Dank für den Seegen abſtatten, den ſie genießen. Ein augenſcheinlicher Beweis, daß der Menſch in ſeinem natürlichen Zuſtande, ohne alle Verfeinerung, ſeine Abhängigkeit von einer unſichtbaren Macht fühlt, wenn er ſeinen Glauben auch noch ſo plump ausdrückt. — Der See gefriert nur dicht am Ufer, weil das Waſſer immer Wellen ſchlägt. Das umliegende Land iſt hoch und felſigt, und die Wälder ausnehmend dicht. Die Nordweſt-Kompagnie zu Montreal hat ein Schiff auf dem See, um ihre Waaren von Michillimakinak nach dem großen Trägeplatz an der nordweſtlichen Seite zu bringen, und kommt mit dem

dem im Innern des Landes gesammelten Pelzwerkes zurück.

Am 4 Jul. erreichten wir Pays Plat, an der nordwestlichen Seite des Sees, wo wir unsere Waaren auspackten und die Ballen kleiner machten, weil wir von den Indianern hörten, daß wir 180 Trageplätze bis zu dem Orte, wo ich den Winter zubringen wollte, zu passiren hätten. Als wir ans Land stiegen, sahen wir in einiger Entfernung gegen 150 Indianer von den Stämmen der Tschippowäh und Wassen. Sie gaben mir Fische, trocknes Fleisch und Felle, wofür sie kleine Gegengeschenke erhielten. Ihr Anführer schlug mir vor, mich als Bruder unter ihre Krieger aufnehmen zu lassen. Ohngeachtet ich wußte, daß die Aufnahme mit schmerzhaften Operationen verbunden ist, so entschloß ich mich doch dazu.

Die Aufnahme geschieht also. Man hält ein Gastmahl von Hundefleisch in Bärentalg gesotten mit Heidelbeeren, das man sich schmecken lassen muß. Hierauf wird der Kriegsgesang gesungen: „Herr des Lebens! sieh uns wohl an. Wir nehmen einen Bruder Krieger auf, der mit Verstand begabt zu seyn scheint, Stärke im Arm hat, und vor den Feinden nicht fliehet.„ — Dann läßt man den Aufzunehmenden auf ein Bieberkleid setzen, reicht ihm das Kalumet, oder die große Kriegspfeife zum Rauchen, die im Kreise herumgeht, und wirft ihm einen Wampumgürtel um den Hals.

Diese

Diese Gürtel dienen zu verschiedenen Zwecken. Ihre Größe richtet sich nach der Wichtigkeit der Idee, welche die Indianer von ihrer Zusammenkunft haben. Wenn die Pfeife rund herum gegangen ist, so wird von sechs langen Stangen, die dicht mit Häuten belegt werden, eine Schweißhütte errichtet, die nur drey Personen fassen kann. Der Aufzunehmende wird nackend ausgezogen und geht mit zwey Oberhäuptern in die Hütte. Man bringt zwey glühende Steine hinein und wirft sie auf die Erde; alsdann wird Wasser in einer großen Schaale hereingebracht, und mit Zederzweigen auf die Steine gesprißt. Dadurch fällt die in der Hütte befindliche Person in einen starken Schweiß, und wenn dieser am höchsten gestiegen ist, dann verläßt der Aufzunehmende die Hütte und springt ins Wasser. Indem er herauskommt, wirft man eine Decke über ihn, und trägt ihn in die Hütte des Oberhauptes, wo man folgende Operation mit ihm vornimmt. Wenn man ihn auf den Rücken gelegt hat, zeichnet das Oberhaupt mit einem in Wasser, worinn Schießpulver aufgelößt ist, getauchten Stabe die Figur, die er zu machen gedenkt. Alsdenn sticht er mit zehn in Zinnober getauchten Nadeln die bezeichneten Theile, und wo die stärkern Umrisse zusammenlaufen, ritzt er das Fleisch mit einem Flintenstein; die leeren Stellen werden mit Schießpulver eingerieben, welches die Abwechslung von Roth und Blau hervorbringt, und alsdann werden sie mit Punkholz ausgebrannt, damit sie nicht eitern. Diese Operation dauert zwey bis drey Tage. Alle Mor-

gen werden die verwundeten Theile mit einem Wundwasser gewaschen. Während der Operation werden Kriegslieder gesungen, und dabey wird eine mit Schellen behangene Klapper geschüttelt, um das Winseln, das solche Quaalen hervorbringen müssen, zu ersticken. Nach vollbrachter Operation bekommt der Neuaufgenommene einen Namen; ich erhielt den Namen Amik oder Biber.

Da ich von dem Oberhaupt Geschenke erhielt, so gab ich Skalpiermesser, Tomacharaks, Zinnober, Toback, Glasperlen u. d. g. zum Geschenk, vor allen aber Rum — das angenehmste unter allen. Am 21sten schifften wir uns ein, und die Wilden trennten sich mit dem Zeichen der aufrichtigsten Freundschaft von uns. Mehrere Tschippewähs begleiteten uns zu Lande nach der grande Côte de la Roche, welchen Weg alle Kaufleute des grossen Wasserfalls halben nehmen müssen, dessen Höhe beim Eingang des Nipegon-Flusses auf 600 Fuß geschätzt wird. Wir verließen la grande Côte de la Roche, und setzten unsere Reise nach der See fort, wo wir einen andern Haufen Wilde fanden, mit welchen wir Geschenke wechselten. Der See Nipegon ist 100 englische Meilen lang, und giebt den Wilden Fische im Ueberfluß. Das Land liefert viele wilde Wurzeln, und die Thiere sind sehr zahlreich. Die Anzahl der in diesem Bezirke jagenden Indianer, die sehr wild und abergläubisch sind, beläuft sich auf dreyhundert.

Am

Am 1sten Aug. reiseten wir weiter mit 15 Indianern, lebten von Fleisch und Wurzeln, und sparten unser Korn und Talg für den Winter auf. Wir setzten unsern Weg nach dem See Eturgeon fort. Am 25sten Sept. erreichten wir den Todtensee, der nordöstlich vom See Alemipigon liegt, der ungefähr 60 englische Meilen im Umfange hat. Das Land ist niedrig und sumpfig, und das Wasser sehr unangenehm von Geschmack.

Die Mühseligkeiten, welche meine Kanadier erlitten hatten, bewogen mich, auf Winterquartiere zu denken, und mich an dem Todten-See niederzulassen; auch die einfallende starke Kälte war ein anderer Bewegungsgrund dazu. Den Platz zum Anbauen wählten wir dicht am Ufer des Sees, wo wir ein 30 Fuß langes und 20 Fuß breites Haus von unbehauenen Stämmen errichteten, welches wir in 2 Zimmer theilten. Unsere Kanots versteckten wir in die Wälder, und unsern Rum, einen Vorrath zum täglichen Gebrauch ausgenommen, vergruben wir in die Erde. Ferner dachten wir auf Winterfeuerung, weil bey strenger Kälte das Holz schwer nach Hause zu bringen ist. Wir giengen auch auf die Jagd, um unsern Vorrath an Lebensmitteln zu vermehren. Der Schnee fiel schon tief, und wir konnten ohne Schrittschuhe keine weitern Excursionen vornehmen. Unsere Jagd war 14 Tage lang glücklich, und wir fiengen viele kleine Thiere, die wir täglich verzehrten. Ungefähr 3 Wochen nach unserer Niederlassung kam ein grosser Haufen von Wilden an, gegen die wir uns,

wegen unserer geringen Anzahl, mit der größten Vorsicht betragen mußten. Ihr Anführer machte mir ein Geschenk von Fellen, trocknem Fleisch, Fisch und wildem Hafer, welche Geschenke ich zu seiner Zufriedenheit erwiederte. Die Wilden setzten sich hierauf nieder, und der in ihrer Mitte stehende Anführer hielt folgende Rede: „Es ist wahr, mein Vater, daß ich und meine jungen Leute uns glücklich schätzen, euch zu sehen. Da der große Herr des Lebens einen Kaufmann zu uns geschickt hat, um sich über uns Wilde zu erbarmen, so werden wir unser Möglichstes thun, zu jagen, um euch mit Pelzen, Häuten und Fleisch von Thieren zu versorgen.„ —

Die Weiber, die durchaus Sklavinnen der Männer sind, mußten Hütten von Baumrinden machen. In Zeit von einer Stunde war alles fertig. Nun brachten sie den von mir geschenkten Rum in ihre Hütte, und fiengen an zu trinken. Dieses Gelag dauerte 4 Tage und Nächte, und aller unserer Vorsicht ungeachtet, denn wir brachten ihre Flinten, Messer und Tomahanks in Sicherheit, wurden 2 Knaben getödet und 6 Männer verwundet. Am fünften Tage waren sie alle wieder nüchtern, betrübten sich über ihr Betragen, und beklagten sehr den Verlust ihrer Freunde. Am 26sten Oktober reißten sie zu unserer großen Freude ab, und als sie in die Kanots stiegen, sangen sie den Todten-Kriegsgesang: „Herr des Lebens, sieh mich wohl an! du hast mir Muth gegeben, meine Adern zu öfnen.„

Wir

Wir beschäftigten uns, nun Fischernetze zu machen. Das Eis war 3 Fuß dick, und der Schnee lag sehr hoch, so daß wir ihn wegräumen mußten, ehe wir Löcher für unsere Netze ins Eis hauen konnten. Zwey Monate hindurch hatten wir großes Glück, und fiengen gegen 1800 Centner Fische, die wir an Stöcke hiengen, gefrieren liessen, und alsdann zu unserm Vorrath legten. Dieß war ein großes Glück, da das Fischen in der Mitte des Winters sehr mißlich, und die Zurückkunft der Indianer sehr ungewiß ist. Mit Anfang des Jahrs 1778 gieng unser Proviant zu Ende, und wir hatten nur noch etwas Fischrogen, den wir im warmen Wasser erweichten, und dann verzehrten. Die ausserordentliche Kälte erlaubte uns nicht, zu fischen, und so sehr wir auch durch den Mangel von anderer Nahrung in Noth geriethen, so mußten wir doch bey einem großen Feuer immer zu Hause bleiben. Endlich drückte uns der Hunger zu sehr; daher schlug ich meinen Leuten vor, Marder-Fallen zu machen. Am ersten Tag waren sie glücklich, und brachten zwey Waschbären, drey Hasen und vier Bisamratzen mit nach Hause, welches uns, ob wir uns gleich nicht satt daran aßen, sehr wohl bekam. Bald aber geriethen wir wieder in unsere alte Noth. Daher hielt ich für gut, eine Reise nach dem See Manontoye zu machen, wo der Kaufmann Shaw überwintert hatte, um uns wilden Reis zu verschaffen, der in den dortigen Sümpfen in Menge wächst. Vor meiner Abreise waren wir gezwungen, einen Lieblingshund

zu tödten, welches uns sehr schmerzte, da das Thier uns sehr lieb und nützlich war. Am andern Morgen zog ich meine Schneeschuhe an, und beredete einen Indianer und seine Frau, uns zu begleiten, welches ein großes Stück für mich war, weil ich ohne Führer den Weg nicht gefunden hätte.

Am vierten Tage kamen wir Abends an einen kleinen Waldstrom, der zu tief war, als daß wir ihn hätten durchwaden können. Der Indianer half mir einen Floß bauen, um hinüber zu fahren. Unterdessen vermißte ich seine Frau. Als ich den Indianer fragte, wo sie geblieben wäre, sagte er lächelnd: sie wäre vermuthlich in den Wald gegangen, um eine Schlinge für ein Rebhuhn zu stellen. Nach einer Stunde kam sie mit einem neugebohrnen Kinde zurück, und sagte zu mir: da, Engländer, ist ein junger Krieger! Man sagt, die Weiber der Wilden würden ohne Schmerzen entbunden; aber sie sind nur gegen sich hart, und verbeissen aus Stolz ihre Schmerzen. Eine Mutter säugt ihr Kind bis es 4 oder 5 Jahre alt ist, oft noch länger. Sie schlagen und schelten sie nie, um nicht den kriegerischen Geist, die künftige Zierde ihres Lebens, zu schwächen. Ueberhaupt vermeiden sie allen Zwang, damit nicht die Freyheit des Handelns und Denkens, die sie ihnen einzuflößen wünschen, unterdrückt werde. Die Biskatongs sollen bey der Gebürt eines Kindes mehr weinen, als bey seinem Tod; weil sie den Tod nur als eine Reise ansehen, von

der

der es zurückkehren wird; seine Geburt aber für den Eintritt in ein Leben voll Gefahr und Unglück halten.

Im Sommer wird das neugebohrne Kind von der Mutter sogleich in das Wasser getaucht, hierauf in eine kleine Decke gewickelt, und auf ein mit Moos bedecktes Bret, das die Form eines Sargbodens hat, gebunden. Im Winter wird es sowohl in Felle als Decken gehüllt. Als die Franzosen Kanada einnahmen, hatten die Weiber weder wollene, noch leinene Windeln. Ihr ganzes Bettgeräthe bestand aus einer Art von Trog, der mit trockenem Staube vom vermoderten Holz gefüllt war, der so weich wie die feinsten Daunen ist, und die Feuchtigkeiten des Kindes gut einsaugt. Bey kultivirteren Indianern füttern die Mütter ihre Kinder mit einer Art von Brey aus indianischem Korn und Milch, wenn sie sich diese verschaffen können. In den mehr entlegenen Gegenden nimmt man statt dessen wilden Reis und Hafer, den man aushülset, zwischen zwey Steinen zermalmet, und mit Ahornzucker im Wasser kocht.

Wegen des schlechten Wetters mußten wir drey Tage am Stör-See liegen bleiben, der fünf Tagereisen lang, und an einigen Orten dreyßig englische Meilen breit ist. Den ersten Tag schossen wir einen Haasen, machten Fischhacken von den Schenkelknochen, und steckten das Fleisch an die Angel. Die Schnur verfertigten wir aus Weidenrinden, die wir in Streifen schnitten, und dicht zusammen drehten. Wir fiengen damit Fische

genug für den Rest unserer Reise nach dem See Manontoye. Als wir noch 6 Meilen davon entfernt waren, trafen wir einige Indianer an, die uns durch eine Nachricht von einem schrecklichen Tumulte unter ihrem Volk in Unruhe setzten. Sie sagten: Herr Shaw wäre vermuthlich als ein Opfer ihrer Wuth gefallen; denn sie hätten sie berathschlagen hören, daß sie den fremden Kaufmann plündern wollten. Diese Leute erboten sich, uns zu dem Hause des Herrn Shaw zu begleiten. Aber, da wir noch zwey Meilen weit von seiner Wohnung entfernt waren, zogen sie sich, mit dem Versprechen, meine Zurückkunft zu erwarten, in die Wälder. Auch mein Indianer und seine Frau wollten nicht weiter gehen, weil sie sich vor den Hudsons-Bay-Wilden fürchteten.

Ich befand mich nun in einer gefährlichen Lage, und überlegte lange, was ich thun sollte. Endlich entschloß ich mich doch, alles zu wagen. Als ich in die Nähe der Scene der Zwietracht gekommen war, hörte ich ein lautes Kriegsgeschrey. Obgleich schon an diese Töne gewöhnt, fühlte ich mich doch sehr erschüttert, da ich wußte, daß die Wuth der betrunkenen Indianer keine Gränzen kennt. Aber durch den Gedanken, mich als ein geweihter Krieger zu betragen, angefeuert, hielt ich die Flucht für unrühmlich, drang durch die Wälder, und sahe bald die hölliſchen Geister vor mir. Ich legte mich einige Minuten im Hinterhalt, und hörte einen Wilden ausrufen: ich mag die Katze nicht tödten! (diesen Namen hatte Herr Shaw wegen

wegen seiner schwachen Stimme von den Indianern erhalten.) Ich eilte daher nach dem Hause, und fand die Wilden, Männer und Weiber, ganz betrunken. Sie hatten ihre Hütten umgerissen, die Kanots treiben lassen, und das Ganze stellte die fürchterlichste Scene der Verwirrung dar. Ein Indianer und eine Frau lagen todt auf dem Schnee. Ich wollte in das Haus dringen, aber die Wilden verhinderten mich daran, küßten mich, sagten, sie hätten mich sehr lieb, aber die Katze müßte ich nicht befreyen. Ich wandte mich nun an die nüchternsten Anführer, und fragte um die Ursache des Streites. Er antwortete mir: daß Herr Shaw keine Katze, sondern ein Hund wäre; denn er habe ihnen keinen Rum geben wollen, und ob sie sich gleich freuten, mich als ihren Freund zu sehen, so sollte ich doch dem fremden Kaufmann nicht zu Hülfe kommen, weil sie, und nicht er, über sein Haus zu befehlen hätten, und sich alles seines Rums bemächtigen wollten. Des Herrn Shaws Wohnung war ringsum mit hohen Pfählen umgeben, und das Aussenthor sowohl als die Thüre war befestiget. Da ich die Wilden so ganz entschlossen sah, ihre Absicht auszuführen, daß sie mich gewiß getödtet hätten, wenn ich nur die geringste Absicht, dem unglücklichen Manne beyzustehen, verrathen hätte, so zog ich mich etwas zurück, und der Anführer gieng in seine Hütte, um seinen Landsleuten seine Unterredung mit mir zu erzählen. Sobald ich Raum hatte, gieng ich unbemerkt nach der Festung und sprach laut englisch und französisch.

Als Herr Shaw und sein Gefährte dieses hörten, so geriethen sie vor Freude ausser sich. Er öfnete mir sogleich das Thor, und ich versicherte, für ihn alle meine Kräfte aufzuopfern. Er erzählte mir die Geschichte des Zwistes also: Hudsons-Wilde wären mit wenigem Pelzwerk zu ihm gekommen, und er habe ihnen nach abgeschlossenen Handel mehr Rum gegeben, als sie hätten verlangen können. Sie hätten aber durchaus mehr verlangt, in der Trunkenheit einen Indianer und seine Mutter getödtet, und es versucht, sein Haus mit Zunder in Brand zu stecken, den sie glimmend an ihre Pfeile gesteckt und darauf geschossen hätten.

Kurz darauf sah ich drey Anführer sich dem Hause nähern, die ich bat hereinzukommen. Sie thaten es aber mit verrätherischen Blicken. Ich fragte sie ganz freundlich: ob sie nüchtern wären? Der oberste Anführer bejahte es, und versicherte, sie sähen jezt ihre Thorheit ein, und wüßten gewiß, daß der böse Geist aus ihrem Herzen gewichen wäre. Ich sagte ihnen hierauf: der Herr des Lebens wäre böse auf sie, und sie würden kein Glück auf der Jagd haben, weil sie sich gegen den gütigen Kaufmann so schlecht betragen hätten. Einer der Anführer hielt darauf eine Rede an mich, worinnen sie versprachen, am folgenden Tag abzureisen, in der Hofnung, daß ihnen die Katze noch ein kleines Fäßchen von dem starken Wasser geben würde, um auf das Wohl ihres Bruders und ihrer Schwester zu trinken, die sie nach dem fernen Lande abgeschickt hätten. Auf meinen Rath versprach Herr Shaw

ihr

ihr Verlangen zu erfüllen, worauf sie nach ihren Hütten zurückgiengen. In der Nacht blieben sie ruhig; mit Anbruch des Tages versammelten sie sich und forderten den Rum, den sie sogleich erhielten; hierauf stiegen sie in ihre Kanots, und fuhren davon, ohne einmal ihre Todten zu begraben. In der Besorgniß, daß der böse Geist noch nicht aus ihnen gewichen wäre, und daß sie, wenn sie den Rum gesoffen hätten, aufs neue wiederkommen würden, machten wir uns auf einen Angriff gefaßt, und luden acht und zwanzig Flinten. Nach einer Stunde kamen sie wirklich betrunken zurück, und sangen ihre Todtenkriegslieder. Jeder Krieger war nackend und vom Kopf bis auf die Füsse bemahlt. So wie sie sich dem Hause näherten, wiederholte ein jeder die Worte: wir wollen nicht die Katze tödten, sondern nur die Festung haben, und alles was darinnen ist. — Wir waren entschlossen, tapfern Widerstand zu thun. Ich gieng in das Magazin, rollte ein Faß mit Schießpulver in das äusserste Zimmer und schlug den Boden aus. Nun giengen die Wilden mit Speeren und Tomahawks bewafnet auf die Thüre zu, und sagten zu einander: geh' du zuerst! Wir gaben ihnen zu verstehen, daß wir sie nicht fürchteten. Einer von ihnen kam in das Haus, und ich sagte mit finstern Gesichte zu ihm: wer unter euch alten Weibern ist jezt ein braver Krieger? Dann richtete ich die Pistole mit gespannten Hahn in die Pulvertonne, wobey ich mit großem Nachdruck sagte: Wir alle werden heute sterben! Als sie dieses hörten, liefen

sie

sie von der Thüre weg, indem sie riefen: der Herr des Lebens hat dem Biber große Stärke und Muth gegeben! Die Männer wurden nüchtern, und ruderten eiligst nach einer gegen über liegenden Insel. Bald darauf kam ein Kanot mit sechs Weibern ans Land, die Friede stiften wollten; aber ich schlug alle Versöhnung aus, worauf sie zurücke kehrten und ihre Todten mitnahmen, woraus ich sah, daß sie nicht mehr zurückkehren wollten.

So retteten wir uns durch Gegenwart des Geistes von einem unvermeidlichen Verderben. Ein Pelzhändler muß kalt und tapfer, aber nicht zu rasch seyn. Die Wilden sind gute Beobachter des menschlichen Herzens, und können den wahren Muth von dem erkünstelten gar gut unterscheiden. Ich blieb bey Herrn Shaw bis zur Zurückkunft seiner abwesenden Leute, und nahm einen indianischen Schlitten mit wildem Reis und Fleisch beladen, auch zwey von seinen Kanadiern mit, die mir behülflich seyn sollten. Am Todtensee fand ich bey meiner Zurückkunft alle meine Leute gesund und munter; denn die Wilden hatten sie in meiner Abwesenheit reichlich mit Proviant versehen, und mein Vorrath von Pelzwerk war durch Tauschhandel beträchtlich vermehrt worden.

Der See Monantoye, wo Herr Shaw überwinterte, hat einen Ueberfluß an Fischen und wilden Vögeln, auch wachsen in den angränzenden Sümpfen Reis, Hafer und Kranichbeere in Menge. Ungefähr dreyhundert Wilde von der Tschippewäh-Nation pflegen dahin zu kommen. Sie sind sehr

wild,

wild, und der Krieg, den sie zuweilen gegen die Sioux am Missisippi führen, ist ihre Lieblingsbeschäftigung. Oft bleiben sie funfzehn Monate von ihren Familien abwesend, und kommen fast nie ohne einen Gefangenen oder Skalp zurück. — Ehe die Indianer in den Krieg gehen, beruft der oberste Anführer eine Versammlung, und jedes Oberhaupt ist mit einem Gürtel von Wampum und einer Kriegspfeife versehen. Haben sie den Krieg zu erklären beschlossen, so werden die Gürtel und Pfeifen ihrem Feinde übersandt, und wenn diese Erklärung erwiedert wird, so bereiten sie sich auf das standhafteste zum Blutvergießen vor. Sowohl die Männer als Weiber suchen unaufhörlich ihren Nachkommen Gefühle des kriegerischen Muthes einzuflössen; was Wunder, daß daher ihr Durst nach Rache ausserordentlich groß ist? Doch gegen die Pelzhändler findet oft eine Ausnahme statt. Diese sehen sich oft, wenn der Rausch groß wird, genöthiget, die Indianer mit Schlägen zu züchtigen, weswegen sie sich bey wiederkehrender Nüchternheit niemals rächen. Nur erlauben sie sich zuweilen die Bemerkung: „Freund, du hast mich gestern hart geschlagen; aber ich denke nicht mehr daran, weil ich glaube, daß ich es verdient habe. Der Branntewein hat mich unartig gemacht.„ — Und wenn sie ja unzufrieden sind, so schlichtet ein Glas Rum allen Streit.

Wenig Tage nach meiner Ruckkehr an den Todtensee kam ein Haufen Wilder von dem rothen See, und einige vom Shabeechevan See, ungefähr

fahr fünf Tagereisen oberhalb des Sees Manontoye. Der rothe See hat seinen Namen von folgender Ereigniß. Zwey tapfere Krieger jagten an dem Ufer des See's und entdeckten in der Entfernung ein ungeheures Thier, größer als sie je eines gesehen hatten. Wie sie näher kamen, bemerkten sie, daß sein Körper mit etwas Moosartigem bedeckt war, giengen noch näher und schossen auf dasselbige, ohne daß die Schüsse den geringsten Eindruck machten. Endlich gieng ein Schuß durch, worauf das Thier in der See sprang, dessen Wasser von dem Blute dieses Thiers roth gefärbt wurde. Fische werden hier im Ueberflusse gefangen, und der wilde Reis wächst in der Menge in Sümpfen. Auch das Land ist voll wilder Jagdthiere aller Art. Von dem rothen See bis zum See le Sel giebt es vierzehn kleine Trageplätze und zwey und zwanzig Bäche. Von dem letztern See bis zum See Caribou sind acht Tagereisen über fünf Bäche und drey Trageplätze. Dieser See ist ungefähr dreyßig Meilen lang, tief und hell, voll großer Forellen, Hechte und Störe, und von einer Kette hoher Gebirge umgeben. Die Indianer rechnen zehn Tagereisen bis zum See Shabeechevan über dreyzehn Trageplätze und eben so viele Bäche. Von da bis zum See Arbitibis hat man drey kleine Seen, acht Flüßchen und fünf Trageplätze zu passiren. Der letztere See ist sehr groß, und das umliegende Land felsicht und gebirgicht. Er liefert den Indianern Fische und Wassergeflügel. Wahrscheinlich sind die Wasserthiere

in dieser Gegend so häufig, um die zahlreichen Stämme der Wilden zu erhalten, welche ihre Nahrung auf den Seen suchen. Die Entfernung vom See Arbitibis nach dem Krähennest[illegible]e ist nur gering. Von diesem See geht ein langer Trageplatz bis an den Krähenfluß, der mit einem starken Strom dreyßig Meilen weit von Nischemaince Sakiegan läuft. Hier haben die Hudsonsbay-Indianer eine gute Jagd. Am Ende desselben befindet sich ein Trageplatz nach einem sehr schmalen Fluß, der mit einem starken Strom funfzig Seemeilen weit läuft. Da das Ufer auf beyden Seiten sehr hoch ist, so rudert man gleichsam im Dunkeln. Vermittelst dieses Flusses erhält die Hudsonsbay-Kompagnie vieles Pelzwerk.

Obgleich die Indianer sich darauf verstehen, mit Kohlen und Bärentalg Gegenden auf Baumrinden zu zeichnen, so ist doch die Länge ihrer Tagereisen sehr unbestimmt, und kann folglich zu keiner geographischen Berichtigung dienen. Wenn ein Indianer mit dem Strom oder gegen den Strom von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang geht, so nennt er dieß eine Tagreise.

Kurz nach meiner Zurückkunft von der See Manontoye kam ein anderer Hause Wilde mit Häuten, Pelzen und einigen Lebensmitteln. Sie blieben zwey Tage und ließen sich den Rum vortreflich schmecken, ohne einen Streit anzufangen. Am 23 Februar kam wieder ein Hause von achtzig Männern, Weibern und Kindern, denen ich trocknes Fleisch, Talg, Hafer und acht Ballen Biber-

felle abkaufte. Diese berauschten sich in Rum, tödeten ein Weib und verbrannten einen Knaben erbärmlich. Jezt wurde das Wetter milder, und ich schickte meine Leute nach dem See, um nach den unter dem Eise gebliebenen Netzen zu sehen, welche leider! völlig verfault waren. Wir machten neue Netze, und fiengen Fische genug, um uns damit bis in den April hinzuhalten. Um diese Zeit kam ein großer Haufe Tschippewähs an, die mit mir um ihre Jagd handelten, und ihr Gelag friedlich endigten. Während ihrer Anwesenheit ereignete sich folgender sonderbarer Umstand.

Jeder Wilde glaubt einen Totam oder Schutzgeist zu haben, der die Gestalt irgend eines Thiers annimmt, und sie jagen, tödten oder essen niemals das Thier, dessen Gestalt dieser Totam angenommen hat. Am Abend vor der Abreise träumte einem, dessen Totam ein Bär war, daß in einer sumpfigten Gegend fünf Tagereisen von meiner Hütte eine große Menge Elennthiere wären, daß er aber wenigstens zehn Jäger mitnehmen müßte. Beym Erwachen suchte er seine Kameraden zu bereden, mit ihm zu gehen; sie weigerten sich aber, weil es zu weit wäre. Der Indianer gieng also allein, traf an dem Ort viele Thiere an, schoß und tödtete einen Bären. Darüber erschrocken, fiel er wie sinnlos zu Boden; raffte sich wieder auf, und eilte nach Hause. Auf dem Wege begegnete ihm ein anderer Bär, der ihn niederrieß und ihm das Gesicht zerkratzte. Dieß erzählte er mir bey seiner Zurückkunft, und setzte hinzu: der Bär habe ihn gefragt,

gefragt, warum er seinen Totam getödtet hätte? Und als er sich demüthig mit Unwissenheit entschuldigte, habe ihm der Bär erlaubt fortzugehen, ihn ermahnt, künftig vorsichtiger zu seyn, und auch die übrigen Indianer zu warnen, damit ihre Totams sicher wären, und sie nicht den Herrn des Lebens erzürnten.

Während des strengen Winters hatte ich Mühe der List eines Indianers zu entgehen, der sich bey mir aufhielt, und den ich theils Marderfallen machen ließ, theils auf die Jagd schickte. Er wurde auf seine Frau eifersüchtig. Da mein Proviant zu Ende gieng, und ich ausser dem Indianer und seiner Frau nur einen Kanadier zu Hause hatte, so trug ich ihm auf, Marderfallen zu machen. Er machte gegen zweyhundert und stellte sie im Walde auf. Einige Tage lang gieng er alle Tage ordentlich hin und brachte, was sich gefangen hatte; nachher kam er aber immer leer zurück. Ich schöpfte Verdacht, und schickte ihm den Kanadier nach, der ihn im Walde antraf, wo er sich einige Rebhühner zubereitete. Als er nach Hause kam, gab ich ihm keinen Rum, und sagte ihm, daß er keinen verdiene. Er wollte sich zuerst lange entschuldigen; als er aber merkte, daß ich seinen kahlen Entschuldigungen nicht glaubte, so sagte er mir offenherzig, daß er eifersüchtig auf mich wäre, und deßwegen nicht nach den Marderfallen gienge, um den Umgang zwischen mir und seiner Frau zu verhindern, der sonst, wenn er sich zu weit von dem Haus entfernte, leicht Statt finden könnte. Um

ihm seinen Verdacht zu benehmen, gab ich ihm einige Flaschen Rum, eine Rolle Toback, ein Hemde, ein Skalpiermesser und verschiedene Sachen für seine Frau, welche er herbey rief, um mit ihm zu trinken, und mir zu danken. Er fieng dabey an zu singen, und wiederholte immer folgende Worte: Ich kümmere mich nicht darum, wenn auch der Biber mein Weib liebt. Seine Frau gerieth darüber in Zorn, raufte ihm das Haar aus und zerkratzte ihm das Gesicht. Nun gab es von beyden Seiten Schläge, bis ich mich ins Mittel legte, und sie auseinander brachte. Weil aber auch nachher der A. . . seinen eifersüchtigen Verdacht nicht fahren ließ, so gab ich ihnen noch einige Geschenke, und schickte sie fort, indem ich ihm einschärfte, mit seiner ganz unschuldigen Frau gut umzugehen. Beym Abschied sagte er lächelnd zu mir: Biber, du mußt dir einen andern anschaffen, der nach deinen Marderfallen sieht.

Der Ehebruch wird bey den Wilden gewöhnlich von dem Manne ganz summarisch bestraft; entweder schlägt er seine Frau sehr hart, oder beißt ihr die Nase ab. Ein Kaufmann muß sich sehr hüten, nicht in Verdacht zu kommen; denn, wenn der Mann betrunken ist, so steigt seine Eifersucht bis zur Wuth, und man mag schuldig oder unschuldig seyn, so hat man Rache zu befürchten.

Zu Anfang des Aprils erhielt ich einen Brief von meinem Kollegen Santeron am See Shabeechevan, der mir schrieb: er sey seines Dienerlebens müde; er habe beschlossen einen Coup mit einer

Anzahl

Anzahl seiner Ballen zu machen, die er an die Hudsonsbay-Kompagnie verkaufen wollte. Morgen früh würde er mit vier Kanots von Birkenrinden sein Winterquartier verlassen, und er wolle mir die nähern Umstände auf eine Baumrinde schreiben, die er an einen von den krummen Bäumen am Ende des großen Stroms nagen würde, wenn ich dorthin gehen wollte. Diese unangenehme Nachricht überraschte mich, zumal da ich nie etwas Nachtheiliges von ihm gehört hatte. Unterdessen hielt ich es für Pflicht, einem so großen Verluste meines Herrn vorzubeugen, und ersuchte eine Anzahl Wilde, mich nach den krummen Bäumen zu bringen. Wir kamen nach wenigen Tagen an die Stelle, wo ich das erwähnte Stück Baumrinde sah, und mit Kohlen folgendes darauf geschrieben fand: „Leben Sie wohl mein lieber Freund! Ich reise mit entschlossenem Muthe ab, ich hoffe mein Pelzwerk gut zu verkaufen. Ich wünsche Ihnen alles Glück; empfehlen Sie mich allen meinen Freunden!„

Da ich dem Anführer den Innhalt dieser Worte sagte, antwortete er: es wäre ein böser Geist, und unmöglich ihn einzuholen, da er schon sechs Tage vor unserer Ankunft abgereiset wäre, und nicht mehr weit vom Eingange des Nordflusses an der Hudsonsbay seyn würde. Wir hatten also die Reise umsonst gemacht. Bald nach meiner Zurückkunft kam die große Bande mit ihrer ganzen Winterjagd an. Sie besteht ungefähr aus dreyßig Familien, jede von zwanzig Personen. Wer die

meisten Weiber hat, wird für den besten Jäger gehalten, weil er sie durch seinen Fleiß ernähren muß. Die Indianer lachen die Europäer aus, daß sie nur ein einziges Weib haben, und zwar lebenslänglich; denn sie glauben, der gute Geist hätte sie geschaffen, um glücklich zu seyn, und nicht länger zusammen zu bleiben, als ihre Neigungen sich vertrügen.

Nun hatte ich alle meine Waaren abgesetzt, und blos einige wenige Artickel und etwas Rum zurückbehalten, im Fall mir auf dem Rückwege nach dem Pays-Plat eine Gelegenheit zum Tauschhandel mit mit den Indianern aufstieße. Wir packten unser Pelzwerk auf, und verließen am 23 May den Todtensee mit vier Kanots, die mit Biber- Otter- Marder- Fuchs- Wolfs- Vielfraß- Luchs- und Bärenfellen reich beladen waren.

Hier mag eine Beschreibung von der Jagd der weißen Bären und wilden Büffel stehen. Der große, weiße Bär ist ein sehr gefährliches Thier. Gemeiniglich machen sechs bis acht Indianer auf ihn Jagd, indem sie ihn zu umzingeln suchen. Ist er im Laufen begriffen, so schießen sie nach ihm; meistens aber saugt er im Winter an seinen Tatzen. In diesem Falle gehen sie näher und schließen eine doppelte Reihe, damit er zwischen ihnen durchlaufen kann. Einer schießt dann auf den Bären, und verwundet ihn meistens. Der Bär springt dann auf, um den Indianer zu verfolgen, der zwischen die Reihen läuft, wo ihn die andern tödten. Den Büffel, ein sehr starkes Thier, schießen die

Indianer nie auf den Kopf, weil sie seinen Kopf für kugelfest halten. Wenn sie auf ihn Jagd machen, so errichten sie hin und wieder kleine Schneehütten; in jeder derselben steht ein Indianer mit Bogen und Pfeil, welche sie dem Schiessen mit Pulver und Kugeln vorziehen, weil es die Büffel der übrigen Heerde nicht erschreckt. Der Schnee verhindert den Büffel, die Indianer zu riechen. Sobald das Thier fällt, versetzt man ihm mit dem Tomahawk den Todesstreich.

Am 2 Jul. kamen wir auf der Ebene des Trageplatzes an, welches ein kahler, beynahe Meilenlanger Felsen ist, der an den See Alemipigon gränzt. Ausser den sechzehn Kanadiern erhielt unsere Parthey eine ansehnliche Verstärkung durch zwanzig Stör- und Nipegeon-Indianer, die uns, wie gewöhnlich begleiteten, um uns an den Trageplätzen hülfreiche Hand zu leisten. Am Tag vor unserer Abreise stießen noch einige Kaufleute zu uns, die uns erzählten, daß ein Hause Indianer, Feinde der Nipegeons, in der Nähe wären. Nach einer kurzen Zeit stiegen die Indianer ans Land; sie waren von der Nation der Wassen und lebten mit unsern Wilden in stetem Kriege. Sie verbinden sich nicht mit andern Stämmen, sind beständig auf der Jagd, und lassen sich nur im Frühling und Herbste sehen. Wir nahmen sie sehr freundschaftlich auf, und nach den gewöhnlichen Begrüssungen machten wir einander Geschenke. Ich merkte bald, daß meine Indianer unruhig waren, und suchte sie von einander entfernt

zu halten; allein meine Vorsicht war unnütz. Sobald unsere Indianer ihre Hütten aufgeschlagen hatten, hoben sie ihre Gesänge an, um die Wassen zu bewegen, daß sie an einem Schmauße Theil nehmen sollten, den sie in der Absicht, allen Streit vorzubeugen, zu bereiten vorgaben. Da ich aber wußte, daß sie keinen andern Proviant hatten, als den ich bey ihnen fand, so vermuthete ich, daß sie eben keine friedlichen Absichten hätten. Ich wurde in meinen Muthmassungen über diese unangenehme Aussicht durch einen Wilden unterbrochen, der mir Nachricht von einem zum Verderben der Nipegeon-Indianer verabredeten Plan gab. Diese letzten waren bereit ihre Gäste zu empfangen, die sich in einer mit Cedern umgebenen Schlucht dicht am See gelagert hatten. Die Nipegeons waren entschlossen, die Absichten ihrer betrügerischen Gäste zu vereiteln, zu dem Ende machten sie Löcher in die Rinde ihrer Hütten, und stellten ihre mit grobem Schrot geladenen Flinten hinein. Die Wassen, achtzehn an der Zahl, stiegen den Hügel hinauf, um das Fest zu genießen, und hatten sich mit Messern und hölzernen Schaalen versehen, womit sie auf ein verabredetes Zeichen über die Nipegeons herzufallen dachten. Als sie aber bis auf 30 Schritte an die Hütte der Nipegeons gekommen waren, ward auf sie geschossen, so daß sie alle, bis auf ein Mädchen, getödtet wurden. Das Mädchen wurde verwundet, rieß einem Indianer die Flinte aus der Hand, und schoß den Anführer durch den

Kopf,

Kopf, worauf es von einem Knaben mit dem Tomahawk erschlagen und skalpirt wurde.

Kurz darauf verließen mich die Nipegeon-Indianer, womit ich ganz zufrieden war. Wir setzten unsere Reise nach dem Störsee fort, wo wir viele wilde Vögel schossen, und Fische fiengen. Hier trafen wir 50 Ratzen-Indianer an. Eine junge Indianerin ward krank, und der Anführer wollte mir die wunderbare Wirkung ihrer Arzney zeigen. Der Arzt sagte; der böse Geist habe seine Bärenklauen an sie gelegt, aber seine Arzney würde sie retten. Das Mädchen wurde roth bemahlt, und mit Ruß und Bärenfett bestrichen, in eine Hütte gebracht, wo sie in einen starken Schweiß gerieth, welches ihr Linderung verschafte. Während der Operation flehte der Arzt den Herrn des Lebens um Beystand an; worauf er ihr einen Absud von Wurzeln gab, durch welchen sie völlig genaß.

Am 10ten August kamen wir nach Pays Plat, wo ich verschiedene Handelsgefährten antraf. Hier warteten wir auf frische Waaren von unsern Herren, und erzählten einander unsere Abentheuer. Bald nach unserer Ankunft kam der frische Vorrath von Kaufmannsgütern und Proviant an; ich lieferte meine Pelzladung ab, die aus 140 wohlbeschaffenen Ballen bestand, belud die Kanots mit frischen Waaren, und schickte mich zur Abreise in das Innere des Landes wieder an.

Mein Gehalt war jährlich 150 Pfund St. Ich ward bloß mit Korn und Talg in das Innere des Landes geschickt. Der Fischfang hängt größtentheils

theils von der Jahrszeit, und die Fleischspeisen von der Ankunft der Wilden ab, welches ein sehr mißlicher Lebensunterhalt ist. Ich hatte sechzehn Leute, einen Indianer und seine Frau bey mir, für deren Unterhalt ich sorgen mußte. Weil ich der einzige war, der die Sprache verstund, so durfte ich das Haus wenig verlassen, und schwebte daher in steter Angst, von einem Haufen Betrunkener geplündert zu werden. Ich war also in der elendesten Lage, die man sich denken kann. Ich glaube, nur die schmeichelhafte Idee, als Dollmetscher vor andern, einen Vorzug zu haben, konnte mich bewegen, in einem so beschwerlichen Stande zu bleiben.

Am 15ten Aug. verließ ich Pays-Plat mit 4 Kanots aus Birkenrinden, und mit eben den Leuten, die mit mir am Todten-See überwintert hatten, und langte bey dem Flusse Pique an, der in den See Superior fällt. Bey unserm Anlanden stießen wir auf eine große Anzahl Tschippewähs- und Ratzen-Indianer, die sogleich ein Mahl von trocknem Fleisch und Fischen für uns bereiteten. Ich handelte ihnen Häute und Pelze ab, und da sie von dem ihnen gegebenen Rum ein dreytägiges Gelage hielten, so wurden fünf Männer getödet, und eine Frau gefährlich verbrannt. Wir setzten unsere Reise bis zu dem Trageplatz Portage la Raen fort, wo wir uns wegen des widrigen Windes neun Tage lang aufhielten. Sobald man mit Sicherheit über den Lac Superior gehen konnte, setzten wir unsere Reise über stark abschüßige

Stellen

Stellen fort, wobey wir immer im Wasser waden, und unsere Füße vieles ausstehen mußten. Da der Wind günstig war, so giengen wir weiter nach dem Kranichbeeren-See, wo wir von unserer großen Ermüdung ausruhten. Wir kamen hierauf an einen kurzen Trageplatz am Eingange des Nipegon-Flusses. Dieser Platz ist eine große Felsenkette, die man paßiren muß, um den in meiner vorigen Reise erwähnten großen Wasserfall zu vermeiden. Nun giengen wir nach dem Krähennest-See, der 200 Meilen im Umkreise hat. Die vielen darin befindlichen Inseln liefern den Indianern vieles Geflügel. Man findet hier auch viele Bären und Bieberdämme, die in krummer Richtung zehn Meilen weit laufen.

Während unsers Aufenthalts kamen Indianer vom See Arbitibis, die nach Machillimakinak gehen wollten. Da sie aber sahen, daß ich ihre Sprache verstand, so ließen sie sich in einen Tauschhandel mit mir ein. Einige Oberhäupter wünschten, meine nordwestlichen (für die Indianer bestimmten) Flinten zu sehen. Ungerne öfnete ich ihnen einen Kasten. Sie besahen die Flinten, luden vier davon, und legten sie neben den Kasten. Nachdem ich meine Sachen wieder in Ordnung gebracht hatte, nahm ich eine Flinte, ohne zu wissen, daß sie geladen war, und schnappte den Hahn ab. Unglücklicher Weise schoß ich einem Oberhaupte das Ohr weg, so daß der Verwundete mir Rache drohte. Ich suchte, ihn zu überzeugen, daß ich es ohne Absicht gethan hätte, und besänftigte ihn durch ei-

nige Geschenke. Hätte ich ihn erschossen, so würde uns der ganze Trupp seiner Rache aufgeopfert haben.

Am andern Tag setzten wir unsere Reise nach dem Skunksee fort, schifften uns am folgenden Tag ein, und hatten schönes Wetter, bis wir am Shabechevan-See anlangten. Er hat hundert und achtzig Meilen im Umkreise, ist sehr Fischreich und liegt ungefähr sechs Tagereisen vom Todtensee. An diesem See halten sich viele gute Jäger auf, die eine Menge Ballen von Biberfellen liefern. Daher beschloß ich, mich hier niederzulassen, da ich noch dazu die Aussicht auf eine reiche Lieferung von Fischen, Reis und Kranichbeeren hatte. Nachdem die Kanots in Sicherheit gebracht worden waren, suchte ich mit zwey Indianern einen bequemen Platz zur Erbauung eines Hauses auf. Wir fanden bald dergleichen, und errichteten ein Haus, das funfzig Fuß lang und zwanzig breit war, und theilten es in zwey Gemächer, eines für die Waaren und das andere zur Bewohnung. Die Seen fiengen jezt an stark zu gefrieren; ich theilte also meine Leute in zwey Partheyen, deren eine fischen, und die andere Brennholz für den Winter anschaffen mußte. Wir fiengen eine große Menge Fische, und fürchteten nun keinen Hunger, wie im vorigen Jahr.

Nach zehn Tagen kamen viele Indianer mit ihrer Herbstjagd, von denen ich noch keinen gesehen hatte. Sie freuten sich sehr, einen Pelzhändler anzutreffen, der ihre Sprache verstand, noch

mehr

mehr aber, als ich ihnen zeigte, daß ich ein Bruder Krieger wäre. Sie stellten sogleich ein Fest an, luden mich dazu ein, und sangen Lieder an den Herrn des Lebens. Ich gab ihnen hierauf zwey Fäßchen Rum, zehn Rollen Toback und noch andere Sachen, wofür sie mir ihr sämtliches Pelzwerk überließen. Sie hielten nun ein dreytägiges Gelag, wobey kein Unglück geschah, als daß eine Mutter ihrem Kinde das Rückgrad brach.

Am 19ten kamen wieder vierzig Indianer mit einigen Pelzen, und einem großen Vorrath von trockenem Fleisch nebst etwas Bärentalg. Ich gab ihnen Rum dafür, und rieth ihnen, denselben mitzunehmen, welches sie thaten und sich vollkommen nüchtern einschifften. Ich blieb nun fast einen ganzen Monat mit einem einzigen Manne zurück, weil die übrigen sich mit dem Fischen und Marderfange beschäftigten. Sie waren in beyden sehr glücklich; denn sie brachten gegen achttausend Forellen, Hechte und Weißfische mit, welche wir aufhiengen und gefrieren ließen. — Zu Anfang des Decembers kam ein neuverehlichtes Paar zu uns. Ich gab ihnen etwas Rum, der sie sehr lustig machte, und da ich die junge Braut bat, einen Liebesgesang zu singen, so sang sie: „Es ist wahr, ich liebe ihn allein, dessen Herz dem süßen Safte gleicht, der aus dem Zuckerbaume quillt, und der ein Bruder des Espenlaubes ist, das stets lebt und zittert.„ —

Gegen das Ende des Jahrs 1779 kam eine Gesellschaft Wilde von der Ratzennation zu uns, die

die nach dem Skunkskopf-See gehörten, der zwischen dem See Nipegon und dem See Manantoye liegt. Sie brachten Lebensmittel und Pelzwerk mit, welches ich eintauschte. Nach ihrer Abreise gieng unser Proviant zu Ende, weil meine Haushaltung durch die Leute eines in der Nachbarschaft von einem Indianer ermordeten Pelzhändlers, die ich zu mir genommen hatte, vermehrt worden war. Wir achtzehn Personen hatten nur noch einige Fische und wilden Reis. Jedem wurde täglich eine Handvoll Reis und ein kleiner Fisch von zwey Pfunden gegeben, welches zusammengekocht eine schmackhafte Suppe giebt. Da der Frost sehr strenge anhielt, und sich kein Indianer sehen ließ, so sahen wir uns genöthiget, das Haar von den Bärenfellen zu kratzen, und das Fell zu braten, das wie Schweinfleisch schmeckt. Dieses, mit etwas Felsen-Kaldaunen gekocht, machte unsre ganze Nahrung aus. Felsen-Kaldaunen (Tripe de Roche) sind ein schwammigtes sehr ungesundes Kraut, das an dem Felsen wächst; es verursacht heftige Schmerzen in dem Unterleibe und oft einen Durchfall.

Nach ausgestandenem großen Ungemach ließ ich meinen Leuten Marderfallen machen, welches zuweilen, wiewohl nur auf eine kurze Zeit, unserm Mangel abhalf. Endlich kam ein Haufe Indianer mit zehn Schlittenladungen von Fleische und Pelzen, welches uns eine große Freude machte. Es ist bewunderungswürdig, welche Kräfte die Natur anstrengt, um sich im Elend aufrecht zu

erhal-

erhalten. Die Indianer, welche unser Elend in unsern abgezehrten Gesichtern lasen, überließen uns ihren ganzen Vorrath an Bären, Waschbären und Elennthieren. Der Kessel wurde sogleich aufs Feuer gesetzt, und wir hielten mit frölichem Herzen ein stärkendes Mahl, indeß die Indianer die Freude genossen, unsrem Mangel abgeholfen zu haben. Die Wilden besitzen, unerachtet ihrer Grausamkeit, Tugenden, die der Menschheit Ehre machen, und verrathen Züge von edler Großmuth und Güte. Sie wissen nichts von der niedrigen Denkungsart, wodurch so viele aufgeklärtere und reichere Menschen sich entehren.

Nach der Mahlzeit forderte der Anführer etwas Toback. Als er ein wenig geraucht hatte, sagte er mir von dem Pelzhändler Fulton, der sich am See Shekarkistrogon befand, sehr traurige Nachrichten. Fulton sahe sich genöthiget, seine Leute in zwey Partheyen zu theilen, wo man durchs Loos bestimmt, welche Parthey jagen und fischen, und welche bey dem Herrn bleiben soll. Die Fischparthey bestand aus Franz Janvier, Franz St. Ange, und Ludwig Düfresne, lauter Kanadier, die sich mit Aexten, Eisbeilen und Fischergeräthe auf den Weg machten, und nach Verlauf von acht Tagen einen bequemen Ort erreichten. Sie erbauten sich daselbst eine Hütte, und ließen sichs eine Zeitlang recht wohl seyn, bald aber fehlte es ihnen an Fischen und auf der Jagd hatten sie auch kein Glück, daher sie in die größte Hungersnoth geriethen. Janvier faßte daher den Vorsatz, den

ersten Indianer, der ihm unter das Gesicht kommen würde, zu tödten. Da kam nun ein Indianer mit zwey Ottern und zwey Häasen, und gab sie den Janvier. Der Hunger war bereits so heftig, daß er sie bloß abstreifte, und im Kessel kochte, ohne sie auszunehmen. Diese zur rechten Zeit gekommene Hülfe war bald verzehrt; aber Janviers teuflischer Vorsatz dadurch nicht geschwächt. Er bat den Wilden, ihm einen schweren Klotz an das Feuer bringen zu helfen; und indem sich derselbe bückte, schlug ihn Janvier mit einer Axt nieder, und schleppte ihn an die Thüre der Hütte. Hier schnitt er ihn auf, und legte mit der gefühllosesten Unmenschlichkeit so viel von dem Fleische seines Befreyers in den Kessel, als er zu einer Mahlzeit für hinlänglich hielt. Als es fertig war, zwang er seine Kameraden daran Theil zu nehmen, das Kreuz auf seiner Brust zu küssen und bey allen Heiligen zu schwören, daß sie die That nie verrathen wollten. In ein paar Tagen war der Indianer verzehrt, und Janvier beschloß, sich aufs neue Menschenfleisch zu verschaffen, und suchte Gelegenheit zu einem Zanke mit St. Ange, und fragte den Düfresne: ob er nicht glaube, daß St. Ange das Schicksal des Indianers verdiene, da er gesagt habe, er wolle die Ermordung des Indianers entdecken. Düfresne durfte es nicht wagen, ihm gerade zu widersprechen; und hierauf versetzte Janvier den St. Ange sogleich einen Streich mit dem Beil, der ihn tödtete. Er schnitt ihn auf und kochte ein Stück. Zum Glück für den

Dü-

Düfresne wurde das Wetter wärmer; sie fiengen wieder Fische und kehrten zu ihrem Herrn zurück. Im Uebermuthe, den Janvier wegen seiner Ueberlegenheit fühlte, zwang er Düfresne ihn in einem indianischen Schlitten nach Fultons Hause zu fahren, und weil dieser keinen Widerstand wagen durfte, so mußte er aus der Noth eine Tugend machen, und sich auch zu diesem harten Dienste bequemen. Fulton war über ihre Zurückkunft sehr erfreut, weil es ihm an Leuten fehlte; als er sich aber nach St. Ange erkundigte, erhielt er keine Antwort. Endlich sagte Janvier, er sey mit einem Oberhaupte auf die Jagd gegangen, und werde bald zurückkommen. Es vergiengen einige Tage, ohne daß St. Ange zurückkam. Da Herr Fulton endlich etwas Böses argwohnte, und stark in Düfresne drang, so entdeckte dieser die ganze Mordgeschichte. Herr Fulton verließ sein Winterquartier, weil er seine Waaren abgesetzt hatte. Den ersten Abend nach der Abreise theilte er seinen Leuten Düfresne's Entdeckung mit, und eröfnete ihnen die dem Böswicht zugedachte Strafe; und als sie Abends am Feuer saßen, wurde der Menschenfresser nach langem Läugnen zum Selbstgeständniß genöthiget, und vom Herrn Fulton durch den Kopf geschossen.

Im Februar besuchte mich ein Pelzhändler, der ein Hemd von geräuchertem Leder trug. Ich war gerade sehr schlecht mit Lebensmitteln versehen, und hatte den Kessel mit den Blättern von Tripe de Roche über dem Feuer. Er wunderte sich

nicht

nicht nur über meine elende Lage, sondern auch, da ich ihm meine Biberballen zeigte, darüber, wie ich Waaren genug zum Eintausch für so vieles Pelzwerk hätte hieher bringen können. Kurz nach seiner Abreise kamen ungefähr hundert Indianer. Ich hatte nur noch einen geringen Vorrath an Rum, welches mir höchst unangenehm war, da dieses ein unentbehrlicher Artickel bey den Indianern ist. Ich tauschte ihnen ihre Felle ab, und gab ihnen so viel Rum, als ich entbehren konnte, worauf sie sich zufrieden wieder einschifften. Im April langte der letzte Haufe an, mein sehr kleiner Vorrath von Rum setzte mich in noch größere Verlegenheit. Ich wurde also genöthiget ihn so zu verdünnen, daß er um ein Fünftheil schwächer wurde, auf welche Art ich zwanzig Doppelmaas erhielt. Nachdem ich die Indianer mit Kleidungsstücken versehen, und ihr Pelzwerk bekommen hatte, gab ich ihnen Rum zu trinken, und nahm von ihnen einen herzlichen Abschied.

Nun fuhren wir, sehr vergnügt darüber, daß wir unsere Winterquartiere verlassen konnten, ab, und setzten unsere Reise, ohne daß uns etwas Merkwürdiges begegnete, fort, bis wir den Stinksfluß erreichten. An dem Krähennest-See erlegten wir einige wilde Gänse und Enten, die aber um diese Jahrszeit einen fischartigen Geschmack haben. Bey la Grande Cote de la Roche schossen wir zwey Bären. Sie schmeckten uns vortreflich, und weil wir gerade etwas Zeit auf die Zubereitung wenden konnten, so verzehrten wir es mit eben so vielem

Appe-

Appetit, als wir in einer bessern Lage das köstlichste Mahl genossen haben würden. Bey dem Nachdenken über die vielen ausgestandenen Gefahren machte ich die Bemerkung, daß wir unsere Rettung meistens unserer Klugheit und unserm Muthe zuschreiben; daß aber die Indianer in diesem Stücke richtiger denken; denn sie sagen: von dem Herrn des Lebens erhalten wir den Muth, der uns aus Gefahren befreyet. — Ihm schreibt der Wilde sein Glück und seine Siege zu; und ist er besiegt und an den Marterpfahl gebunden, so dankt er ihm, daß er ihm Muth gegeben hat, seine Adern zu öfnen. Dieses Vertrauen macht ihn fähig, die härtesten Qualen mit Fassung zu ertragen, und unter den höchsten Schmerzen seinen Feinden zu trotzen. Ungeachtet die Tschippewäh's und die mehrsten indianischen Nationen von Nordamerika so richtig denken; so ist diese Gesinnung doch nicht allgemein. Die Mattaugwessawacks sollen kein höchstes Wesen verehren; aber doch in manchen Stücken eben so abergläubisch, als die andern Wilden seyn. Sie glauben, daß gewisse Orte von bösen Geistern bewohnt werden.

Wir setzten unsere Reise nach Pays-Plat fort, und blieben daselbst in Gesellschaft mit Rauchhändlern, die ebenfalls auf den Inseln überwintert hatten. Noch andere kamen mit Waaren, um diejenigen aufs neue zu versehen, die wieder zurückgehen wollten; weil aber meine Zeit verflossen war, so gieng ich wieder nach Michillimakinak. Nachdem ich dem befehlshabenden Officier meine

Aufwartung gemacht, und meinem Herrn Rechnung abgelegt hatte, begab ich mich nach Chippeway-Point, einer Landspitze ausserhalb der Festung, wo ich bey einer indianischen Familie wohnte. Während dieses Aufenthaltes boten mir die Officiere es sehr oft an, daß ich in ihren Quartieren innerhalb der Festung schlafen sollte; weil ich aber in den Wäldern zu liegen gewohnt war, so zog ich meistens dieses Lager vor.

Am 11 August kamen die Rauchhändler von Mississippi an, und brachten die Nachricht, daß ein gewisser Herr Ramsay und sein Bruder auf ihrem Weg nach St. Joseph auf eine ausserordentliche Art einem Stamme von der Nation der Poes entronnen wäre. Dieses ist ein sehr grausames und den Engländern abgeneigtes Volk. Die Wilden hatten, wie es scheint, die Kanadier eingeladen zu landen, und in der Meinung, daß sie Pelzwerk zu verkaufen hätten, ließ Herr Ramsay seine Leute ans Land gehen. Indem er aussteigen wollte, wateten drey von den Kriegern bis an den Hals durch das Wasser, zogen ihn aus seinem Kanot und schleppten ihn an das Ufer. Seine Leute landeten sogleich, und wollten ihrem Herrn folgen; als sie aber eilf Indianer in der Nähe sahen, und die böse Absicht der Anführer merkten, stiegen sie wieder in die Kanots, ließen das eine, worinn die Herren Ramsey gesessen waren zurück, und ruderten nach einer benachbarten Insel, wo sie den Ausgang einer Begebenheit, die ihrem Herrn den Tod drohte, abwarteten. Drey Wilde

banden den Herrn Ramsay an einen Baum, bewachten seinen Bruder auf das genaueste, und plünderten nun das Kanot, aus dem sie so viel Rum herbeyschleppten, als sie nur trinken konnten. Sie sangen hierauf Kriegslieder, machten ein groſſes Feuer an dem Baum, an welchem Herr Ramsay gebunden war, und seſzten sich auf die Erde, wo sie ihn verspotteten, und seinen Bruder zwangen in den Spott mit einzustimmen.

Die gewöhnliche Hinrichtung bey den Wilden ist so. Der gefangene Krieger wird mit kleinen Stricken von Baumrinde an einen Baum gebunden, und ihm eine kleine Klapper in die Hand gegeben, welche er schüttelt, während er den Todtengesang singet: „Herr des Lebens, sieh' mich wohl an, ich bin ein Krieger; ich habe meinen Körper gegen den bösen Geist weggeworfen.„ Nach geendigtem Gesang wird er losgebunden, und muſz durch zwey Reihen Weiber, die mit kleinen Stöcken versehen sind, Spiſzruthen laufen. Hierauf wird ein Hundeschmaus mit Bärentalg und Heidelbeeren zubereitet, wovon er essen muſz. Alsdann wird er wieder an den Marterpfahl gebunden, und rings um ihn Holz gelegt. Er singt nun seinen Kriegsgesang; die Weiber zünden das Feuer an, und der Gefangene singt unter dem Brennen. Seine Gebeine werden dann aufgelesen und an die Kriegsstandarte, eine hohe mit Zinnober bemahlte Stange, befestiget. Man sagt, daſz die Nation der Followen ihre Weiber und Kinder tödten, ehe sie in die Schlacht gehen, damit im Fall einer

Niederlage der Feind keine Gefangene von ihrer Nation bekommen kann.

Als der Rum in den Köpfen der Poes wirkte, ließen sie Holz um den Pfahl legen, banden den Gefangenen los, und brachten ihn zum Kriegskessel, um sein Todtenmahl zu halten. Herr Ramsay, der die Indianer kannte, ließ es sich mit verstellter Frölichkeit gefallen, und sagte, er wäre satt. Hierauf wurde er wieder an den Baum gebunden. Hier bat er mit großer Fassung um Erlaubniß, eine Rede zu halten, ehe er in einen andern Himmelsstrich gienge. Die Rede lautete so:

„Es ist wahr, der Herr des Lebens hat mich zu diesen Indianern geschickt, deren Herzen voll vergifteten Blutes sind; und da sie mich meinen Himmelsstrich wollen verändern lassen, so werde ich muthig nach einem bessern Handlungsplatz gehen, wo ich gute Indianer finden werde. Sie wissen wohl, daß ich, seitdem ich ein Rauchhändler bin, stets mit ihnen und ihren Weibern und Kindern Mitleid gehabt, und ihnen mein Herz bey allen Gelegenheiten geöfnet have. Jezt aber hat der böse Geist sein Herz mit dem ihrigen vereinigt, um mich in eine andere Himmelsgegend zu schicken, und ich freue mich darüber; denn ich bin in dem Lande, wohin ich gehe, besser bekannt, und von größern Kriegern, als diese jemals waren. Ich betrachte jezt alle Anführer als alte Weiber, und weil ich der Büffel bin, will ich mein letztes mit ihnen trinken, und den Kriegern in jenem Klima die Nachricht bringen.„

Nach-

Nachdem sie diese Rede aufmerksam angehöret hatten, machten sie sich bereit, ihn zu tödten. Er bat seinen Bruder, den Muth nicht sinken zu lassen; er möchte ihnen nur recht viel Rum zu trinken geben, welches er auch so reichlich that, daß sie in den tiefsten Rausch verfielen. Nun schnitt sein Bruder die Stricke ab, und hierauf schütteten sie den Besoffenen allen noch übrigen Rum in den Hals, und ergrimmt über die Grausamkeit, die sie an ihm haben verüben wollen, schnitte er ihnen mit Hülfe seines Bruders allen die Hälse ab, packte alles wieder in das Kanot und ruderte so schnell als möglich seinen Leuten nach.

Nach einiger Zeit gieng ich nach Quebeck, wo ich wieder bey einem Herrn in Dienste trat. Er stellte mir frey, ob ich zu den Indianern am See Temiskaming, oder anderst wohin reisen wollte. Ich versah mich mit einem Sortiment Kaufmannswaaren, und verließ Quebeck, um nach Tudonsac am Ende des Saguenay-Flusses, unweit des St. Laurentflusses zu gehen. Ungefähr neun Meilen von Quebeck liegt ein Dorf, das die Loretto-Indianer bewohnen, die eigentlich zur Nation der Huronen gehören. Sie bekennen sich zur katholischen Religion. Die Weiber haben sehr gute Stimmen, und singen auf eine bezaubernde Art Hymnen in ihrer Sprache. Sie treiben Ackerbau, haben unschuldige Sitten, und sind die unschädlichsten unter allen nordamerikanischen Indianern. Ihre Häuser sind gut und nach Art der Kanadier gebaut. Fast durchgängig sind sie schlank, wohlgebildet, ha-

ben kurzes, schwarzes Haar, das sie auf dem Vorderkopf von einem Ohr bis zum andern abscheeren, und tragen weder Mützen noch Hüte. Einen Bart haben sie so gut, wie alle andere Wilde; aber er ist kaum sichtbar, denn sie rupfen sorgfältig jedes Haar an der Oberlippe und an dem Kinn mit Messingdrath aus, den sie zu diesem Zweck in Form einer Zange zusammendrehen. Es ist bekannt, daß alle Rauchhändler diesen Handelsartickel blos zu der Absicht ausführen.

Tadousac liegt an der Seeseite, nordwärts des St. Lorenzflusses, und wird von wenigen sogenannten Bergindianern bewohnt, die sich hauptsächlich von der Fischerey nähren. Man findet hier einen französischen Geistlichen und eine Kirche für die Indianer, die sämtlich Katholiken sind. Ich blieb vierzehn Tage in diesem Dorfe. Der Winter kam nun schnell heran, und wegen meines verlängerten Aufenthaltes mußte ich meine Reise in Schneeschuhen fortsetzen, indem ich alle meine Waaren auf indianischen Schlitten durch die Wälder und über hohe Berge führte. Wir reiseten 21 Tage lang in tiefem Schnee durch das Saguenay-Land, bis wir einen Ort, Namens Checuteiny erreichten. Der Fluß, woran es liegt, hat Ebbe und Fluth. Hier sind nur wenige Indianer und ein Rauchhändler, bey dem ich überwinterte, auf die Jagd gieng und sehr viele Thiere erlegte. Zu Anfang des Frühlings setzte ich, mit Kanots versehen, meine Reise nach dem St. Johannissee, und von da nach dem Flusse Panebakasch und nach dem See

Scha-

Schabumutschoin fort. Diese Reise gieng beynahe achtzig französische Meilen weiter ins Land, als je ein Rauchhändler vor mir gekommen war. Die einzige Niederlassung in dieser Gegend ist am Petersee.

Am 26 May kam ich an den See Schabumutschoin. Einige ankommende Indianer versicherten mich, daß es mir sehr zum Vortheil gereichen würde, wenn ich hier überwinterte; auch versprachen sie, mich mit Pelzen, Häuten und Fischen zu versehen. Ich baute mir daher ein bequemes Haus, und hielt mir zwey Wilde mit ihren Weibern und Kindern zur Jagd. Am 29ten fieng ich eine große Menge Forellen und Hechte; auch bekamen wir so vieles wilde Geflügel, daß wir immer zwey Gänge auf dem Tische hatten, und statt des Gemüses kochten wir allerhand Wurzeln. Als ich eines Tages im Walde gieng und eine im Grase liegende Schlange wahrnahm, so schnitt ich einen langen Stock und ließ ihn sachte auf ihren Kopf fallen. Sie bewegte sich augenblicklich fort, und ich konnte sie sehr deutlich klappern hören. Indem ich den Glanz ihrer unaussprechlich schönen Farben betrachtete, wand sie sich wie ein Knauel zusammen, um auf mich loszuschießen. Ich ergrief daher die Spitze des Stocks, und schlug sie mit dem schweren Ende auf den Kopf. Dieser Schlag betäubte, und ein zweiter tödtete sie. Sie war wenigstens sechsthalb Fuß lang, vier Zoll im Umkreise dick, und hatte neun Glieder in der Klapper, welches ein Alter von neun Jahren anzeigen soll. Das Fleisch dieser Schlange ist köstlich von Geschmack,

und

und ich habe es oft mit großem Appetite gegessen. Die Indianer vergiften oft die Klapperschlangen mit Tobacksaft.

Ich hatte auf meiner kleinen Festung beständig eine Flagge aufgepflanzt, welche die Indianer mit Flintenschüssen begrüßten. Der Hause, der damals bey mir war, hielt eine Versammlung und schenkte mir zwey sehr große Biberröcke und verschiedene schöne Felle, nebst einer Menge Proviant, wofür ich ihnen Toback, Rum, Spielsachen und Munition gab. — Am 24 Jun. kam eine Anzahl Indianer vom See Arbitibis, die viele vortrefliche Pelze und Häute nebst trockenem Fleisch mitbrachten. Nach ihrer Abreise nahm ich einen Indianer zum Wegweiser, und besuchte einen Kollegen, der ungefähr 150 englische Meilen von mir wohnte, und bey dem ich vierzehn Tage blieb. Am 16 Jul. kamen wieder 50 Wilde mit ihrer Frühlingsjagd, und da diese noch einmal mit einer Ladung kamen, so hatte ich so viele Rauchwaaren beysammen, als nur meine Kanots fassen konnten. Zu Anfang des Augusts packte ich meine Ballen und schiffte mich nach Quebeck ein, wo ich zur großen Freude meines Herrn glücklich anlangte. Zur Belohnung für meinen Fleiß und meine Beschwerlichkeiten gaben sie mir ausser meinem Gehalt noch ein ansehnliches Geschenk. — Ich verließ ihren Dienst und das indianische Leben mit dem Vorsatze, eine weniger gefährliche Bestimmung zu suchen, wobey ich mit minderer Anstrengung des Geistes und Körpers die gesellschaftlichen Freuden genießen könnte.